

Dora Duncker

George Sand

Ein Buch der Leidenschaft
Historischer Roman

1. KAPITEL

Paris! Endlich hatte sie es erreicht, das Ziel ihrer Sehnsucht, ihres heißen glühenden Verlangens. Paris, das große glänzende Paris, das ihr alles geben sollte, was die Einsamkeit ihres ländlichen Besitzes Nohant, die ernüchternde und verstimmende Nähe ihres Gatten, die kleinliche Sorge um den Haushalt, ihr versagt hatten.

Mit leuchtenden Augen stand Aurore Dudevant auf dem kleinen Altan der bescheidenen Mansarde, die sie auf dem Quai St. Michel gemietet hatte. Auf den Kuppeln, Türmen und Dächern der Stadt gleißte noch der Schnee, der in der Neujahrsnacht gefallen war, in der sie sich heimlich von Nohant fortgeschlichen hatte. Ihr Gatte war mit ihrem Stiefbruder auf einer Gasterei im benachbarten Bourges gewesen, und, wie die Herren es sich letzthin zur Gewohnheit gemacht, über Nacht nicht nach Hause gekommen.

Leisen Fußes war sie an die Betten ihrer Kinder geeilt, ihnen Lebewohl zu sagen.

Sie preßte die Hand aufs Herz, sie wischte die Tränen aus den wundervollen dunklen Augen. Nein, sie wollte nicht daran denken, was dieser Abschied von den Kindern sie gekostet hatte, von Maurice, ihrem schönen, begabten Jungen, von der kleinen Solange, die ihr rundes, rotverschlafenes Mädchengesicht in den Kissen versteckt gehalten, als sie den letzten Kuß auf ihre blonden Locken gedrückt hatte.

Sie durfte nicht an diesen Abschied denken, wollte sie erreichen, was sie seit Jahren zu erreichen strebte: volle geistige Freiheit, ein Aufsichselbstgestelltsein in allen Dingen des Lebens, die Ausbildung der dichterischen Begabung, die ihre leidenschaftliche Seele ganz erfüllte.

Aurore Dudevant hob das Antlitz, das sich bei der Erinnerung an den Abschied von ihren Kindern gesenkt hatte. Sie schüttelte die Fülle ihrer kastanienbraunen Locken in den Nacken, sie dehnte die kaum mittelgroße, ein wenig zur Fülle neigende Gestalt, die den geistvollen Charakterkopf trug.

Aufs neue blickte sie um sich. Über ihr strahlte verheißungsvoll ein sonnendurchgoldeter Januarhimmel, unter ihr rauschte geheimnisvoll das Wasser der Seine. Alteermooste Dächer, spitze gotische Türme, runde Kuppeln grüßte ihr Blick. Eine neue Welt tat sich vor ihr auf.

Weit dehnte sich ihr Herz. Alte Zeiten, Zeiten des Glanzes, Zeiten des tiefen Niederganges, neue Erhebungen, abermaliger Abfall, die an dieser alten Seinestadt vorbeigegangen waren, stiegen vor ihr auf.

Sie aber sehnte sich danach, in die Geschichte der Gegenwart einzudringen, das Paris mitzuleben, das die Julirevolution neu gestaltet hatte.

Seine großen Männer und Frauen, seine Sitten, seine sozialen und politischen Verhältnisse kennen zu lernen, in lebendige Fühlung zu gelangen mit den Ersten der Literatur, mit Victor Hugo und seinen Schülern, mit Alexandre Dumas – diesen beiden großen Romantikern, die von dem Feld Besitz genommen, von dem man die Klassiker vertrieben hatte – mit Balzac, mit dem Sozialisten Louis Blanc und seiner Partei, das war ihr Ziel. Nur ein toter Begriff war es gewesen, was sie bisher von diesen Führern der Zeit gelesen und gehört. Die Weltabgeschiedenheit und das Spießbürgertum von Nohant, sie hatten ihr nichts zu geben vermocht als die ungeheure Sehnsucht nach einer Welt, in die sie endlich mit fieberndem Verlangen unterzutauchen hoffte. –

Wie sie so stand und in die Weite sah, stieg plötzlich das Bild ihrer Großmutter vor ihr auf, die sie erzogen hatte und die der Tod ihr nur allzufrüh geraubt.

Eine brennende Sehnsucht packte Aurore, diese seltene Frau, die einen Rousseau ihren Freund genannt, noch einmal, ein einziges Mal nur an ihrer Seite zu haben, es aus ihrem Munde zu hören, daß sie recht getan, rücksichtslos der drängenden Stimme zu folgen, die sie aus dem Alltagsleben fort auf eine höhere Warte rief.

War diese fein- und freigeistige Frau es doch gewesen, die ihr Herz und Geist für die Größe und Schönheit einer geistigen Welt geöffnet hatte. Die ihr die Sinne hell und fein gemacht, ihr das Verständnis für die Dichter und Denker, für die Philosophen und Essayisten Frankreichs, Englands und Deutschlands erschlossen hatte.

Mit einem Gefühl von Stolz und Wehmut dachte Aurore Dudevant an jene wundervollen Jahre in Nohant¹ zurück, da die Großmutter ihre junge erwachende Seele geleitet, da sie Arm in Arm mit der alten Frau zwischen den morschen Ulmen, den aufrechten Linden, Pappeln und Kastanien des weiten Parkes dahingeschritten war, und ihren klugen geistreichen Worten gelauscht hatte.

Auch an Deschartres dachte sie, ihren gewissenhaften Lehrer, der so unendlich viel Geduld mit ihrer ungestümen Wildheit gehabt und gemeinsam mit der Großmutter an ihrer Ausbildung gearbeitet hatte.

Was diese beiden, ihr teuren Menschen, gesäet, das sollte nun aufgehen zu gesegneter Ernte. Lange genug hatte sie das Joch einer Ehe ertragen, von der sie sich im Beginn alles Glück der Welt versprochen, und das sie am Ende nur herabgezerrt und kleingemacht hatte. Nun war es genug. Sie war sechsundzwanzig Jahre alt. Das Leben rief. Sie wollte seinem Rufe folgen.

¹Die Großmutter Aurore Dudevants, der späteren George Sand, Marie Aurore, eine Tochter des Marschalls von Sachsen, Gattin und spätere Witwe des Claude Dupin de Franceuil, erwarb das in der Berry gelegene Schloßchen Nohant 1793 für 33 000 Livres. Von der Dauphine Maria Josepha erzogen, hatte Frau Dupin de Franceuil sich zu einer Dame von vornehmstem Geschmack herangebildet. In diesem Sinne baute sie das Schloßchen aus und erweiterte und verschönerte den Park. Nohant ist von 1793 bis 1909 im Besitz der Familie der George Sand geblieben. Die Enkelin der Dichterin, Frau Gabriele Dudevant-Palazzi, hat der französischen Akademie am 27. Juni 1909 samt einer Summe von 100 000 Franken das Besitztum Nohant vermacht, in dem seit dem Tode George Sands nichts verändert wurde. Die Akademie gedenkt das Schloß Nohant in ein Sandmuseum umzuwandeln.

Aurore trat in das Zimmer zurück. Nach dem warmen Sonnenschein draußen dünkte es sie eisig kalt. Ihre Hand griff nach dem Korb mit den großen Buchenscheiten. Dann zog sie die zugreifenden Finger wieder zurück. Nein, das ging nicht an. An allen Ecken und Enden würde gespart werden müssen, wollte sie sich mit den 250 Franken monatlich einrichten, die ihr zufielen, wenn sie gerechterweise die zusammengeschmolzene Rente von Nohant mit ihrem Gatten teilte.

Sie rückte einen kleinen schmalen Tisch, der ihr als Schreibtisch dienen sollte, ans Fenster und versuchte sich in die Arbeit zu vertiefen, die sie in Nohant begonnen, und bei der Casimirs und ihres Stiefbruders Hyppolite lärmende Gelage sie immer wieder unterbrochen hatten. Aber auch hier in der wundervollen Stille schien die Arbeit nicht recht fortschreiten zu wollen. Nachdenklich legte Aurore die Feder nieder. Den Kopf in die Hand gestützt, grübelte sie. Tastend suchte sie zu ergründen, woran es ihr fehlte; denn daß nicht allein die äußeren Störungen es waren, die sie bisher gehemmt hatten, machte sie sich in dieser Stunde mehr denn je klar.

Je schärfer sie nachdachte, um so niederdrückender wurde das Resultat; der Stoffkreis an den sie sich halten konnte, war ein minimaler. Ihr fehlte das lebendige Erleben, alle Möglichkeiten, einen weitausschauenden Blick zu gewinnen. Den Fragen des Tages stand sie blind und taub, jedem gesellschaftlichen Leben weltfremd gegenüber. Wer sollte ihr die fremde Welt näher bringen? Wo sollte sie die Beziehungen suchen und finden, ohne die auch in Paris das Ziel niemals erreicht werden würde, das sie sich gesteckt?!

Es fiel ihr ein, daß zwei Landsleute aus der Berry, Felix Pyat und Jules Sandeau sich, sozusagen als literarische Lehrlinge, in Paris aufhielten. Vielleicht, ja gewiß, würden sie sich ihr hilfreich erweisen. Wo aber sollte sie die beiden finden? Sie wußte weder, wo die jungen Leute wohnten, noch ahnte sie, ob sie etwa bei einem Blatte oder bei einem Verlage angestellt waren. So blieb ihr nichts übrig, als ihrem guten Stern zu vertrauen und inzwischen ihre Zeit so vorteilhaft als möglich zu nützen. —

An einem der nächsten Vormittage, als der Nordost so heftig über die Dächer wehte, daß die Öfen der Mansarde nicht zu erheizen waren, nahm Aurore Hut und Pelzmantel, die beide grade keinen besonders vorteilhaften Eindruck mehr machten, und begab sich ohne langes Besinnen in die Bibliothek Mazarin, um ein paar Bücher einzusehen.

Auch hier herrschte eisige Kälte. Die wenigen Menschen, die im Lesesaal saßen, waren bis an die Nasenspitze in Schals und Tücher gehüllt. Aurore konnte sich eines Lachens über die blaugefrorenen eifrigen Leser nicht erwehren.

Dann setzte sie sich, selbst in Hut und Pelz, an ein neuerschienenes Bändchen bisher ungedruckter Fragmente Rousseaus. —

Mit gespanntem Interesse las sie, als sich plötzlich eine hübsche kräftige Männerhand über die kleinen Buchseiten legte. Hinter ihr lachten zwei frische junge Stimmen.

Aurore fuhr herum. Wahrhaftig, Jules Sandeau und Felix Pyat, die ersehnten Berrichons, standen hinter ihrem Stuhl!

Rasch sprang Aurore auf und reichte den jungen Leuten mit kräftigem Druck die Hand.

»Endlich! Wo haben Sie sich nur in Paris verkrümelt?«

»Oh, wir sind überall zu finden, wo es hübsch und lustig ist. Im Theater, in den Kabaretts, in den Salons, auf den Bällen der ganzen und halben Welt. Und Sie?«

Aurore erzählte von ihren Erlebnissen und Plänen. Die Unterhaltung wurde immer lebhafter. Die Leser mit den blaugefrorenen Nasenspitzen fingen an ärgerlich nach der Gruppe der Störenfriede umzusehen.

Sandeau, fasziniert von Aurores eigenartiger Persönlichkeit, griff die schöne und gescheite Landsmännin bei der Hand.

»Kommen Sie,« bat er, »wir wollen in das Café gegenüber. Dort kann man sich ungeniert ausplaudern und an einem guten Kaffee wärmen.«

Aurore ließ sich berichten.

Die beiden waren Schüler und Mitarbeiter ihres gemeinsamen Landsmannes Latouche, der als Herausgeber des »Figaro«, obwohl das Blatt noch in den Anfängen steckte, in Paris eine nicht unbedeutende Rolle spielte.

Die Freunde rieten Frau Dudevant, ihn sofort aufzusuchen. Latouche war der Mann dazu, ihr den Weg zu bahnen. Allein Aurore wollte nichts davon wissen. Ihr Stolz wehrte sich dagegen, als ein Nichts bei ihm anzuklopfen. Latouche' feiner glänzender Geist würde vermutlich für ihre bisherigen literarischen Versuche nur ein mitleidiges Lächeln haben. Je mehr sie sich sträubte, desto beredter wurde Felix Pyat.

»Sie dürfen sich unter keiner Bedingung dem Journalismus entziehen, Frau Aurore. Er spielt seit der Julirevolution eine große, ja eine führende Rolle in Paris.«

Sandeau hielt sich die Ohren zu. »Hör auf!« rief er. Er hatte sich in die schönen Augen seiner jungen Kollegin vertieft und darin etwas wie Ermüdung zu entdecken geglaubt.

Pyat, der ein enragiertes Journalistenherz in der Brust trug, war schwer von seinem Plan abzubringen, der jungen Landsmännin einen ausgiebigen Vortrag über den heutigen Stand der Pariser Presse zu geben.

Endlich hatte Sandeau wieder das Wort.

»Wie wär's, wenn wir zusammen in einem guten Restaurant speisten und danach ins Théâtre Français gingen? Oder haben Sie Victor Hugos neues Drama ›Hernani‹ schon gesehen?«

Aurore schüttelte ein wenig beschämt den Kopf. Einen Augenblick kämpfte sie mit sich, dann gestand sie freimütig ein, daß sie noch mit keinem Fuß im Theater gewesen sei. Die Plätze, die Damen besuchen können, seien ihr zu teuer, und ehrlich gestanden sei auch ihre Garderobe nicht danach, sich in einem Pariser Theater zeigen zu können.

Sandeau machte ein betrübttes Gesicht. Er hatte es sich sehr reizend gedacht, mit der schönen jungen Kollegin die Abende zu verbringen.

Aurore lachte über Sandeaus enttäuschte Mienen. Dann hatte sie es plötzlich sehr eilig, fortzukommen. Ein Gedanke war in ihr aufgesprungen, der, wenn er sich ausführen ließe, es ihr ermöglichen würde, völlig zwanglos und mit geringen Kosten das herrliche Paris von seinen höchsten Höhen bis zu seinen tiefsten Tiefen mit den Kameraden zu durchstreifen.

Sie lief mehr als sie ging bis zur nächsten Straßenecke. Hier ganz in der Nähe mußte der kleine Schneider wohnen,

den die Mutter¹ ihr als besonders gute Errungenschaft genannt hatte. Freilich fertigte er keine eleganten modischen Damenkleider, sondern einfache billige Knaben- und Herrenanzüge, wie die Mutter sie aus Sparsamkeitsrücksichten in jungen Jahren oft genug getragen, wenn sie für kurze Wochen Nohant verlassen hatte, um sich mit ihrem jungen Gatten in Paris zu amüsieren.

Unschlüssig blieb Aurore stehen und schaute um. Teufel auch, sie hatte Straße und Hausnummer Maitre Pigeons vergessen. Nur das eine hatte sie behalten, daß der kleine Schneider in der Nähe der Bibliothek Mazarin hausen sollte. Sie lief straßauf, straßab. Da endlich in einer schmalen Sackgasse entdeckte sie das langgesuchte kleine Schild an einem schmutzigen Toreingang »Pigeon, Tailleur«.

Sie eilte die enge dunkle Treppe hinauf, auf der es nach Zwiebeln und Knoblauch roch. Endlich hatte sie die richtige Tür gefunden. Der Meister selbst öffnete ihr. Er war, seit er für die Mutter gearbeitet hatte, ein altes verhuzeltes Männchen geworden. Trotzdem ließ er es sich auch heute nicht nehmen, die »vornehme Kundschaft« selbst zu bedienen.

Aurore äußerte ihre Wünsche.

Ein passender Herrenanzug für die schöne junge Frau? Ei warum sollte der sich nicht in kürzester Frist herstellen lassen. Am Ende hatte er gar etwas passendes vorrätig.

Aurora schüttelte ungläubig den Kopf.

¹Aurores Mutter, Charlotte Dupin-Delarborde, lebte mit sehr bescheidenen Mitteln in Paris. Frau Dupin hatte ihrem Sohn die Ehe mit der kleinen Choristin nie verzeihen können, die sie eines Enkels Moritz von Sachsens nicht für würdig erachtete. Charlotte verließ Nohant sofort nach dem Tode ihres Gatten, der in jungen Jahren infolge eines Sturzes mit dem Pferde starb.

»Unmöglich!«

»Sagen Sie das nicht, meine liebe Madame.« Maitre Pigeon ging an einen seiner alten wurmstichigen Schränke; er öffnete ihn, nahm einen langen weiten Überrock, einen sogenannten »Propriétaire« aus grobem, grauem Tuch heraus, dazu Hose und Weste aus gleichem Stoff und von gleicher Farbe. Er präsentierte jedes einzelne Stück mit schmunzelndem Lächeln seines zahnlosen Mundes.

»Sehen Sie, meine liebe Madame, mit wenigen Änderungen wird der Anzug vorzüglich passen. Ich habe ihn vor fünf Monaten für einen blutjungen Studenten gefertigt, der etwa die Größe von Madame hatte. Nichts für ungut, auch ein bißchen in die Breite gegangen, der junge Mann.«

Aurore lächelte. »Und warum hat der Herr Student den Anzug nicht abgenommen, Maitre Pigeon?«

Der Alte zuckte die dürren Achseln. »Er hat sich nicht wieder sehen lassen. Vermutlich war ihm das Geld ausgegangen. So was passiert bei jungen Leuten.«

Aurore probierte den Anzug. Es haperte hier und da.

»Ja, ja, die Weiberchen!« brummte der Alte. »Schließlich sind sie doch anders gewachsen.« Aber immerhin, sein Blick hatte ihn nicht getäuscht. Die Sache war zu machen. Bis gegen Abend würde der Anzug fertig sein.

Aurore erklärte sich einverstanden. Der billige Preis und die rasche Fertigstellung lockten sie.

»Und einen passenden grauen Hut und eine Halsbinde, wo bekomme ich die her?«

Maitre Pigeon versprach alles zu beschaffen.

»Dann also um 7 Uhr. Ich bringe das Geld gleich mit. Es soll Ihnen nicht gehen wie mit dem jungen Studenten.«

Der Alte nickte befriedigt. Was war das für ein schönes, trotz der großen ernsten Augen, munteres Geschöpf! Aurore lief zum nächsten Schuhmacher, bei dem sie ein paar hohe Stiefel mit kleinen eisenbeschlagenen Absätzen erstand.

Sie saßen wie angegossen. Ein Leichtes mußte es sein, in diesen Stiefeln mit ihrem lustigen Klick-Klack die Welt im Sturmschritt zu nehmen. Pünktlich um 7 Uhr stellte sie sich bei Maitre Pigeon wieder ein. Der Anzug samt Hut und Halsbinde lag fix und fertig auf dem alten verschlissenen Samtsofa, das mal bessere Tage gesehen haben mochte.

Sie bezahlte ihre Schuld, ließ den Anzug einpacken und schleppte das große Paket mit ihren kleinen Händen durch die abenddunklen Straßen bis in den fünften Stock ihrer Mansarde hinauf.

Sie fühlte kaum die immerhin schwere Last. War es nicht der Schlüssel zum Glück, zur Freiheit, zur Vorstufe des Erfolges, den sie trug?!

In den drei Zimmern ihrer Mansarde zündete sie alle vorhandenen Lampen und Lichter an. Der feierliche Augenblick, an dem sie als junger Mann von ihrem Spiegel zurücktrat, mußte festlich beleuchtet werden.

Aurore hatte gerade den Propriétaire zugeknöpft, das lose weiße Hemd zurechtgezupft und die flatternde Halsbinde unter dem weichen Kragen befestigt, als sie den zweiten Wohnungsschlüssel, den die Frau des Concierge in Verwahrung hatte, im Schloß drehen hörte.

Gleich darauf fiel die Flurtür wieder zu. Mit langen Schritten schlurfte Frau Mathieu in das Schlafzimmer. Sie schrie laut auf, als sie einen fremden jungen Mann vor dem Spiegel Madames erblickte.

Aurore, die das Schreien nicht vertragen konnte, fuhr sie ungeduldig an.

»Was gibt es denn? Warum schleichen Sie hier herum?«

Die Frau stand mit offenem Munde. Wahrhaftig, der hübsche junge Mensch war die Baronin Dudevant!!! Was sich die Damen heutzutage alles erlaubten!

Aurore, der es schon wieder leid tat, die gutmütige Frau angefahren zu haben, klopfte sie auf die Schulter.

»Erholen Sie sich von Ihrem Schrecken. Ich bin es, Madame Dudevant. Also was gibts, meine liebe Frau Mathieu?«

»Ein Herr ist draußen. Er hat es sehr eilig, Madame zu sprechen. Madame würden schon wissen, wer er sei.«

Aurore zuckte die Achseln.

»Ich kenne keinen Herrn in Paris, der das Recht hätte, mich abends aufzusuchen.«

»Der Herr kommt vom Lande.«

Aurore erschrak. Kein Zweifel, Casimir oder Hyppolite! Es blieb sich gleich. Sie hatte keine Veranlassung, sich vor einem von ihnen zu verstecken. Was sie getan hatte, war ihr gutes Recht.

»Bitten Sie den Herrn einzutreten, Frau Mathieu.«

Wenige Augenblicke später standen sich die Gatten gegenüber. Aurore ruhig und blaß bis in die vollen Lippen. Casimir mit rotem Kopf, am ganzen Leibe bebend.

Er sprach kein Wort. Seine Lippen waren fest aufeinander gepreßt. Seine Augen funkelten und schienen durch ihr weißes Gesicht hindurch tief in ihre Gedankenwelt eindringen zu wollen.

Erst als Aurore sich regte und zu sprechen anfing, wurde ihm klar, in welchem Aufzug die entflozene Gattin vor ihm stand.

Er fiel auf den nächstbesten Stuhl und brach in ein hysterisches Lachen aus, das nicht enden zu wollen schien.

Konnte es etwas Groteskeres geben, als die Frau, die er heimzuholen gekommen war, die Frau, nach der seine Sinne schrieten, in Männerkleidern wiederzufinden?

Dann kam der Zorn über ihn, ein unbändiger, ohnmächtiger Zorn. Er packte sie heftig am Arm und schüttelte sie.

»Dazu also bist du mir und den Kindern fortgelaufen,« schrie er laut, »dazu hast du deine heiligsten Pflichten verletzt, um dich in solchem Aufzug in Paris umherzutreiben. So sehen deine Wünsche nach ernster Arbeit, mit denen du mir seit einem Jahr in den Ohren liegst, aus.«

Und wieder lachte er auf, diesmal voll bitteren Hohnes. Aurore machte sich mit einer sanften Bewegung von ihm los.

Mit ihrer weichen leisen Stimme sprach sie beruhigend auf ihn ein. Er dauerte sie, denn in seinen Augen hatte sie ihm nicht nur bitteres Unrecht getan, sondern seine Eitelkeit verletzt, ihn vor seiner Welt blamiert. Und sie wußte, er empfand beides doppelt schwer, da er noch einen Rest von Liebe für sie hegte.

»Komm, Casimir. Setz dich. Laß uns ruhig über unsere Angelegenheiten sprechen. Du hättest dir und mir mein heimliches Fortgehen und diese häßliche Szene ersparen können, wärest du endlich meinen Wünschen entgegengekommen, mich für einen Teil des Jahres nach Paris zu lassen.«

Dudevant schüttelte eigensinnig den Kopf. Sie hatte ihn ganz richtig beurteilt. Seine Eitelkeit ertrug es nicht, sie gehen zu lassen. So oft ihre Gegenwart ihn auch gereizt hatte, er dachte zu kleinlich, um vor der Welt als verlassener Ehemann dastehen zu wollen.

»Eine Frau gehört ins Haus zu ihrem Gatten.«

»Es kommt auf die Frau an, Casimir, und – ein wenig auch auf den Gatten. Im übrigen ist diese hausbackene Ansicht weit weniger deine als die Hyppolites. Es ist dein und mein Unglück, daß du zu viel auf ihn hörst. Er liegt uns seit Jahren mit Frau und Kind zur Last. Sein Dank dafür ist, daß er mich unausgesetzt verdächtigt.«

Da Casimir nicht antwortete, sondern stumm vor sich hinbrütete, fuhr Aurore mit jener ruhigen Energie fort, mit der sie alle Dinge zu behandeln pflegte, sobald sie nach langem Erwägen zu einem festen Entschluß gekommen war.

»Gib dich drein, Casimir. Widersetz' dich meinem festen Vorhaben nicht länger! Setze die Freundschaft und Anhänglichkeit nicht aufs Spiel, die noch zwischen uns besteht. Was hast du an mir? Nichts. Ich bin eine komplizierte Natur, die dich mit ihren Anschauungen nur gelangweilt und aus dem Hause getrieben hat.«

Er widersprach heftig, obwohl er fühlte, sie hatte mit jedem Wort recht. Aber wenn er auch Aurores Philosophemen, ihren geistreichen Tüfteleien über Moral, Religion und übersinnliche Probleme, denen er nicht folgen konnte, längst überdrüssig war, das Weib in ihr lockte ihn noch immer wie eine verbotene Frucht – selbst in dieser Stunde, in diesem groben häßlichen Anzug, der die reizenden und verführerischen Formen ihres Körpers verbarg.

Er seufzte gepreßt auf. Dann sagte er rasch und heftig: »Leg' den abscheulichen Anzug ab, Aurore. Ich kann dich nicht darin sehen. Danach wollen wir weiter sprechen.«

Da Aurore sich vornahm, im Guten mit Casimir fertig zu werden, fügte sie sich ohne weiteres seinem Wunsch. Während sie sich umkleidete, blickte sich Casimir in dem kahlen, dürftig möblierten Zimmer um. Er trat an den Kamin, in dem die letzten paar Scheite am Verlöschen waren, an das Fenster, durch das der kalte Januarwind eindrang. Er sah auf den schmalen, mit Papier und Büchern bedeckten Tisch.

Nichts von alle dem, was ihr Nohant behaglich gemacht. Casimir wurde sehr nachdenklich. Sollte ihm das innerste Wesen dieser seltsamen Frau in den neun Jahren ihrer Ehe wirklich fremd geblieben sein, wie sie es selbst so oft beteuert hatte? Sollte er nichts von ihr kennen, als den schönen verführerischen Leib, den sie ihm, ach so lange schon, versagt hatte?

Sollte es wirklich ihr heiliger Ernst sein, sich einem Leben geistiger Arbeit zu widmen?

Hatte nicht die Lust zu Abenteuern sie von Nohant fortgetrieben, sondern der feste Wille, ein Talent auszubilden, an das er nicht glauben konnte, nicht glauben wollte?!

Aurore trat ein, in einem ihrer weiten Morgenkleider eigener Phantasie, das den schönen olivenfarbenen Hals und die wundervoll geformten Schultern frei ließ.

Ein wilder Wunsch packte ihn, sie an sich zu reißen, von seinem Recht als Gatte Gebrauch zu machen, aber er bezwang sich. Er wollte es versuchen, an sich zu halten, ihren Plänen und Absichten eine Art von Verständnis entgegenzubringen. Vielleicht, daß er sie sich auf diese Weise früher oder später zurückgewann.

Aurore nickte ihm freundlich zu.

»Ich sehe, du bist ruhiger geworden. Ich hoffe, wir werden uns verstehen. Höre meinen Vorschlag. Ich habe keineswegs die Absicht, Nohant für immer zu verlassen. Es bleibt trotz manchem Schweren, das mir die letzten Jahre dort gebracht, mein geliebter Heimatsboden, in dem ich wurzle, nach dem es mich immer wieder zurückziehen wird. Ich habe den Wunsch und die Absicht, die Hälfte des Jahres in Paris zuzubringen und zweimal drei Monate in Nohant. Ich denke mich mit 250 Franken im Monat einrichten zu können. Es ist kaum die Hälfte unserer Rente, aber ich möchte dich nicht lahmlegen und hoffe bald verdienen zu können.«

Dudevant nickte stumm. Ihr Anspruch war in der Tat nicht groß. Und immerhin handelte es sich um ihr Geld und nicht um das seine.

»Was die Kinder betrifft —«

Casimir unterbrach seine Frau erschreckt.

»Du willst sie in Paris haben?«

»Vorläufig bitte ich dich nur, mir Solange zu überlassen. Sie ist noch ein kleines Kind, das die Mutter nicht entbehren kann.«

Er atmete auf.

»Sobald du es wünschest, werden ich oder Hyppolite dir Solange bringen. Und was denkst du, was mit Maurice geschehen soll?«

Aurore hatte sich die fraglichen Punkte schon so oft zu rechtgelegt, daß sie nicht lange nachzudenken brauchte.

»Da Maurice, wie wir vereinbart, in spätestens zwei Jahren ohnedies auf das Collège Henri IV kommt, bleibt er am besten so lange in Nohant.«

Mit einem kleinen Unterton von Spott fuhr sie fort:

»Ich kann dir nur raten, Boucoiran zurückzurufen, wenigstens für die Zeit, in der ich nicht selbst in Nohant bin. Du wirst schwerlich einen verständnisvolleren Lehrer für Maurice und einen umgänglicheren Hausgenossen finden. Der Anfall von Eifersucht, in dem du und Hyppolite den prächtigen Menschen von Nohant fortschicktet, wird ja schwerlich zu einem chronischen geworden sein.«

Casimir nickte stumm. Es war ihm peinlich, an eine Torheit erinnert zu werden, zu der Hyppolite ihn vermocht hatte. Aurore reichte ihrem Gatten die Hand.

»Ich freue mich, Casimir, daß du gekommen bist, daß wir in Frieden voneinandergehen. In drei Monaten bin ich wieder in Nohant. Ich hoffe dir dann beweisen zu können, daß ich es nicht um einer Laune willen verlassen habe.«

Er neigte stumm das Haupt und küßte schweigend die Hand, die sie ihm gereicht hatte. Es ging etwas von ihr aus, das ihn seltsam fremd berührte. Etwas Feierliches, das alles Alltägliche, Gewohnte weit von sich schob, das alle Brücken abbrach zwischen Mann und Weib.

2. KAPITEL

Aurore war nur von einem Gedanken beherrscht: die Umwelt zu erfassen, sie in dichterische Worte umzusetzen. Im Sturmschritt ging es mit den Berrichons durch Paris. Ein Hochgefühl ohne gleichen durchdrang die junge Frau, daß niemand sie in ihrer Verkleidung kannte, niemand sie bekrittelte. Daß sie frei war, zu tun und zu lassen wie der Vogel in der Luft.

Sie besuchten die Theater von der Großen Oper und den Italienern, vom Théâtre Français, dem Gymnase, dem Renaissance bis zum Théâtre des Varietes, der Fumambules

und den tollsten und ausgelassensten Kabarets. Sie ergaunerten sich Karten für die Kammer und die schwer zugänglichen Königsschlösser. Von den Königsgräbern ging es in ein Ballokal, wo übermütige Studenten mit leichten Grisetten bis in den hellen Morgen tanzten, von der Kirchenmusik in St. Eustache zum Ballett in die Große Oper, von einem finsternen verrufenen Straßenwinkel in den Glanz der Boulevards.

Nach einer Woche war der Zauber verflogen. Müde, abgespant, verwirrt stand Aurore mit leeren Händen da. Sie hatte kaum etwas gewonnen, dafür aber ihre Kräfte und ihren Beutel überschätzt. Trotz aller Sparsamkeit, die sie sich als junger Mann auferlegen konnte, war er über Gebühr schmal geworden. Sie machte sich klar, das durfte nicht so weiter gehn; es mußte Arbeit, Konzentration gefunden werden; sie mußte sich unter eine leitende Hand stellen, mußte verdienen, wollte sie sich die Möglichkeit schaffen, in Paris zu bleiben, ihre kleine Solange kommen zu lassen. Es durfte kein demütigendes Zurück geben, sie durfte, koste es was es wolle, Casimirs und Hyppolite's Zweifel an ihren wirtschaftlichen Tugenden, an ihren künstlerischen Talenten um keinen Preis eine Handhabe bieten.

Trotz aller Gelassenheit, mit der ihr Gatte von ihr gegangen war, wußte sie, er rechnete damit, daß die Not sie lange vor dem vereinbarten Zeitpunkt nach Nohant zurücktreiben würde. Es war an ihr dafür zu sorgen, daß er sich verrechnet hatte. So entschloß sie sich, so schwer es sie ankam, den Herausgeber des »Figaro« aufzusuchen.

Latouche empfing die junge Anfängerin mit väterlicher Güte.

Er fing gleich von einer Novelle Aurores zu sprechen an, die ihre gemeinsamen Freunde Duvernets ihm geschickt hatten. »Ich darf doch offen sein?« fragte er mit gütigem Lächeln. »Ich bitte von Herzen darum.«

»Also denn, die Arbeit taugt ganz und gar nichts. Aha, Sie werden schon rot vor Ärger. Aber warten Sie ab, es kommt besser. Die Novelle zeigt trotz aller Mängel viel Talent. Sie sind unzweifelhaft eine Künstlernatur, aber Sie stecken zu voll von Phantastereien und Unwirklichkeiten. Lernen Sie erst das Leben kennen. Lassen Sie sich Zeit. Sammeln Sie praktische Erfahrungen. Ihre dichterischen Qualitäten werden Ihnen dabei nicht verloren gehen.«

Aurore machte ein unglückliches Gesicht.

»Ich hatte den Wunsch gleich anzufangen,« und leiser fügte sie hinzu, »ich möchte verdienen.«

»Dafür gibt es guten Rat,« schmunzelte Latouche. »Wir reden gleich davon. Nur vor einem möchte ich Sie wohlge-meint von vornherein warnen, machen Sie sich keine allzu-großen Illusionen von dem, was die Literatur an klingender Münze bringt. Trotzdem ich kein Jüngling mehr bin, eine leitende Stellung habe, und eine ganze Menge Literatur hinter mir, belaufen sich meine jährlichen Einnahmen auf nicht mehr als 1500 Frank.«

Aurore sprang auf.

»1500 Frank! Oh, wenn ich 1500 Frank zu meiner kleinen Rente hinzuverdienen könnte, wäre ich der glücklichste Mensch.«

Latouche sah die junge Enthusiastin mit den wundervoll ausdrucksvollen Zügen mit lustigem Lächeln an.

»Wenn Ihre Erwartungen und Ansprüche sich nicht höher versteigen, vereinfachen sich die Dinge schon um ein Bedeutendes. Ist es auch nicht ganz leicht, 1500 Frank im Jahre zu verdienen, so gehört es schließlich nicht in das Reich der Unmöglichkeiten, wenn Sie Geduld haben und sich durch den Anfang nicht zurückschrecken lassen.«

Aurore beteuerte das Gegenteil.

»Dann kann ich also mit meinem bescheidenen Vorschlag herausrücken. Wollen Sie Mitarbeiterin des ›Figaro‹ werden? Wenn Sie fleißig sind, lassen sich 40 bis 50 Frank monatlich erwerben, vor allem aber können Sie viel bei uns lernen: den praktischen Dingen ins Auge sehen, sich kurz und verständlich zusammenzufassen, sich klar und präzise auszudrücken.« Aurore wollte Latouche feurig danken.

»Danken Sie mir vorläufig nicht, liebe Frau Dudevant. Ich bin überzeugt, die Sache wird Ihnen im Anfang wenig behagen. Sie gehören zu der Kategorie von Schriftstellern, die nur ihrer eigenen Phantasie folgend, sich breit ausleben müssen, die nur sagen können, was sie wollen, nicht was sie sollen. Bei mir handelt es sich um ein gedrängtes Muß. Die Kürze ist der Dinge Würze.«

Latouche trat ans Fenster und rief sie zu sich.

»Ich will Ihnen eine Aufgabe stellen. Beobachten Sie aufmerksam das Straßenbild. Dann gehen Sie ins Redaktionszimmer und schreiben einen kleinen Artikel ›Paris um Mittag‹. Aber nicht länger als eine Spalte. Pyat wird Ihnen sagen, wie viel Silben zu einer Spalte gehören. Ich muß ins Parlament. In zwei Stunden bin ich zurück, dann muß die Arbeit fertig sein.«

Aurore blieb mit sehr gemischten Gefühlen zurück. Als sie das Bild in sich aufgenommen zu haben glaubte, ging sie ins Redaktionszimmer.

Sie warf einige Zeilen hin – überlas sie – zerriß sie wieder – nahm ein neues Stück Papier, kaute am Bleistift, zerzauste ihre Locken, dann faßte sie einen Entschluß und schrieb acht Seiten – das hieß so viel als vier Spalten, in einem Zuge nieder – auf denen nicht eine Silbe von dem stand, was sie hatte schreiben sollen.

Sie zerriß die Bogen in kleine Fetzen und warf sie wütend in den Kamin, gerade als Latouche zur Tür hereinkam. Verzweifelt stürzte sie auf ihn zu und rief beinahe weinend:

»Es ist nichts geworden. Gar nichts. Blödes Zeug. Nie werde ich eine journalistische Arbeit bewältigen können.«

Er legte ihr die Hand auf die Schulter und meinte gutmütig, daß er vom ersten Versuch nichts anderes erwartet hätte.

Dann ging er an den großen Tisch, auf dem hochgestapelt Bücher und Journale lagen. Er griff einen kleinen Band heraus und händigte ihn Frau Dudevant ein.

»Vielleicht geht es zu Hause mit mehr Zeit und größerer Ruhe besser. Lesen Sie den Roman, er ist von einem talentvollen Anfänger und schreiben Sie mir 25 bis 30 Zeilen darüber; bis morgen Abend um sechs brauche ich das Manuskript.«

Als Aurore, den kleinen Band in der Hand, auf die Straße trat, traf sie Sandeau, der wie eine Schildwache vor dem Hause auf und ab patrouillierte. Er machte schon längst kein Hehl mehr aus seiner leidenschaftlichen Zuneigung für Aurore, die seit dem ersten Augenblick ihres Sehens in ihm aufgebrannt war.

Aurore war ärgerlich. Sie wäre in ihrem Zorn lieber allein geblieben.

Sandeau sah ihrem ausdrucksvollen Gesicht sogleich an, daß sie ein Fiasko hinter sich hatte.

»Was gibt es denn?«

Sie deutete auf das Buch. »Eine große Blamage und ein Buch zum lesen und kritisieren bis morgen Abend. Ich muß rasch nach Haus.«

»Wollen wir nicht erst speisen gehen?«

»Nein,« sagte sie ärgerlich. »Sie hören doch, ich muß arbeiten.«

»Wenn Sie gestatten, begleite ich Sie und wir machen die Arbeit zusammen. Sie werden sehen, es geht vortrefflich.« Aurore sagte nicht ja, nicht nein, und lief rasch vor ihm her.

Er folgte ihr geduldig, immer die kastanienbraune Fülle ihrer Locken im Auge, über die die Februarsonne goldene Lichter warf.

Auf dem Quai St. Michel hatte Aurore nicht übel Lust, ihrem hartnäckigen Verfolger die Tür vor der Nase zuzwerfen, aber als er sie sanft bei der Hand nahm und ihr zuflüsterte:

»Sei kein Kind, Aurore, wir machen die Arbeit zusammen in der Hälfte der Zeit,« gab sie nach.

Oben angekommen, setzte sie sich in die Sofaecke und ließ sich den Roman von Sandeau vorlesen.

Ein paar Mal unterbrach er sich und sah sie mit heißen Augen an. Aber sie hatte keinen Blick für ihn. So las er weiter. Einmal stand er auf und küßte ihre schöne Hand, die auf der Sofalehne lag.

Sie ließ es geschehen und nickte ihm freundlich zu. Er beugte sich über sie und küßte ihre Locken.

»Nicht jetzt. Wir wollen ja arbeiten.«

Seufzend ging er an den Roman zurück. Er wußte, wie unbeugsam Aurores Willen zur Arbeit war.

In zwei Stunden war die Lektüre beendet.

»Wollen wir jetzt essen gehen, Aurore?«

Sie schüttelte den Kopf.

»Nicht, ehe wir fertig sind. Also, wie denken Sie über den Roman? Ich finde ihn passabel.«

Sandeau, der den ganzen Vormittag angestrengt auf der Redaktion der »Revue de Paris« gearbeitet hatte, war zu müde und abgespannt für ein literarisches Gespräch.

»Ich sterbe vor Hunger. Sei doch vernünftig, Aurore. Wir können beim Essen gemütlich plaudern. Ich fahre dich zu Martin, da trifft uns kein Mensch.«

Er schmeichelte so lange, bis sie nachgab.

»Wir haben uns beide einen schönen Abend nach der Schinderei dieses Tages verdient.«

Er legte den Arm um sie und wollte sie küssen. Aber sie entwand sich ihm schnell.

Sie wußte, sobald sie seiner rasch aufgebrannten Leidenschaft nachgab, würde es aus sein mit der guten Kameradschaft. Am nächsten Morgen brachte sie Latouche die Kritik.

Er erklärte sich mit der Auffassung einverstanden, aber der Stil war ihm zu schwerfällig, der Umfang um die Hälfte zu groß.

Sie wurde wieder an ihren kleinen Tisch verbannt und konnte sehen, wie sie mit ihrer Arbeit fertig wurde.

Nach einer Weile trat Latouche zu ihr.

»Nun, mein lieber Lehrling?« fragte er und beugte sich über das Blatt.

Sie schob es ihm mit einem so verzweifelten Ausdruck ihrer wundervollen Augen zu, daß er sich daran machte, das Manuskript selbst zu redigieren.

Trotzdem Aurore bei der Schwerfälligkeit ihres Arbeitens wenig genug verdiente, wuchs die Sehnsucht nach ihren Kindern so unbezwinglich, daß sie sich ihre kleine Solange für die nächsten Tage erbat.

Mit Boucoiran, den Casimir zurückgerufen hatte, wechselte sie allwöchentlich einen Brief über das Wohl der Kinder und ihr Leben in Paris. Von Boucoiran hatte sie auch erfahren, daß Hyppolite dieser Tage eines Prozesses halber in Paris zu tun habe. Er sollte ihr die Kleine bringen.

Wenige Tage vor der Ankunft Solange's stieg Aurore in die Redaktion des »Figaro« hinauf, Latouche um eine neue Arbeit zu bitten. Sie wollte alles daran setzen, ihr journalistisches Ungeschick zu überwinden. Einmal würde es ja doch gelingen.

Statt jeder Antwort hielt ihr Latouche eine kleine gelbe Karte entgegen.

»Heute stelle ich Ihnen nur die eine Aufgabe, meine liebe Frau Dudevant, ein Stückchen modernes Paris zu studieren. Trotz der Führung Ihrer jungen Kameraden fehlt es Ihnen immer noch an den richtigen Lebens- und Gesellschaftserfahrungen. Auch müssen Sie endlich andere Menschen kennen lernen als uns drei Berrichons. Im übrigen werden Sandeau, Pyat und ich auch von der Partie sein.«

Die junge Frau schüttelte den Kopf.

»Ich habe keine Lust und keine Toilette, einen Ball zu besuchen.«

Latouche bestand auf seinem Willen.

»Sie werden auf diesem Ball, einem der elegantesten der Saison, eine Menge Menschen finden und kennen lernen, die Ihnen interessant und für Ihre Zukunft nützlich sein werden. Ich glaube Ihnen mit Bestimmtheit Victor Hugo, Dumas, Gustave Planche unseren gefürchtetsten Kritiker, und Balzac versprechen zu können. Ich kann den eitlen Kerl zwar nicht ausstehen, aber ich bin selbstlos genug, Ihnen seine Bekanntschaft zu gönnen.«

In Aurore kämpfte der Wunsch, einen Einblick in die Pariser Gesellschaft großen Stils zu tun, mit der Abwehr als eine Null ihren Eintritt darin zu machen.

»Wie denn, Sie zögern noch immer?« fragte Latouche ärgerlich.

Aurore warf eigensinnig die Locken in den Nacken.

»Ich will mich nicht zerstreuen. Ich habe genug davon. Ich will arbeiten, dazu bin ich in Paris! Nicht nur für den »Figaro« – ich habe eine neue Idee – ich will endlich vorwärts kommen!«

Latouche sah sie mit einem seiner durchdringendsten Blicke an.

Sie wurde rot bis an die kastanienbraunen Locken.

»Also es stimmt,« sagte er mit einem Unterton jener grollenden Eifersucht, die den Gewaltigen des »Figaro« jedesmal überfiel, wenn er eines des Seinen auch nur um ein Jota von sich abrücken sah.

»Sie wollen ein Buch mit Sandeau schreiben?«

»Ich habe ihm noch nicht zugesagt,« entgegnete sie trotzig.

»Meinetwegen, machen Sie was Sie wollen. Aber heut' Abend geschieht was ich will. Ich hole Sie um neun Uhr ab.« Aurore widersetzte sich nicht mehr. Der Schrecken, den sie

bei dem Gedanken an die Szene empfand, die Sandeau ihr machen würde, wenn sie mit Latouche und nicht mit ihm zum Ball fuhr, brach jeden Widerstand.

Die Pariser Gesellschaft bot grade in diesem Winter ein seltsam zusammengewürfeltes Bild, ein Gemisch von glänzendem Luxus und gemachter Schlichtheit, die so etwas wie die Nachwehen der Julirevolution andeuten sollte.

Nachdem Pyat und Latouche sie für kurze Zeit sich selbst überlassen hatten, stand Aurore an eine der vergoldeten Säulen gelehnt, die den Saal gegen den Vorsaal abschlossen. Sie sah nicht viel von dem, was um sie her vorging. Sie dachte an Sandeaus blasses Gesicht, mit dem er ihr erklärt, daß er lieber in die Seine ginge, als zu einem Ball, bei dem er nicht ihr beglaubigter Kavalier sein dürfe.

Ein Murmeln und Raunen um sie her zwang sie von ihren quälenden Gedanken ab. Auf Augenblicke wurde ganz in ihrer Nähe eine behäbige Gestalt sichtbar, ein rundes, etwas blatternarbiges Gesicht mit weichen Zügen und gutmütigen Augen. Zu den wenigen wirklich schönen Frauen auf dem Ball zählte die dunkellockige Frau mit dem ausgesprochen südlichen Typ, die die behäbige Gestalt am Arm führte.

»Victor Hugo und seine Gattin,« rief es jetzt von allen Seiten.

Das also war Victor Hugo!

Aurore war bitter enttäuscht. Sie hatte sich den Dichter der »Oden und Balladen«, den Dichter »Marion Delorme's« von grübelnden Gedanken und gewaltiger Leidenschaft verzehrt, blaß und hager, mit melancholischem Gesicht und düster brennenden Augen vorgestellt!

Die Menge hatte Victor Hugo längst verschlungen, als Aurore noch immer allein an die goldne Säule gelehnt stand.

In ihrem korallenroten unmodernen Seidenkleid von antikem Schnitt, den schmalen Goldreifen im Haar, über den zu beiden Seiten der bräunlichen Wangen die Fülle ihrer kastanienbraunen Locken fiel, war sie nicht unbemerkt geblieben.

Manch einer hatte sie angesprochen. Klassische Namen, wie Sappho, Antigone, Roxane, waren ihr zugerufen worden. Kalt hatte sie auf die Fremden geblickt.

Durch eine plötzlich entstandene kleine Lücke drängten jetzt zwei Herren auf sie zu. Der eine, ein oberflächlicher Bekannter. Sein Begleiter eine auffällig gekleidete bäuerische Gestalt, mit kurz geschorenem Kopf, tiefem, kühnem Blick, einem sinnlichen Mund, um den ein halb zynisches, halb gutmütiges Lächeln spielte.

Aurore fiel sofort die frappante Ähnlichkeit mit einem Portrait Rabelais' auf, das sie in einer der öffentlichen Sammlungen gesehen hatte.

Maßlos war ihr Staunen, als der junge Mensch ihr in seinem Begleiter Monsieur Balzac vorstellte.

Der gefeierte Dichter zeigte sich von einer gutmütig-wohlwollenden Liebenswürdigkeit.

Gleich in den ersten fünf Minuten erzählte er mit selbstzufriedener Naivität von seinen glänzenden Erfolgen und fiel sehr bald in seine beliebte Gewohnheit, sich gegen ihm fremde Menschen, sobald sie ihm sympathisch schienen, über seine literarischen Zukunftspläne aufs ausgiebigste auszusprechen.

Wenn Aurore ein Wort einwerfen wollte, sei es der Bewunderung, sei es der Frage, nahm er nicht die geringste Notiz davon. Er sprach fort, ohne aufzuhören, von sich und nur von sich.

Plötzlich brach er, scheinbar unvermittelt, ab. Sein Blick war auf Latouche gefallen, der sich Frau Dudevant näherte. Die Wertschätzung der Herren füreinander hielt sich ungefähr die Wage. Balzac zog sich mit höflichem Bedauern zurück.

Latouche kam in Gesellschaft von Gustave Planche.

»Wenn Sie nach dem Geschwätz mit dem Narren noch zu brauchen sind, meine liebe Aurore,« sagte er bissig, »möchte ich Sie mit Herrn Gustave Planche bekannt machen.«

Aurore, die in der Tat von dem ausdauernden Sprechen Balzac's etwas abgespannt war, nahm sich zusammen. Planche war eine Persönlichkeit, der man gerecht werden mußte. Plötzlich brach auch er, wie Balzac kurz zuvor, mitten im Gespräch ab. Sein Blick blieb auf einem schönen, mit ausgesuchter Eleganz gekleideten jungen Menschen haften, der gerade im Begriff war, seinen Arm um die feine Taille einer reizenden Blondine zu schlingen.

Latouche klopfte seinem Kritiker lachend auf die Schulter.

»Sie können ganz ruhig sein, Planche, der junge Mensch ist nicht Musset. Er hat aber in der Tat eine entfernte Ähnlichkeit mit ihm.«

Planche, der sich über seinen Mangel an Selbstbeherrschung ärgerte, meinte spöttelnd: »Und wenn er es wäre!«

Dann wandte er sich zu Frau Dudevant zurück.

»Kennen Sie Alfred de Musset?«

Sie verneinte. »Offen gestanden habe ich auch keine besondere Lust ihn kennen zu lernen. Er ist mir zu schön und zu elegant für einen Mann. Ich sah sein Bild von Achille Devéria als Page Karls VI. Ich muß sagen, ich fand es reichlich süßlich.«

»Alle Bilder Devérias sind süßlich,« meinte Latouche und fing dann scheinbar unvermittelt laut zu lachen an.

»Lassen Sie sich von Planche in die Geheimnisse des Balles bei Achille Devéria einweihen, auf dem Musset als Page Karls VI. erschien und alle Herzen bezauberte, nur nicht das kalte Gustave Planches. Die Sache ist aktuell, hat ganz Paris in Bewegung gesetzt und gibt einen famosen Stoff.«

Als Planche verbissen schwieg, erzählte Latouche selbst die Geschichte des Eifersuchtsdramas, das sich vor zwei Monaten bei Devéria abgespielt hatte.

»Sie dürfen es mir aufs Wort glauben, Aurore, Musset schlug im Glanz seiner jungen Schönheit und seines beginnenden Ruhmes unseren geistreichen Planche auf allen Linien.«

Planche kochte und schwieg aus Rücksicht für Frau Dudevant, Latouche amüsierte sich, und Aurore stand peinlich berührt. — — —

Beim Souper fragte Aurore Pyat erregt und heimlich, ob Jules Sandeau wirklich nicht gekommen sei, Pyat zuckte geheimnisvoll die Achseln.

Nach dem ersten Gang stürzte Aurore, von Unruhe gefoltert, rasch ein paar Gläser Champagner herunter, warf die angerauchte Zigarette fort und bat Pyat, sie unauffällig zu einem Wagen zu begleiten. Sie müsse nach Hause um jeden Preis.

Felix lächelte und bot ihr seinen Arm.

Als sie sich dem Ausgang näherten, sprang hinter einer Säule des Portals ein Mann in dunklem Mantel, den Hut tief in die Stirn gedrückt, hervor und packte Frau Dudevant bei der Hand.

Sie schrie laut auf. Pyat, der noch eben dicht hinter ihr gestanden, war verschwunden, spurlos, wie von der Erde eingeschluckt.

Noch einmal schrie sie laut.

Eine Hand preßte sich ihr auf den Mund.

»Still, Aurore. Ich bin's. Ich mußte dich noch einmal sehen.«

Sie hing stumm und zitternd an Sandeaus Arm.

Er riß sie ins Dunkle und rief einen Wagen herbei. »Nach dem Quai St. Michel.«

Er trug sie mehr als sie ging, die fünf steilen Treppen hinauf.

Oben kam ihr die Besinnung wieder. Sie wollte ihm den Eingang wehren, aber er überwältigte sie.

Ihr langer Widerstand hatte ihn zum rasenden Tier gemacht.

»Ich will dich! Ich will dich!« schrie er außer sich und erstickte sie mit seinen Küssen.

In dieser Nacht rang Jules Sandeau Aurore das Versprechen ab, gemeinsam mit ihm ihr erstes Werk zu schreiben.

Zwei Tage später hielt Aurore ihr kleines Mädchen im Arm. In einem gesteigerten Glücksgefühl begann sie noch am gleichen Tage die gemeinsame Arbeit mit Sandeau.

»Rose et Blanche«, eine Novelle, die durchaus in den modernen Anschauungen romantischer Unwahrscheinlichkeiten fußte, machte rasche Fortschritte. Ein Verleger war bald gefunden. Die ersten Bogen konnten schon um Mitte März in Satz gehen. Am ersten April wollte Aurore, ihrem Versprechen getreu, wieder in Nohant sein.

An einem der letzten Tage vor ihrer Abreise – Aurore kam gerade von ihrer Mutter, die während des ganzen Winters viel gekränkelt hatte – sah sie in der Rue de Rivoli eine sehr elegante, ganz in Schwarz gekleidete Dame auf sich zukommen.

Um wenige Schritte und sie stand ihrer Schwiegermutter gegenüber, die sie nicht aufgesucht hatte, weil sie sie noch im Süden glaubte und froh war, jedes Zusammensein mit ihr vermeiden zu können.

Die Baronin schien über ihre Schwiegertochter ziemlich genau unterrichtet zu sein.

»Noch immer in Paris?« fragte sie spitzig, Aurores unelegante, schlechtsitzende Kleider mit mokanter Miene musternd.

»Ja, noch immer,« gab Aurore trotzig zurück. »Mit Erlaubnis meines Mannes, wenn Sie nichts dagegen haben.«

»Mein Stiefsohn ist ein Schwächling. Mein Gatte hat seine Erziehung vernachlässigt.«

Aurore zuckte mit den Achseln. »Wohl möglich, Madame.« Frau Dudevant fuhr mit erhöhter Stimme fort:

»Wie ich höre, hat Casimir Ihnen erlaubt, sich monatelang allein in Paris aufzuhalten, nicht aber sich in Männerkleidern mit allerhand Bohemegesindel in den dunkelsten Winkeln der Stadt umherzutreiben – behufs Studien zur Schriftstellerei.«

Sie lachte laut und höhnisch auf. »Eine Baronin Dudevant als Blaustrumpf!«

Aurore wollte heftig auffahren, aber sie hielt sich zurück. Gerechterweise konnte sie von dieser hochmütigen, oberflächlichen Frau keine andere Auffassung verlangen.

»Eins aber sage ich Ihnen, meine Liebe: lassen Sie es sich ja nicht einfallen, den Namen, den auch ich trage, auf Ihre Bücher zu setzen. Ich würde selbst vor einem Prozeß nicht zurückschrecken, so odios mir ein solcher wäre.«

Jetzt war es an Aurore, zu lachen.

»Mit einem Prozeß würden Sie wenig Glück haben, Madame. Aber Sie dürfen über diesen Punkt durchaus beruhigt sein. Unter welchem Namen meine Bücher erscheinen werden, ist meine Sache. Keinesfalls wird es der Name Dudevant sein.«

Damit ließ Aurore ihre Schwiegermutter stehen, wo sie gerade stand, und beeilte sich zu Latouche zu kommen; sie wollte ihm die Nachricht bringen, daß »Rose et Blanche« bis auf den letzten Schlußpunkt fertig sei und sie Paris in wenigen Tagen verlassen werde.

Latouche beglückwünschte die junge Autorin.

Und als ob er das Gespräch, das sie soeben in der Rue Rivoli mit ihrer Schwiegermutter geführt, fortsetzen wolle, fragte er, welchen Autornamen das Buch tragen solle.

Aurore stutzte. Weder sie noch Sandeau hatten bisher davon gesprochen.

»Ich denke den Namen Jules Sandeaus. Er hat den größeren Anteil an »Rose et Blanche«, und ich habe für mich selbst noch an kein Pseudonym gedacht.«

Latouche überlegte nicht lange.

»Sandeau wird es nicht einfallen, sich mit fremden Federn zu schmücken. Es muß ein Pseudonym gefunden werden, das Sie beide deckt. Sagen wir Jules Sand. Er verliert nicht viel an dem »eau« denn ich nehme an, es liegt ihm nicht daran, als wässriger Poet zu gelten. Und bleiben wir bei Sand, so oft Sie mit Sandeau zusammen schreiben.«

»Ich habe eine Idee, die ich während des Sommers ohne Sandeau in Nohant ausführen möchte.«

»Also gut, machen wir uns gleichzeitig auf die Suche für Sie allein, meine liebe Frau Dudevant.«

Sie berieten hin und her. Latouche kam immer wieder auf den Namen Sand zurück.

»Wie wär's, wenn Sie ihn beibehielten? Falls Sie Glück mit ›Rose et Blanche‹ haben, führen Sie den Namen gleich gut ein. Wählen Sie zu Sand einen anderen männlichen Vornamen. Man kann dann etwa glauben, zwischen den beiden Sand sei ein Verwandtschaftsgrad vorhanden. Diese Annahme wird Sie, wie die Dinge augenblicklich liegen, nicht eben unglücklich machen,« neckte Latouche,

Aurore wurde ein wenig rot und tat, als habe sie nicht verstanden.

»Ganz und gar nicht. Ich bin überzeugt, daß Sandeau eine Zukunft haben wird.«

»Ich dachte mehr an seine beglückte Gegenwart! Wie wär's mit Charles, Guillaume, Frédéric?«

Aurore schüttelte den lockigen Kopf.

Plötzlich kam sie auf einen Einfall.

»George!« rief sie, »George! Es klingt gut mit Sand zusammen und scheint mir synonym¹ mit Berrichon zu sein.«

»Wir wollen keine linguistischen Studien treiben, sondern uns an den Namen George Sand gewöhnen. Wahrhaftig, er klingt nicht übel!«

Latouche ging in das kleine Eßzimmer neben den Redaktionsräumen und trug eine Flasche Bordeaux und zwei Gläser herbei.

¹Wörtlicher Ausspruch des Sand.

Er schenkte die Kristalle mit dem alten schwerflüssigen Rot voll und stieß mit Aurore an.

»Adieu, Aurore, adieu, liebe kleine Schülerin. Es lebe George Sand. Vivat. Crescat. Floreat!«

3. KAPITEL

George Sand? Wer ist George Sand?

Ein Verwandter Jules Sands, dessen »Rose et Blanche« nur einen mäßigen Erfolg gehabt?

Ein Deutscher von Geburt, etwa ein Anverwandter jenes Karl Sand, des Mörders Kotzebues?

Steckt hinter George Sand ein Mann oder eine Frau?

Trotz aller Kraft der Komposition, des Stils und der herben starken Leidenschaft trägt das Gefühlsleben der Titelheldin »Indiana« unverkennbar den Stempel der schöpferischen Frauenseele! — — —

Ganz Paris hielt die Frage in Atem, wer George Sand, der Autor dieses merkwürdigen Buches sein könne, über das man in allen Kreisen des modernen Paris stritt und disputierte, sich die Köpfe zerbrach, dessentwegen man die Redaktionen der Zeitungen stürmte, ohne jemals eine Antwort erhalten zu können.

Auch der Verleger Ernest Dupuy schwieg und strich schmunzelnd den reichem Gewinn ein, den »Indiana« brachte.

»Rose et Blanche« war ein geschäftlicher Fehlschlag gewesen. Um so anerkennenswerter, daß er sich die Nachfolgerschaft gesichert hatte, eine Noblesse, die gerechterweise reichen Lohn verdiente! —

Im Salon der kleinen spanischen Gräfin Xenia d'Alvarez, deren Herkunft genau so dunkel war, wie ihre Salons hell

und strahlend, wollte der Streit um George Sand und die Liebes- und Leidensgeschichte der schönen leidenschaftlichen Kreolin Indiana kein Ende nehmen.

Man drängte sich um Alexandre Dumas, der im Geheimauftrag der orleanistischen Partei, in welcher der Dichter seine intimsten Freunde hatte, den Salon der pikanten Spanierin heute zum erstenmal besuchte.

Monsieur Dumas würde sicherlich wissen, wer dieser oder diese George Sand war?

Aber der große, schlanke Mann schüttelte den Kopf mit dem dichten schwarzen Wollhaar und dem unverkennbaren Mulattentypus.

Nein, er wußte nichts, ganz und gar nichts, gab er in seiner frischen lebhaften Art zurück. Indes, ohne das Buch zu kennen, möchte er behaupten, daß der exzentrische Pariser seinen Wert übertreibe, schon aus dem Grunde, weil es von einem homo novus stamme. —

Die jungen Mädchen hatten ihr Vanilleeis unberührt auf dem Teetisch stehen lassen und weinten bittere Tränen über das Schicksal der armen schönen Indiana. Wie schrecklich ein solches Ehehos! Der Gatte ein verrohter Mensch, der Geliebte ein Treuloser: nur der Freund erwies sich stark und treu!

Eine junge Brünette fand das Buch furchtbar unmoralisch, »nicht zum in die Hand zu nehmen«. Jedenfalls das rein persönliche Schicksal einer durch und durch unsittlichen Person. Wie konnte man einen Geliebten haben, wenn man einen Gatten hatte, und einen Freund, wenn man einen Geliebten besaß!

Der alte Chevalier, ein bekannter Pariser Boulevardier, lachte seine Nichten, »die beiden Gänse«, wie er sie nannte, gründlich aus.

»Redet doch nicht von Dingen, die ihr nicht versteht. Das Buch ist ein getreues Sittenbild unserer Pariser Gesellschaft, mag es immerhin zum Teil auf der Insel Bourbai oder sonstwo spielen.«

Er wandte sich ab und trat zu einem alten Kameraden, mit dem er jeden Nachmittag in einem der Boulevardcafés seine Partie Dame spielte. Was brauchten die Kinder schließlich zu wissen, wie es in dem Paris von heute aussah! Sie würden es auch ohne sein Zutun zeitig genug erfahren.

»Warum ereiferten Sie sich so heftig mit den beiden jungen Damen, lieber Freund?«

»Natürlich über ›Indiana«, eigentlich aber über das gleiche Thema, das wir heute nachmittag schon einmal, wenn auch nicht zum erstenmal, unter die Lupe nahmen. Paris und seine sittlichen, oder besser unsittlichen Zustände.«

»Mir scheint, sie werden alle Tage schlimmer, und die Herren Dichter tun das ihrige dazu, sie eher schlechter als besser zu machen. – Ich denke dabei nicht an eure ›Indiana«, die ich nicht kenne und die auch auf einer höheren Warte stehen soll!«

Der alte Herr zog den Chevalier in einen Winkel des Musikzimmers, in dem sie ungestört plaudern konnten.

»Wahrhaftig, ja, diese Literaten! Sie entschuldigen die Verderbtheit der Gesellschaft nicht nur, nein, sie stellen sie als das Natürliche und Wünschenswerte dar, besonders auf der Bühne. Man beweist einen guten Geschmack und einen feinen Geist, wenn man ihren Frivolitäten zustimmt, und

steht als ungeheurer Esel da, wenn man in der Kunst wie im Leben keinerlei Lust bezeugt mitzutun.«

»Und weshalb entschließt sich keiner unserer Dichter und Schriftsteller zu beweisen, daß auch die Tugend kurzweilig sein kann?«

»Zeigen Sie mir erst einen, der sich gern ins Gesicht lachen läßt. Nein, mein lieber Chevalier, den Mut können Sie von keinem Zeitgenossen verlangen. Wer sich in unserem heutigen Paris lächerlich macht, ist glatt verloren. Eher wird ihm die größte Gemeinheit als eine Lächerlichkeit verziehen und lächerlich ist heute alles, was sich dem großen Strom entgegenstemmt . . . «

»Schmachvoll,« knirschte der Chevalier, »so frivol es klingt, wer Augen und Ohren aufhält, muß zu der Überzeugung kommen, es ist, wie Sie sagen. Man fragt sich nur, was hält bei dieser innerlichen Zerrüttung die Gesellschaft überhaupt noch zusammen?«

»Gegenseitige Vorteile, Geldgier, krasser Egoismus, im besten Falle der Ehrgeiz in jeglicher Form. Sehen Sie unsere Ehen an. Die wenigsten werden aus anderen Gründen geschlossen. Führt wirklich die Liebe einmal zwei Menschen zusammen, so fragt man am besten nicht nach ihrer Dauer.«

Das Gespräch der beiden wurde unterbrochen.

Unter ungeheurem Jubel war der »göttliche« Lablache an den Flügel getreten. Er war zurzeit Gast der Italienischen Oper. Der spanische Gesandte hatte ihn bei der Gräfin eingeführt. Auf allgemeines Verlangen sang er aus seiner Lieblingspartie, dem Figaro in Rossinis Barbier.

Kaum war der enthusiastische Applaus verhallt, als Balzac den Salon betrat. Lablache und Dumas waren vergessen. Wie die Wilden fiel die gesamte Jugend über ihn her, und

auf ihr früheres Thema zurückkommend, bestürmten sie ihn mit Fragen:

»Wer ist George Sand? Wer hat ›Indiana‹, die rührende Tragödie der Seele geschrieben?«

Balzac zeigte sich so gleichgültig, als Dumas sich gezeigt. Obwohl er selbstverständlich in Frau Dudevants Geheimnis eingeweiht war, verriet er es mit keiner Silbe. Er wußte sehr genau, daß im gleichen Augenblick, in dem man die Verfasserin der ›Indiana‹ kannte, der Abend nicht ihm, sondern ihr gehört hätte. –

Wie getragen von einer Woge des Glücks schritt Aurore durch den hellen warmen Sonnenschein. Was war sie vor einem Jahre gewesen, und was war sie heute! Goldene Bögen des Ruhmes spannten sich vor ihren strahlenden Augen, leuchtende Gipfel stiegen auf, die sie erklimmen mußte um jeden Preis.

Ohne daß sie recht eigentlich wußte, wie sie dahin gekommen, stand sie vor dem Louvre. Sie entschloß sich rasch, hineinzugehen, um die spanische Sammlung zu betrachten, ihren Liebling Murillo nach langer Zeit einmal wieder in der Stille zu genießen.

Auf den Fluren und Gallerien waren eine Menge Menschen versammelt, unter ihnen, wie George auf den ersten Blick bemerkte, viele Fremde. Sie ließen sich die Spuren des Julikampfes an den Stellen zeigen, welche die Schweizer Garde hartnäckig gegen das Volk verteidigt hatte.

An den Wänden und Säulen sah man deutlich die Merkmale der Flintenkugeln. Auch zerbrochene Spiegelgläser zeigte der Führer und erklärte die einzelnen Vorgänge während des Kampfes.

Aurore blieb in einiger Entfernung stehen. Sie mochte die plärrende Stimme des Erklärers nicht hören. Die Geschichte von dem tapferen kleinen Schusterjungen fiel ihr ein, die Hippolyte damals von Paris nach Nohant gebracht hatte.

Das Kind, ein kleiner zehnjähriger Bursche, war im tollsten Kugelregen eine schmale Bohlenbahn hinaufgeklettert, die man – im Louvre waren gerade Reparaturen vorgenommen worden – zu einem etwa zwanzig Fuß hoch gelegenen Säulengang emporgeführt hatte, um Steine herunterzuschurren. Oben, umsaust von Kugeln, hatte der Knabe die Trikolore aufgepflanzt und so das Volk zu einem letzten Sturm und Sieg angetrieben.

»Sturm und Sieg!« dachte Aurore, während ihre Augen fieberhaft glänzten. »Das allein ist ein Ziel des Lebens wert!« Sie hatte die Spanier und Murillo vergessen!

Durch stille menschenleere Straßen ging sie langsam fort. Auf dem Place Royale erwachte sie aus ihren Träumen. An der Reiterstatue Ludwigs XV. blieb sie stehen und blickte rund um den jetzt so stillen Platz, der während der Regierung Ludwigs und der Pompadour¹ ein Mittelpunkt der eleganten Welt gewesen war.

Heute standen die im holländischen Stil erbauten Häuser wie verschlafen da. Wer weiß, vielleicht träumten sie unter ihren hohen Dächern von den Tagen vergangenen Glanzes, von den schönen Augen der bezaubernden Marquise, die Frankreichs Schicksal in den kleinen Händen gehalten, von ihrem melancholischen Freunde, Louis dem Vielgeliebten!

¹Siehe Duncker: »Marquise von Pompadour«.

Zwischen den beschnittenen Linden kam ein Mann im dunkeln Mantel eilends auf die einsam Stehende zugeschritten.

»Jules, du?«

»Ein Zufall, Aurore.« Bittend sprach er fort: »Auf mein Wort, George. Ich versprach dir, nicht ungerufen zu kommen, und ich halte es.«

Sie sah ihn mit einem etwas ungläubigen Lächeln an. Aber Sandeau scheuchte ihre Zweifel, als er ihr erzählte, daß er mit einer Arbeit beschäftigt, mit der er nicht ins reine kommen könne, seit zwei Stunden sinnlos durch die Straßen laufe.

»Es geht mir nicht viel besser als dir!«

»Wie denn? Du denkst schon wieder an eine neue Arbeit? Nach dem Erfolg von ›Indiana‹ solltest du eine Weile ausruhen!«

Sie schüttelte lebhaft den Kopf, daß die dunklen Locken flogen.

»Wozu, liebes Kind? Das Gehirn ist ein Mechanismus, den man immer in Tätigkeit halten muß. Ich habe ›Indiana‹ beendet und mich von den Menschen verabschiedet, die mir wie mein eigenes Fleisch und Blut ans Herz gewachsen waren. Nun tröstete ich mich über den Abschied von ihnen, indem ich mir neue Freunde schaffe. Gottlob, ich lebe schon mitten zwischen ihnen.«

Sandeau ließ seine beredten Blicke auf der Freundin ruhen.

»Darf man wissen, wovon dein neues Werk handeln wird?«

»Wenn es dir die eigene Arbeit nicht verwirrt, mit Freuden. Es soll eine häusliche Tragödie¹ wie ›Indiana‹ werden.«

»Scheint dir das nicht unbesonnen, George? Man hat schon bei ›Indiana‹ angefangen, dir eine gefährliche Tendenz unterzulegen, dir nachgesagt, du gingest darauf aus, die in der Gesellschaft herrschenden unglücklichen Zustände noch zu verschlimmern.«

»Welch eine Torheit, Jules! Ich habe in ›Indiana‹ nicht den geringsten Versuch gemacht, mich gegen die Ehe aufzulehnen, das mußt du doch selbst empfunden haben? Gänzlich tendenzlos, rein menschlich habe ich beweisen wollen, daß eine Ehe ohne Liebe große Gefahren für die Frau in sich trägt, deren Glück in erster Linie von ihrer Neigung abhängig ist. Auch mein neues Werk wird sich nicht gegen die Ehe richten. Man würde also ein ganz überflüssiges Kriegsgeschrei anstimmen!«

Sie waren wieder in die Nähe der Seine, in ein lärmendes Gedränge enger schmutziger Gassen gekommen.

Die Fortsetzung eines ernsthaften Gespräches verbot sich von selbst.

»Darf ich dich nach Haus begleiten, George?«

Seine bittenden Blicke machten sie einen Augenblick schwankend.

Dann sagte sie hart und trocken:

»Besser nicht, Jules. Ich will arbeiten, und die Kleine braucht mich. Wir sehen uns ja morgen abend bei Balzac.«

»Nun denn auf Wiedersehen, Aurore.« Und er küßte die kleine, schöne Hand, die er so lange nicht mehr warm und zärtlich in der seinen gehalten hatte.

¹›Valentine.«

Er dachte nicht mehr an seine Arbeit, während er durch die Straßen weiterschritt. Er dachte nur noch an Aurore Du-devant, die ihm entglitten war, seit sie George Sand geworden.

Als George die fünf steilen Treppen zu ihrer Mansarde aufgestiegen war, fand sie zu ihrer Überraschung Latouche auf dem Balkon. Solange spielte mit den Nachbarskindern in einem nahegelegenen Gärtchen.

George' erster Blick auf Latouche belehrte sie, daß der Alte heut besonders spöttisch und kritisch aufgelegt war.

Er hielt das Exemplar »Indiana« in der Hand, dem sie heut morgen eine Widmung an Latouche beigefügt hatte.

Er begrüßte sie kaum, brummelte, daß er nur genommen, was er als sein Eigentum auf ihrem Tisch gefunden, blätterte, und fing endlich zu lesen an, nachdem er eine gehässige Bemerkung über die Un-Objektivität Gustav Planche' gemacht, der in der »Revue des deux mondes« einen sehr lobenden Artikel über »Indiana« geschrieben hatte.

Kaum, daß Latouche sich aufmerksam in eine Seite versenkt hatte, rief er wütend:

»Ha, das ist ja ein Abklatsch von Balzac! Abklatsch, was soll ich mit dir?«

Diese Ausrufe wiederholten sich nach jeder Seite.

George, die selbst am besten wußte, daß sie niemals an eine Nachahmung Balzacs gedacht hatte, wehrte sich gegen Latouche' ungerechtes verbittertes Urteil.

Aber Latouche dachte nicht daran, sich zufrieden zu geben. Er bekittelte jedes Wort und versuchte George haarklein zu beweisen, daß sie Balzacs Manier kopiert, und

dabei nichts weiter gewonnen habe, als weder Balzac noch sie selbst zu sein!

Als Solange mit einem großen Blätterstrauß in den kleinen Händen ins Zimmer trat, steckte Latouche das Buch in die Tasche und ergriff die Flucht.

Er wollte die Tränen nicht sehen, die die gekränkte George über den blonden Locken ihres Kindes weinte.

In der Frühe des nächsten Morgens wurde in der Mansarde Quai St. Michel ein Brief aus der Redaktion des »Figaro« abgegeben.

Latouche schrieb:

»George, ich komme um Abbitte zu tun; ich lege mich zu Ihren Füßen. Vergessen Sie meine Härte von gestern, vergessen Sie überhaupt alles Bittere, was ich Ihnen seit sechs Monaten gesagt habe. Ich habe die Nacht damit zugebracht, Ihr Buch zu lesen! O, mein Kind, wie zufrieden bin ich mit Ihnen!«

George war glücklich, den alten Freund mit ihrem Werk versöhnt zu sehen. Leichten Herzens machte sie sich gegen Abend auf den Weg, um der Einladung Balzacs zu folgen, die einen entschieden geheimnisvollen Einschlag hatte.

Und wirklich, als George mit einigen Freunden das kleine Entresol in der Rue Cassini neben dem Observatorium betrat, erwartete sie eine amüsante Überraschung.

Balzac, der lieber hungerte, als daß er sich eine seiner phantastischen Launen versagte, war plötzlich seiner kleinen anspruchslosen Poetenwohnung müde geworden. Er

hatte sie in eine Reihe eleganter, mit kostbaren Seidenstoffen ausgeschmückter Boudoirs verwandelt und sie mit einer Fülle seltsamer Möbel und Geräte in orientalischem Geschmack ausgestattet.

Inmitten dieser Pracht empfing Balzac seine Gäste in einem nagelneuen türkischen Schlafrock, an dem er eine geradezu kindische Freude hatte.

Das Souper wurde auf echtem Silber und kostbarem chinesischem Porzellan serviert und bestand aus gekochtem Rindfleisch, Melonen, gekühltem Champagner und Johannisberger, einem Geschenk des Fürsten Metternich, auf das Balzac besonders stolz war.

Die kleine Tafelrunde befand sich bald in ungemein heiterer Stimmung. Balzac, einer der liebenswürdigsten Gastgeber von Paris, kargte nicht mit drolligen und witzigen Erzählungen, bei denen niemand aus dem Lachen kam.

Nach aufgehobener Tafel gab er George den Arm, die in ihrem weißen, losen Kaschmirkleid, den kirschroten Turban auf den kastanienbraunen Locken berückend schön war. Er bot seinen Kaffee an, den man, wie er bemerkte, von so unvergleichlichem Aroma in ganz Paris kein zweites Mal finde.

»Oder ziehen Sie Tee vor, meine liebe Frau Dudevant? Ich kann Ihnen da etwas bieten, was Sie nirgend sonst in der ganzen Welt bekommen.«

George sah den Dichter mit großfragenden Augen an. Balzac nickte stolz.

»Ich beziehe meinen Tee direkt aus China, und zwar in einer Qualität, wie er sonst nur für den Kaiser persönlich kultiviert wird, das heißt einen Tee von jungen jungfräulichen Mädchen vor Sonnenaufgang gepflückt und unter Aufsicht für diese Aufgabe eigens bestallter Mandarine geerntet.«

Während sie weitersprachen, blickten Gustave Planche und Sandeau, die sich bisher vergeblich bemüht hatten, George' Aufmerksamkeit zu erregen, resigniert auf die Freundin und den Gastgeber, während die anderen Kavaliere genug zu tun hatten, die beiden kleinen übermütigen Mädchen vom Théâtre des Varietes in Schach zu halten, acht zu geben, daß sie nicht zu viel Champagner tranken, ihre losen Zungen ausnahmsweise im Zaum hielten und keine Purzelbäume über die seidenen Stuhllehnen schlugen.

Es mochte elf Uhr vorüber sein, die Gäste rüsteten zum Aufbruch, als Balzac plötzlich auf die Idee kam, die kleine Gesellschaft in seinem neuen türkischen Seidenschlafrock, auf den er so unbändig stolz war, mit einem Wachslicht in der Hand, – der berühmte enorme Spazierstock mit dem goldenen Apfel, der Schrecken der Habitues der Großen Oper, durfte natürlich nicht fehlen – bis an das Gitter des Luxembourg zu begleiten.

Mit lautem Beifall wurde der Vorschlag angenommen.

Die Nacht war milde und windstill. Das Licht, das Balzac würdevoll in einem originellen Leuchter von vergoldeten Silber vorantrug, leuchtete, ohne zu flackern.

In jeden seiner Arme hatte sich eines der kleinen übermütigen Varietedingernchen gehängt.

Unablässig erzählte Balzac, abwechselnd nach seitwärts und rückwärts gewendet, von den arabischen Hengsten aus dem königlichen Marstall, die er noch in dieser Woche kaufen wollte. Man gratulierte ihm, obwohl jedermann wußte, daß die Hengste weder verkäuflich waren, noch für Balzac zu bezahlen gewesen wären.

Er sprach von seinem neuen Roman, dessen Titel noch nicht feststand, und dem kleinen Palais im vornehmsten Paris, welches er von dem Erlös des Buches erwerben wollte.

Inzwischen waren sie in immer einsamere Gegenden gelangt.

»Er muß umkehren,« meinte George.

Die anderen getrauten sich nicht Balzacs Suada zu unterbrechen.

George nahm sich ein Herz.

»Kehren Sie um, Balzac,« bat sie, ihm die Hand auf den Arm legend, den die kleine Molly eben losgelassen hatte.

»Es ist spät, die Gegend ist öde. Es kann Ihnen auf dem Rückweg leicht etwas geschehen!«

»Behüte, meine liebe George. Wenn mir Diebe begegnen, werden sie denken, ich sei verrückt und sich vor mir fürchten, oder sie halten mich für einen Popen und dann haben sie Respekt.«

Erst als die vier Herren unisono ein Machtwort gesprochen hatten, entschloß sich der Dichter umzukehren.

Die Kavaliere, verheiratete Männer, deren Frauen auf dem Lande waren, hatten nichts eiligeres zu tun, als sich mit den beiden tollen Mädchen zu entfernen, die in der Nähe ihres Theaters in einem verrufenen Hause wohnten.

»Und wir, George?« bat Sandeau mit heißem Flüstern.

George machte eine Schulterbewegung gegen Gustave Planche. Er sah den vieren, die sich so rasch entfernten, als ob sie nicht schnell genug an ihr Ziel kommen könnten, mit sarkastischem Lächeln nach.

Jetzt wandte er sich zurück und fragte George, ob sie Lust habe, ein Estaminet kennen zu lernen. Sie habe ja öfters

den Wunsch ausgesprochen und jetzt sei gerade die rechte Stunde dafür.

George war im Begriff, ja zu sagen. Wie sie aber im Dunkel der lauen Nacht Jules fiebernde Hand auf ihrem Arm, seine leidenschaftlichen Blicke auf ihrem Antlitz fühlte, siegte die Stimme des Blutes über den Verstand.

»Ein andermal, Monsieur Planche.«

Und sie ließ ihn stehen, hing sich in Sandeaus Arm und im gleichen Tempo, wie die kleinen Mädchen mit ihren Kavaliern nach dem verrufenen Hause, liefen sie über die Seibrücke dem Quai St. Michel zu.

4. KAPITEL

Die Erinnerung an das graue Gespenst, der Cholera, war erloschen.

Das schauerliche Drama der blutigen Straßenkämpfe von St.-Merry verblaßt.

Über Paris lachte ein wolkenloser Frühlingshimmel. Die Gärten waren blau von Flieder, weiß von starkduftenden Narzissen. An den Büschen knospte es von rosa Blütensträußen. In den Hecken sang und klang es von lustig zwitschernenden Vogelstimmen.

Auf den Boulevards drängten geputzte Menschen nach den Champs Elysees zu. Es war Karfreitag, und niemand, der es sich leisten konnte, wollte bei dem wundervollen Frühjahrs Wetter die Wallfahrt nach Longchamps versäumen, wenn sie auch längst kein frommer Pilgerzug nach der »Abbaye de l'humiliation« mehr war, sondern eine Vergnügungsparade, ein stattlicher und prunkvoller Wagenkorso.

Vorerst schien es unmöglich, aus der Stadt herauszuzugelen. Alles, was auch am Karfreitag – für Paris ein Geschäftstag wie jeder andere – arbeiten mußte, der Handwerker, der in der Werkstatt oder auf den Bauplätzen erwartet wurde, die kleinen Fabrikmädchen und Ausläuferinnen, die Ladenbesitzer und Kommis, wollte wenigstens etwas von dem großen Auszug der glücklichen Pariser sehen, denen der Weg nach Longchamps offen stand.

Die Hausierer und Ausrufer schienen nur auf diesen Tag gewartet zu haben, um ihre Waren auf den Boulevards mit förmlichem Furor anzubieten.

Auf Schritt und Tritt riefen sie die Vorübergehenden an, sperrten die Passage. Auf ihren zweirädrigen Karren schoben die Händler laut schreiend ihre auf langen Tischplatten ausgebreiteten Schätze durch die Menge.

Eine Schar von Weibern bot auf flachen Körben, die mit einem Band um die Hüfte befestigt waren, Obst und Gemüse feil.

An jeder Straßenecke standen haufenweis die Kommissionäre in ihren kurzen Jacken und weiten Beinkleidern aus blauem oder gelbbraunem Manchester, den hölzernen Tragkorb in der einen, den Kasten mit Stiefelwichse und Bürsten in der anderen Hand, und drängten den Vorübergehenden mit lautem Wortschwall ihre Dienste auf.

»Gare! Gare!« Ein paar stämmige Kohlenträger mit ernsten, geschwärzten Gesichtern, den breitkrämpigen Hut tief in die Stirne gedrückt, den langen Kohlensack, ohne ihn mit den Händen zu stützen, zwischen Kopf und Rücken gestemmt, schoben sich durchs Gedränge.

Manch weißes Mädchenkleid möchte weit von den schwarzen Gesellen zurückfliehen, wenn es nur Raum zur Flucht fände!

Auf dem Fahrdamm geht es nicht friedlicher zu. Zwischen den schwerfälligen Omnibussen schießen leichte, zierliche Kabrioletts und elegante Equipagen hin. Buntbemalte Wagen mit Bier, Brot und Branntwein rollen durch die Straßen. Unablässig werden große und kleine Wasserfässer gerollt oder von Pferden gezogen. Jeder Springbrunnen ist von Wasserträgern umlagert.

Endlich ist die Stadt überwunden. In langen Reihen bewegt sich eine unabsehbare Menge von Reitern, Equipagen, Fiakern, Sechspännern und Inversibles – sechsrädrige, elegante Familienwagen – die große Allee der Champs Elysees hinauf.

Nationalgarden, Soldaten und Polizeibeamte bilden Spalier für Wagen und Reiter.

Die Seitenwege sind von Fußgängern dicht bevölkert.

Ein wenig vom Wege ab hat fahrendes Volk seine Zelte aufgeschlagen: Glücksbudenbesitzer, die schreiend ihre Gewinne anpreisen, Equilibristen, Tierbändiger, wilde Männer.

Neben riesigen Reklamebildern in schreienden Farben und pomphaften Ankündigungen tragen die Buden an der Vorderseite eine Art Galerie, auf der Hanswürste in schmutzigen Kitteln ihre Späße treiben. Sie locken das Publikum an, schwingen sich mit kühnem Sprunge von der Galerie und stehen dann plötzlich mitten in der Menge, ihren Obolus einzuheimsen.

Heute gibt der Pariser gern. Was grau und schreckhaft war, ist verschwunden. Die Sonne lacht! Der Frühling ist gekommen!

Dieser sonnengoldene Frühling brachte dem politischen und literarischen Paris noch eine besondere Überraschung.

Die »Revue des deux mondes«, in der letzten Zeit der Restauration begründet, hatte sich nach der Julirevolution nur sehr langsam fortentwickelt.

Jetzt trat ein neuer Mann an ihre Spitze. Er setzte nicht nur den philosophischen, essayistischen und dogmatischen Gehalt fort, der die »Revue des deux mondes« über die »Revue de Paris« erhob, er führte auch das Romanfeuilleton ein, das von ungeheurer Bedeutung für die französische Literatur werden sollte.

François Buloz, ein Genfer von Geburt, der sich bisher nur durch Übertragungen und Bearbeitungen aus dem Englischen einen Namen gemacht, schuf das Blatt mit einem Schlage zu einem bisher nie dagewesenen Sammelplatz für die Elite der Schriftsteller um.

Es gab keinen Publizisten, keinen lyrischen Dichter, keinen Romanschriftsteller, keinen Historiker, keinen Philosophen, noch Kritiker von Ruf, den der intelligente, hartköpfige Genfer nicht zu sich herangezogen hätte. Ging es nicht in Güte, mußte es mit oft brutaler Gewalt geschehen.

Auch George Sand durfte sich bald mit Stolz zu den Mitarbeitern der »Revue des deux mondes« zählen. Die Novellen »La Marquise« und »Lavinia« waren das erste, was sie für Buloz schrieb.

Keine dieser Arbeiten entstand in der Mansarde des Quai St. Michel.

Die glückliche George hatte mit »Indiana« und »Valentine« dreitausend Frank verdient, die ihr ein Gefühl wunderbarer Unabhängigkeit von allen Widrigkeiten des materiellen Lebens gaben. Sie brauchte die schmalen Einkünfte von Nohant nicht mehr für ihre kleinen Schulden in Anspruch zu nehmen, sie durfte sich den Luxus einer bequemeren Wohnung und einer Hilfe im Haushalt gestatten.

Die Mansarde, die sie am Quai Malaquais bezog, schien ihr im Vergleich zu den engen Räumen von St. Michel ein Palast zu sein. Sie war nach Süden gelegen, hatte kein Gegenüber von Häusern, sondern nur breitkronige, alte Bäume, in denen die Grasmücken sangen, und die Spatzen zwitscherten.

Wenn sie mit Solange im Fenster ihres Arbeitszimmers lag, wehte es aus der grünen Wildnis wie ein Gruß aus Nohant zu Mutter und Kind hinüber. Die Arbeitsstille guter Tage freilich konnte sie sich nicht erkaufen.

Seit ganz Paris wußte, Aurore Dudevant, die Besitzerin von Nohant, die Schülerin Latouche' am »Figaro«, und George Sand, die geniale Autorin von »Indiana« und »Valentine«, die begehrte Mitarbeiterin Buloz' sind eine Person, stand die Flurklingel ihrer Wohnung nicht mehr still. Freunde, Bekannte, Fremde begehrten Einlaß.

Leute, die ihr vorgestellt werden wollten, verschämte und unverschämte Arme, die aus ihren Schriften hilfreiche Menschenliebe herausgelesen und stürmisch die Übertragung Sandscher Theorien in eine für sie vorteilhafte Praxis forderten, junge Anfänger, die George um ihr Urteil baten, und die sich verstimmt verabschiedeten, wenn die Kritik nicht ermutigend ausgefallen war, gaben einander die Tür in die Hand.

Der Kopf brummte ihr. Das Herz war ihr schwer. Wie sollte sie bei diesem Leben Ruhe und Sammlung zur Arbeit finden!

Mehr als einmal seufzte sie vergebens nach Einsamkeit und doch hatte sie nicht das Herz, den Bittenden ihre Türe zu verschließen.

Endlich war auch die Zeit gekommen, zu der Maurice in das Lyzeum eintreten sollte. Mit Ungeduld hatte George diesen Augenblick ersehnt, wundervolle Pläne gemeinsamen Genießens, gemeinsamen Lernens mit ihrem heißgeliebten Jungen geschmiedet. Bei alledem aber hatte sie sich niemals einen rechten Begriff davon gemacht, was eine schulgemäße Erziehung im Grunde für ein Kind bedeutete, das in vollster Freiheit und Unabhängigkeit aufgewachsen ist und schon in seinen Knabenjahren, ohne es zu wissen, die Neigungen und Gewohnheiten eines geborenen Künstlers zeigte.

Wie alle Kinder sich auf Veränderungen in ihrem Leben freuen, so freute auch Maurice sich, wie auf ein Fest, auf seinen Eintritt in das Lyzeum Henri IV.

Aber schon der erste Rundgang durch die Anstalt ernüchterte den lebhaften, phantastischen Knaben. Die großen Höfe ohne Bäume, die so gar nichts von dem herrlichen Park von Nohant hatten, die Schul- und Wohnhäuser, denen jede Intimität, jedes Behagen fehlte, die in Pflicht erstarrten Gesichter der Lehrer, das unharmonische Geschrei der Kinder, das laute Bumbum der Trommel, das die Schüler an die Arbeit rief, alles erschreckte und ängstigte den Knaben.

George verbarg nur schwer ihr Entsetzen und sah ihren Liebling verstohlen von der Seite an. Noch hielt er sich tapfer, denn er fürchtete den Spott und Zorn des Vaters, der ihn nach Paris begleitet hatte.

Als es ans Abschiednehmen ging, nahm ihn einer der Lehrer in die Arme. Da war es um die Fassung des weichherzigen Kindes geschehen. Er riß sich los, umklammerte George, die nur schwer die eigenen Tränen zurückhielt, und bat schluchzend, ihn wieder mitzunehmen.

George war außer sich. Es war das erstemal, daß sie ihren Jungen unglücklich sah. Sie drückte ihn fest ans Herz, entschlossen, seinen flehentlichen Bitten nachzugeben. Aber Dudevant blieb fest. Er wollte nichts davon wissen, seit Jahren feststehende Pläne eines Sentiments halber umzustürzen.

Mit blutendem Herzen ließ George den schluchzenden Knaben aus den Armen. –

Als sie ihn zwei Tage später aufsuchte, fand sie Maurice in einer für den Knaben viel zu großen, unsauberen Uniform. Da die Anzüge von den Eltern bezahlt wurden, protestierte George ebenso energisch wie vergeblich gegen den Unfug, den Knaben in eine gebrauchte Kleidung zu stecken.

Sie protestierte auch gegen die übertriebene Strenge beim Unterricht, gegen die schweren Strafen, die auf kleine unschuldige Kindersünden standen, ohne daß ihre oder des Knaben Tränen getrocknet worden wären.

Auf die Tage, an denen ihr armer Liebling sie besuchen durfte, hatte George all ihre Hoffnungen gesetzt.

Fröhlich und glücklich begannen diese Tage, um in bitterem Kummer zu enden.

Die ersten Morgenstunden waren ein Fest für Mutter und Kinder.

Zuerst kam die große Wäsche an die Reihe, auf die sich Solange immer ganz besonders freute. Es war aber auch gar zu drollig, wenn die Mutter den Bruder kopfüber in die

große Waschschüssel tauchte, daß er pruschte wie ein kleines Seeungeheuer. Dann ging es an die Frisur. Und während die Kleine, um den Bruder zu necken, kokett mit ihren seidenweichen, wundervoll gepflegten Locken spielte, mußte der arme Bursche eine qualvolle Kamm- und Bürstentortur über sich ergehen lassen.

»Ist Maurice denn so schmutzig, Mama?«

»Schmutzig ist kein Ausdruck für diesen –,« sie unterdrückte einen scharfen Ausdruck, »dies Lyzeum, mein Schatz!« Aus den geplanten Spaziergängen wurde gewöhnlich nichts, so lockend ihre Zauber auch sein mochten. Am liebsten saß Maurice mit der Mutter und der Schwester in Solange's behaglichem kleinen Zimmer, betrachtete Kopf an Kopf mit dem Schwesterchen Bilder und illustrierte Werke, zeichnete und schnitt mit großer Geschicklichkeit die selbstgezeichneten Bildchen aus. Dabei sah er fortwährend nach der großen Wanduhr und stellte in immer trübseligerem Ton fest, wie viel Stunden er noch bleiben dürfe.

Bei Tisch kam die erste große Leidenstation. Maurice wußte, der Tag der Freiheit und der Freude ging zu Ende. Statt zu essen, fing er jämmerlich zu schluchzen an, und wenn die Stunde der Rückkehr ins Lyzeum schlug, geriet er so völlig außer Fassung, daß die Mutter ihn nicht selten bis zum nächsten Morgen zu Hause behalten mußte, weil er in der Tat krank vor Kummer war.

Eines Abends stieg Jules Sandeau gerade in dem Augenblick die Treppen zu George hinauf, als es ihr gelungen war, Maurice mit Bitten und Liebkosungen soweit zu bringen, daß er versprach, ruhig ins Lyzeum zurückzukehren.

Der verweinte Knabe lief blind und stumm an ihm vorbei, ohne ihn zu begrüßen.

Sandeau fand George bleich, mit verweinten Augen, in einem fieberhaften Zustand.

»Wie kann man so unvernünftig sein, George, sich über einen eigensinnigen kleinen Burschen derartig aufzuregen. Du brauchst deine Gesundheit und Kraft wahrhaftig für bessere Dinge.«

Er wollte ihr die Hand begütigend auf die Schulter legen, aber sie stieß ihn heftig zurück.

»Was weißt du von Kindern? Was von Mutterliebe?« rief sie zornig.

Es gelang ihm nur schwer, sie zu beruhigen.

»Liebe Aurore!« bat er und streichelte ihre schönen Hände, die noch immer vor Aufregung zitterten.

Nach einer Weile sprang sie auf und sagte trocken:

»Es ist gut. Bitte geh. Ich will an die Arbeit. Ich habe Buloz ›Lavinia‹ in drei Wochen versprochen.«

»Buloz ist ein hartköpfiger Tyrann. Er stellt unerhörte Anforderungen an die Leistungen seiner Mitarbeiter. Er saugt uns aus. Du solltest ihm nicht immer nachgeben.«

»Ihm nicht? Meinem Sohn nicht? Ja, meinst du, nur du habest einen Anspruch auf meine Nachgiebigkeit? Im übrigen, ich brauche Geld. Ich will ihnen in Nohant zeigen, was eine Frau außerhalb der Knechtschaft der Männer erreichen kann.«

»Sie sind längst davon überzeugt.«

»Es kann nichts schaden, wenn man es ihnen immer aufs neue beweist.«

Sandeau ging, ohne Antwort zu geben, ruhelos im Zimmer auf und nieder. Sie sah ihm nach mit einem Ausdruck, in dem der offene Aufruhr brannte.

Er schien ihr in diesem Augenblick nicht mehr und nicht weniger als ihr Gefangenwärter zu sein, der sie in jeder freien Bewegung hemmte.

Wie durfte er es wagen, ihr Vorwürfe über ihr Verhalten gegen ihre Kinder, gegen ihren Verleger zu machen! Er brachte sie aus jeder Stimmung. Er hinderte sie an ihrer Arbeit, er stahl ihre Zeit.

»Jules!«

Er blieb stehen und sah sie an und erschrak über den leidenschaftlichen Ausdruck offener Empörung in ihrem schönen Gesicht.

»Wolltest du etwas, George?«

»Ich bat dich zu gehen.«

»Ah so!«

Er griff nach seinem Hut. Dann zögerte er wieder.

»Ich war heute im Atelier bei Calametta. Ich habe dein Bild gesehen. Es verspricht schön zu werden, aber nicht so schön wie du!«

Er trat auf sie zu und ergriff ihre Hand.

»Du wolltest arbeiten, George? Warum arbeiten wir nicht mehr zusammen, wie in jener ersten schönen Zeit?«

Sie lachte spöttisch auf und machte sich von ihm los. »Weil wir für ein so intimes Beieinander nicht passen, mein Lieber. ›Rose et Blanche‹ hatte keinen Erfolg. Dagegen hat jeder von uns mit seinen selbständigen Werken Glück gehabt – was willst du also?«

»Du weißt es recht gut, George,« flüsterte er leidenschaftlich.

Sie schüttelte den Kopf und sagte sanft:

»Nein, Jules – ich möchte dir wahrhaftig nicht wehe tun – , aber einmal muß es gesagt sein, es muß aus sein zwischen uns.«

Sandeau machte eine verzweifelte Gebärde.

»Du brauchst nicht so außer dir zu sein. Ich denke nicht daran, mit dir zu brechen. Ich bleibe deine gute Freundin –«

»Wie du sie Boucoiran, Latouche, Pyat, Balzac, Gustave Planche, vielleicht schon Buloz bist! Ich danke dafür, Mitglied einer so ausgedehnten Sozietät zu werden.«

Er machte Miene davonzustürzen.

Sie erschrak. Ihn ganz verlieren, das wollte sie nicht. Wenn er ihr als Liebhaber auch unbequem geworden, als Freund und literarischer Berater mußte sie ihn zu halten suchen.

Er war schon im Vorflur und nahm seinen Mantel.

»Jules, sei doch vernünftig!«

Jetzt war es an ihm, energisch den Kopf zu schütteln. »Durch zehn dividierte Freundschaft mit einer Frau wie du, George – niemals!«

An der Treppe kehrte er noch einmal um und küßte ihr die Hand.

»Hab Dank für alles, George.«

Sie stand stumm und starr wie eine Statue. Das hatte sie nicht erwartet.

Anstatt zu arbeiten, setzte sie sich und schrieb ihm einen viele Bogen langen Brief, in dem sie ihm alles Glück und alle Vorteile einer treuen Freundschaft auseinandersetzte.

Statt jeder Antwort erhielt sie nächsten Tages ihre Liebesbriefe von ihm zurück.

Er ist ein Dickkopf, aber ein anständiger Kerl! Schade um ihn. Wer weiß, wenn der erste Schmerz verwunden, besinnt

er sich vielleicht eines anderen. Wir können uns nicht meiden. Wir leben in ein und derselben Welt! — — —

In dem Augenblick, als der Bruch George Sands mit Sandeau in Paris bekannt wurde, fingen ihre alten Freunde, die sich während ihrer Beziehungen zu Sandeau teilweise aus Diskretion, zum Teil aus Eifersucht, von dem persönlichen Verkehr mit ihr zurückgezogen hatten, an, sie aufs neue aufzusuchen.

Nach und nach fand sich die ganze Redaktion der »Revue des deux mondes« und viele ihrer Mitarbeiter bei ihr ein.

Gustave Planche bekleidete die Stelle eines Hausfreundes. Er kam und ging nach seinem Belieben, es gab keine verschlossenen Türen für ihn. Selbst wenn George arbeitete, war die Bahn für ihn frei.

Vielleicht fühlte er sich berufen, die Lücke zu ersetzen, die der Abschied von Sandeau in George zurückgelassen hatte! Nichts Besseres hätte er sich wünschen mögen!

Seine Illusionen währten nicht lange.

Er selbst führte den Mann bei ihr ein, der sie zerstören sollte.

Sainte-Beuve hatte im »National« eine Reihe sehr warm gehaltener Artikel über »Indiana« und »Valentine« erscheinen lassen. Sie hatten George zu dem Wunsch veranlaßt, dem Verfasser persönlich zu danken.

Sainte-Beuve folgte dem Ruf gern. Es interessierte ihn außerordentlich, eine schöne, geniale, viel besprochene Frau kennen zu lernen, die seiner Ansicht nach am Beginn einer ruhmreichen Laufbahn stand.

George Sand arbeitete gerade an »Lélia«, Sainte-Beuve an »Volupté«, als sie einander näher traten. Einer fragte den anderen bezüglich seiner Arbeit um Rat.

Aber es blieb nicht beim literarischen Gedankenaustausch.

In der menschlichen Vereinsamung, in der George sich seit dem Bruch mit Sandeau befand, war sie nur allzu geneigt, Sainte-Beuve als eine Art persönlichen Beichtigers zu betrachten. Sie weihte ihn in ihren melancholischen Seelenzustand ein und ließ sich von ihm trösten.

Sie überließ ihm auch die Wahl der Persönlichkeiten, die er ihr vorzustellen für gut befand und ihrer würdig hielt. Zuweilen freilich ging es dabei nicht ohne gegenteilige Meinungen ab. So widersetzte sich George Sand sehr energisch dem Wunsch des Freundes, ihr Alfred de Musset vorzustellen. Auf Sainte-Beuve's wiederholte Vorhaltungen hatte sie immer nur die eine Antwort, Musset sei ihr zu dandyhaft, sie würden einander doch niemals verstehen. —

Verstand Sainte-Beuve sie, der sich aus dem teilnehmenden Freunde nur allzubald in einen leidenschaftlich begehrenden Liebhaber verwandelt hatte?! Verstand Planche sie, der sich eifersüchtig grollend zurückgezogen?! War Prosper Mérimée der Mann, sie die Liebe zu lehren? Mérimée, an dem sie nur ein sehr vorübergehendes Wohlgefallen gefunden und der kaltsinnig nichts als eine interessante Studie in ihr gesehen zu haben schien!

Irrtümer über Irrtümer! George brach ihre Zelte in Paris ab und flüchtete nach Nohant. Es sollte ihr helfen, über die Irrungen und Wirrungen dieser letzten kurzen Episode fortzukommen.

Und der dunkle, schwere, ernste Heimatboden, getränkt von glücklichen Jugenderinnerungen, half.

Mit all seinen geheimnisvollen Zaubern umfing er sie wieder. Der Park mit seinen großen rundgeschnittenen Nußbäumen, seinen mächtigen Kastanien, den verfallenen Ulmen,

den kleinen heimlichen überwachsenen Wegen, das Wäldchen mit seinem herbeduftenden Laub, der Kirchhof mit den Gräbern ihrer Lieben und mitten darin die kleine schindelgedeckte Kirche mit ihrer Vorhalle aus rohem braunen Holz, das kleine Zimmer der Großmutter mit seinem Lavendelduft und seinem altertümlichen Hausrat, wie mit sanften liebenden Händen griffen sie nach ihrer verstörten Seele.

Hand in Hand mit den Kindern schritt sie durch das Dorf. Vor den kleinen Häusern der Bauern mit ihren Weinlauben blieb sie stehen. Der Gruß dieser einfachen Leute, die ihr früher oft so plump erschienen waren, tat ihr wohl. Über die breithin gelagerten Felder hinter dem Dorf, über die braune, fette, schwere Ackerfurche, über die Wogen grünen und goldenen Getreides schweifte ihr Blick. Frieden! Frieden auch im Haus, in dem sie während der ersten Tage ihrer Rückkehr allein mit den Kindern war. Aurore verwand, was seit der Trennung von Sandeau auf ihr gelastet hatte.

Verwand – vergaß, als der in seliger Ferienfreiheit strahlende Maurice ihr eines Tages einen Brief aus Paris brachte, von unbekannter Hand an die »Redaktion der ›Revue des deux mondes«« adressiert.

George staunte, als sie die Unterschrift las.

Alfred de Musset? Was konnte er von ihr wollen? Will er mir etwa Vorwürfe machen, daß ich keine Lust hatte, ihn zu empfangen? Bin ich nicht Herrin meines Willens und meiner Handlungen?!

Sie öffnete den Brief, in dem ein Gedicht eingeschlossen war.

»Madame« schrieb Musset, »ich nehme mir die Freiheit, Ihnen einige Verse zu übersenden, die ich niedergeschrieben habe, nachdem ich das Kapitel von ›Indiana‹ wieder gelesen, in dem Noun Raymond in dem Zimmer ihrer Herrin empfängt. Der geringe Wert dieser Verse hätte mich zögern lassen, sie Ihnen vorzulegen, gäben sie mir nicht Gelegenheit, Ihnen die tiefe und aufrichtige Bewunderung auszusprechen, welche sie inspiriert haben.

Gestatten Sie, Madame, die Versicherung meiner Hochachtung.

Alfred de Musset.«

Nachdem George den kurzen respektvollen Brief zu Ende gelesen, dem nichts von dem dandymäßigen anhaftete, das sie in dem jungen Dichter zu finden gefürchtet, nahm sie das Gedicht und ging damit in den Park hinaus.

Weit hinten, in der Nähe des Friedhofes, ließ sie sich auf eine Bank unter den alten morschen Ulmen fallen.

Langsam entfaltete sie das Blatt. Langsam, mit verhaltenem Atem, fing sie zu lesen an! Glühende Verse, die sie in leidenschaftlichen Worten befragten, wo sie die furchtbaren Szenen gesehen, da Noun, kaum bekleidet, auf dem Bett Indianas an Raymond sich berauscht, wer ihr die Seiten voll brennender Glut diktiert, auf denen die Liebe zitternd und zagend vergebens das angebetete Phantom ihrer Illusionen sucht.

*»Sag, barg Dein eigen Herz das traurige Erfahren,
Das Raymond jäh empfand? Riefst Du es Dir zu-
rück?*

Und die Gefühle all der uferlosen Leiden,

Der Wollust ohne Glück voll ungeheurer Leere,
George, hast Du sie geträumt?
Bracht' sie Erinnerung wieder?«

Weiter las sie, immer weiter in fieberhafter Hast. Die innigen Verse, die von Indiana sprachen, dem zarten Geschöpf, dessen zauberische Gestalt einem Schatten gleich umherirrt. Die Verse voll tragischer Größe, die Nouns verzweifelt Ende beweinen.

Ihre Augen brannten. Ihr Herz klopfte in lauten Schlägen. Erschüttert durch den Eindruck, den ihre Dichtung auf diesen jungen genialen Menschen mit der weichen Seele gemacht, ging sie wankenden Schrittes bis zu der kleinen Tür, die den Park vom Kirchhof trennte.

Auf dem Grabe der Großmutter saß sie zwischen blühenden Rosen nieder, den Kopf in die Hand gestützt. Schauer der Leidenschaft gingen durch sie hin. Heiße Tränen einer unbewußten, unerklärbaren Sehnsucht tropften in die blutroten Blütenkelche. –

Als Casimir acht Tage später von einem Jagdbesuch bei seinen Freunden heimkehrte, erklärte George ihm, daß sie für diesmal von den drei Monaten Nohant Abstand nehmen müsse, wichtige Geschäfte riefen sie nach Paris zurück.

In Wahrheit hatte sie gleich nach dem Brief von Musset einen Brief von Buloz mit der Mitteilung erhalten, daß er Ende Juli ein Bankett bei den »Frères Provençaux« für die Redakteure und Mitarbeiter der »Revue des deux mondes« veranstalte, bei dem sie in keinem Fall fehlen dürfe, trotzdem – Alfred de Musset die Einladung bereits angenommen habe.

5. KAPITEL

In George war eine prickelnde Unruhe, die ihr Paris auch zu dieser toten Jahreszeit willkommen machte und sie die schlechte Luft und die tagsüber brütende Hitze der Großstadt gutlaunig ertragen ließ.

Das Erscheinen von »Lélia« stand in der nächsten Zeit bevor, mehr aber als dieses Ereignis beschäftigte sie ganz wider jede Gewohnheit ein durchaus fraulicher Gedanke, das Erwägen, was sie am Sonntag bei dem Diner Buloz' tragen sollte.

Sie wählte und schwankte lange. Endlich entschied sie sich für ein dunkelblaues Seidenkleid von apartem Schnitt, mit Spitzenvolants garniert, die den Hals und einen Teil der Schultern freiließen.

Das Haar wollte sie, wie stets, gescheitelt und schmucklos in offenen Locken tragen.

Nachdem George zu diesem Entschluß gekommen war, lachte sie sich selbst dafür ins Gesicht, daß sie ihre Zeit mit dergleichen Überflüssigkeiten verliere.

Sie fuhr zu ihrem Verleger, um eine notwendig gewordene größere Summe von ihm zu erheben, und stieg in die Redaktion der »Revue des deux mondes« hinauf, mit Buloz über eine neue Novelle zu sprechen, die im Oktoberheft erscheinen sollte.

Buloz, dem man im allgemeinen während der Arbeitszeit keinen Aufwand von Liebenswürdigkeiten gegen seine Mitarbeiter nachrühmen konnte, freute sich augenscheinlich, sie zu sehen, lobte ihr vorteilhaftes Aussehen und machte

sie darauf aufmerksam, daß sie am Sonntag die einzige Dame sei, folglich die Pflicht habe, sich besonders schön und unterhaltend zu zeigen.

»Was das erstere betrifft, so will ich mir alle Mühe geben, Ihren Erwartungen zu entsprechen, Buloz. Für den zweiten Teil Ihrer Wünsche kann ich nicht gutsagen. Sie wissen selbst, daß ich nur mit der Feder beredt bin, in der Unterhaltung aber viel zu wünschen übrig lasse.«

»Nun, wir werden ja sehen,« meinte der Chef der Revue, »Sie können bekanntlich, was Sie wollen.« –

Es war keine sehr zahlreiche Gesellschaft, die sich bei den »Frères Provençaux« zusammengefunden hatte. Verschiedene Mitarbeiter waren noch auf dem Lande oder auf Reisen, ein Teil der Redakteure beurlaubt.

Die geschmackvoll mit einer Fülle von Rosen und Veilchen in Kristallschalen und Kelchen dekorierte Tafel stand in einem der kleinen Salons.

Als George eintrat, wurde sie von ihren Bekannten mit lauten Zurufen begrüßt. Die Fremden bewunderten die schöne, so rasch berühmt gewordene Frau und sprachen dem Gastgeber den Wunsch aus, ihr noch vor dem Diner vorgestellt zu werden.

Gustave Planche war ihr als einer der ersten entgegengekommen.

Da George während des Sommers mit dem Abschluß von »Lélia« vollauf beschäftigt gewesen war, hatte er nur eine Einladung für wenige Tage nach Nohant erhalten. Nun plagte ihn die Sehnsucht seit langen Wochen. Heute hoffte er, George wenigstens für einen Teil des Abends für sich zu haben, sobald es ihm gelang, die anderen nach Möglichkeit von ihr fernzuhalten.

Wie ein Keil schob er sich jetzt zwischen sie und einen schönen eleganten jungen Menschen mit träumerischen Augen, den Buloz eben im Begriff war George vorzustellen. Finster zogen Planches Brauen sich zusammen. Gerade dieser sollte ihr nicht zu nahe kommen.

Buloz machte nicht viel Umstände. Er drängte seinen gestrengsten und gefürchtetsten Kritiker ohne weiteres beiseite.

»Monsieur Alfred de Musset, meine liebe Madame Sand, wird die Ehre haben, Sie zu Tisch zu führen.«

Das also war er! Der romantische Dichter der »Contes d'Espagnes et de l'Italie«, der leidenschaftliche Verfasser der »Poesies diverses«, der Autor des vielumstrittenen »Le spectacle dans un fauteuil«. Der Bewunderer »Indianas«. Der Verfasser des schwermütigen Gedichtes, das sie in schwärmerische Träume versenkt hatte!

Sie sah ihn heimlich prüfend mit ihren sanften Augen an.

Nein, er war nicht so, wie sie ihn sich gedacht. Nicht der elegante Boulevardflaneur, der die neuesten Moden spazieren führte. Nicht der blasierte Dandy mit dem frivolen Scherz auf den Lippen und dem neusten Modeparfüm im Taschentuch.

Ein Mensch von seltener Schönheit, von aristokratischer Eleganz ohne Zweifel, aber doch ein Mensch, dem Geist und Poesie aus dem Auge leuchteten, auf der weißen Stim geschrieben standen.

Seine zarten, in ganz Paris berühmten Hände, die ihm schon auf dem Collège Henri IV. den Spitznamen »Prinz Schönhändchen« eingetragen, waren ihr zu weibisch, sein Haar zu weich, zu blond und zu gelockt. Der ganze Eindruck seiner Persönlichkeit zu wenig männlich, dennoch – obwohl

sie sich trotz seines Gedichtes, bis an die Zähne mit ehernem Widerstand gegen den Zauber gewappnet, in den Musset jedes weibliche Wesen verstricken sollte – konnte auch sie sich diesem Zauber nicht ganz entziehen.

Er stellte verstohlen gleich intensive Beobachtungen an. George Sand, die er als Dichterin bewunderte, interessierte ihn als Weib mehr, als daß sie ihm, dem exklusiven Aristokraten, dem alles Extravagante von vornherein unsympathisch war, gefiel. Ihr Kopf freilich dünkte ihm von seltener, anziehender Schönheit zu sein.

Ein Gesicht, wie ich es liebe, dachte er, während sie sich einige Augenblicke lang mit ihrem Gegenüber unterhielt. Braun, bleich, olivenfarben mit bronzenen Reflexen und Augen so groß wie die einer Indianerin!

Jetzt wandte sich George zu ihm zurück.

»Ich habe Ihnen noch zu danken für Ihr schönes Gedicht, Herr von Musset. Ich verhehle Ihnen nicht, es hat mich stark erregt.«

»Indiana hat mir einen tiefen Eindruck gemacht. Die Verse waren nur der Ausdruck meiner aufrichtigsten Empfindung.«

Sie schwiegen eine Weile, obwohl der lebhafteste Musset eine Menge Dinge auf dem Herzen und der Zunge hatte, die er ihr gern gesagt. Eine gewisse Schüchternheit des dreißigjährigen Menschen der reifen, älteren Frau gegenüber hielt ihn zurück.

Plötzlich lachte er leise mit einem bezaubernden Ausdruck in dem weichen Gesicht und den dunklen Augen.

Sein Lachen steckte sie an wie jede Heiterkeit, die von anderen ausging.

»Was gibt es denn?«

Sie war auf eine seiner berühmten frivolen Bemerkungen gefaßt, aber er dachte nicht daran, ihr mit irgend etwas Unsauberem zu nahe zu treten.

»Eigentlich ist es nicht zum Lachen. Vielleicht werden Sie mir sogar zürnen. Dennoch, Sie sehen nicht so aus, George Sand, als ob Sie eine gut gemeinte Wahrheit nicht vertragen.«

»Es hängt davon ab, Herr von Musset, wer sie mir mit auf den Weg gibt.«

Sie sagte es schroff und unnahbar.

Trotzdem fragte er mit einem jungenhaft bittenden Ausdruck: »Darf ich?«

»Sie dürfen, ja. Nur Mut!«

Er fing zaghaft an, wurde dann aber lebhaft, beredt.

»Sie wissen, wie ›Indiana‹ mich gepackt hat. Aber etwas ist daran, was mich stört.«

George horchte auf.

Er zögerte noch einen Augenblick.

»Eigentlich eine Äußerlichkeit. Die gehäuften Adjektiva nämlich, die überflüssigen Epitheta, Zwischensätze und ein paar andere stilistische Überflüssigkeiten, die Ihr schönes Werk unnötig beschweren. Sie sind mir nicht böse, daß ich das aufrichtig ausspreche?«

Sie schüttelte die dunklen Locken. In ihrem Gesicht war nicht zu lesen, was sie dachte oder empfand.

»Ich habe mir erlaubt,« fuhr Musset fort, »eine Probe aufs Exempel zu machen und in einem Kapitel die Überflüssigkeiten fortzustreichen.«

»Ah, das muß ich sehen. Bringen Sie es mir, bitte, dieser Tage, dies purifizierte Kapitel.«

Sie nannte ihm ihre Wohnung.

Musset dankte für die Erlaubnis.

Man war schon im Begriff die Tafel aufzuheben.

Ringsum lagen halbwelk die Veilchen, mit denen das Tischtuch bestreut war. Mussets feine schlanke Hände formten einen kleinen Strauß.

»Darf ich mir erlauben, George Sand? Veilchen sind meine Lieblingsblumen.«

George nahm die Veilchen ohne ein Wort und steckte sie in den tiefen, spitzenumsäumten Ausschnitt ihres blauen Seidenkleides.

Musset blickte seinen Blumen einen Augenblick sehnsüchtig nach. — —

Buloz legte ihm die Hand auf die Schulter.

»Nun, hat sie Ihnen gefallen, mein lieber Musset?«

»Nicht leicht zu sagen. Sie wissen, sie ist im Grunde nicht mein Genre —«

»Eine kleine Grisette ist die Sand freilich nicht,« neckte der Ältere.

»Nun, nun, ich bin nicht nur auf Grisetten eingeschwo- ren, mein Lieber! Ihr Gesicht hat mich außerordentlich fas- ziniert. Ich habe Geschöpfe solcher Art niemals ohne Erre- gung betrachten können.«

»Ein klassischer schöner Kopf ja, und sonst?«

Musset fuhr nachlässig mit den feinen, von fortwähren- dem Zigarettenrauchen bräunlich gefärbten Fingerspitzen über die Stirn.

»Nach zwei Stunden, lieber Meister, läßt sich nicht viel sagen. Sie ist nicht ausgiebig in der Unterhaltung. Wer ihre Bücher gelesen, erwartet entschieden mehr Geist und Tem- perament. Aber sie ist eine angenehme Frau, schon ihrer

sanften Stimme und ihrer großen Natürlichkeit halber. Und dann, sie ist nicht empfindlich – das gefällt mir an ihr.«

Planche hatte sich George' bemächtigt. Er überhäufte sie mit Vorwürfen. Sie lachte ihn aus.

»Seit wann bin ich nicht mehr Herr meiner Handlungen? Ich mache Sie beizeiten darauf aufmerksam, daß Musset mich besuchen wird, und hoffentlich recht oft. Wenn Ihnen das nicht recht ist, so kann ich Ihnen auch nicht helfen.«

»Ich werde alles daran setzen, diesem faden Burschen nicht zu begegnen,« rief Planche giftig. –

Zwei Tage später machte Musset seinen ersten Besuch auf dem Quai Malaquais. Er brachte George Sand das »purifizierte Kapitel«, und wenn sie auch dies und das bemängelte, so mußte sie doch zugeben, daß die Korrekturen Mussets dem Abschnitt mehr genützt als geschadet hatten, ja, daß der eigentliche dichterische Gehalt klarer hervortrat.

Dann plauderten sie wie zwei gute brave Kinder. Er erzählte in seiner anmutigen witzigen Art von seinem Leben, von den Caféhauskameraden, von seinen Bekanntschaften bei der Oper und den »Italienern«. Nach einem Weilchen wurde er ernster. Er sprach von seiner Mutter, von seinem älteren Bruder Paul und der kleinen Schwester, die er alle drei zärtlich liebte. Er erzählte mit größter Anhänglichkeit von seinem Vater, der im April vorigen Jahres ein Opfer der Cholera geworden war, und den die Mutter tief betrauerte.

Um ihn von diesen trüben Gedanken abzulenken, fragte George nach »Rolla«, das seiner Vollendung entgegenging. In Paris war schon viel von dem Gedicht und seiner großzügigen, düsteren Leidenschaft die Rede gewesen. Man hatte es aus kurzen Abrissen kennen gelernt, die Musset seinen Freunden vorgelesen.

»Ist es richtig, daß Rolla eine Episode zugrunde liegt, die Sie miterlebt haben?«

Musset nickte melancholisch und deutete an, daß ein junger Mann, der demselben Spielklub angehörte wie er selbst, sich vorgenommen hatte, seinem Leben ein Ende zu machen, sobald der letzte Louisdor verspielt sei, und daß er seinen Schwur mit Mut und Kaltblütigkeit wahrgemacht.

»Schrecklich! Welch ein verheerendes Laster ist doch das Spiel!«

Er wehrte ab.

»Lassen Sie uns von heitereren Dingen reden. Es gibt so viel Schönes und Lustiges auf der Welt!«

George war heute gesprächiger als sonst. Sie erzählte von Nohant und ihren Kindern.

Sie rief Solange herbei, die diesmal nur für ein paar Wochen mit nach Paris gekommen war.

Das kleine Mädchen ließ sich von dem hübschen Fremden liebenswürdig das zierliche Köpfchen streicheln und sich artige Dinge sagen.

Dann erzählte George von einem Ausflug aufs Land, der für einen der nächsten Tage geplant war.

»Darf ich mich anschließen?«

»Mit Vergnügen. Aber ich mache Sie darauf aufmerksam, daß Planche auch von der Partie sein wird.«

Um Mussets kleinen, immer etwas spöttischen Mund zuckte ein mokantes Lächeln.

»Wenn es Planche nicht geniert. Ich habe keinen Grund ihn zu fliehen.«

Dabei zog er ein kleines Skizzenbuch aus der Tasche und zeigte ihr eine wohlgelungene Karrikatur Gustave Planche'

in dem Augenblick, als er erbittert auf eine Dame einsprach, von der man nur einen blassen undeutlichen Umriß sah.

George lachte laut und drohte mit dem Finger, den er ergriff, um einen langen Kuß darauf zu drücken.

»Mir scheint, man muß vor Ihnen auf der Hut sein.«

»Sie wissen doch, wann ich das gezeichnet habe?«

»O ja, nach dem Diner bei Buloz.«

»Als Planche wütend auf Sie einsprach, weil Sie ein wenig nett mit mir gewesen waren.« Sie lachten beide hell auf.

Der Ausflug aufs Land war verregnet.

Dafür arrangierte George einige gesellige Abende bei sich, bei denen Musset die Regie übernommen hatte.

In seiner phantastischen Art hatte er einen weit ausgedehnten Spielplan entworfen: Musik, Aufführungen von Sprichwörtern, kostümierte Gesellschaftsabende.

Er ging ganz auf in dieser Aufgabe, die ihm immer neue Vorwände gab, mit George zusammenzukommen.

Zwei Menschen, die seinen Verkehr mit George empfindlich störten, konnte er allerdings nicht ohne weiteres beseitigen, Gustave Planche und Jules Boucoiran, der seinen Wohnsitz augenblicklich in Paris aufgeschlagen hatte, nachdem er Maurice in das Collège Henri IV. zurückgebracht.

Aber Musset tröstete sich mit dem Gedanken, daß der Tag kommen werde, an dem er diese beiden, die ihn jeder in seiner Art, eifersüchtig umlauernten, gleichmütig von der Bildfläche würde fortfeigen können. —

George freute sich des neuen heiteren Lebens und der vielen neuen Menschen, die sie umgaben.

Die beginnende Freundschaft mit Musset hatte ihre Beziehungen zu Latouche erheblich gelockert.

Der alternde, mehr und mehr verbitterte Mann kam weniger denn je über seine Schwäche fort, in jeder neuen Beziehung George Sands, bei der er nicht selbst den Mittler gemacht, etwas Feindliches zu sehen.

George reute das gelockerte Band nicht. Latouche' schroffe und zersetzende Kritik, seine immer wache Analyse übten einen störenden, peinigenden Einfluß auf ihre blühende Schaffenskraft.

Auch war sie der ewigen Reibereien zwischen Latouche und Balzac, von dem sie viel gelernt, und dessen Gesellschaft ihr so manche Anregung gegeben, müde. Sie war sich wie ein Fruchtkorn vorgekommen, das erbarmungslos zwischen zwei Mühlsteinen zermürbt wurde.

Wie es in ihrer Art lag, war sie auch jetzt zuweilen trüben Stimmungen unterworfen. Musset aber wußte mindestens zweimal von dreien dieser Stimmungen Herr zu werden.

Seine Blumen, seine Gedichte, seine kleinen zärtlichen Aufmerksamkeiten, die sie duldeten, ohne sie zu erwidern, sein stets bereiter Witz, seine amüsanten Geschichten, seine übermütigen Karikaturen verfehlten ihre Wirkungen selten.

Der Ruf der Gesellschaftsabende bei George Sand, lockte immer neue Elemente herbei, trotzdem die Saison noch lange nicht begonnen hatte, und man erst Anfang September schrieb.

Alfred hatte seinen Bruder Paul eingeführt, der nicht ohne Besorgnis die Schwärmerei Alfreds für die ältere Frau werden und wachsen sah.

Buloz war ein ständiger Gast geworden, mit ihm Adolphe Gueroult, der sich als volkswirtschaftlicher und politischer Publizist einen bedeutenden Namen gemacht; ebenso

Gustave Papet, ein Landsmann George Sands, Planche und Boucoiran.

Nach einem dieser Abende war George in eine ihrer unerklärbaren melancholischen Stimmungen zurückgefallen, ja sie fühlte sich förmlich krank und schickte Musset, der sie zu einer Spazierfahrt hatte abholen wollen, eine Absage.

Was sollten diese Abende, was wollten alle diese Leute bei ihr?! Sie stahlen ihr nur Zeit und Gedanken für ihre Arbeit.

Alfred mußte das einsehen. Er selbst sollte sich mehr konzentrieren, ihr nicht all seine Zeit widmen. Sie würde mit dem verständigen Paul sprechen, der ganz gewiß ihrer Ansicht sein würde.

Aber als Alfred trotz ihrer Absage kam, jung, schön, glücklich wieder bei ihr zu sein, hatte sie nicht das Herz, ihm Vernunft zu predigen.

Seinem Übermut waren heut keine Schranken zu setzen. Er brachte ihr neue humoristische Zeichnungen mit und ein Gedicht, das er noch in der Nacht als Illustration des gestrigen Abends niedergeschrieben hatte.

George est dans sa chambrette
Entre deux pots de fleurs,
Fumant sa cigarette,
Les yeux baignés de pleurs.

Buloz assis par terre,
Lui fait de doux serments;
Solange par derrière
Gribouille ses romans.

Planté comme une borne
Boucoiran tout mouillé
Contemple d'un œil morne
Musset tout débraillé.

Dans le plus grand silence,
Paul, se versant du the,
Ecoute l'éloquence
De Ménard tout crotté.
Planche saoul de la veille
Est assis dans un coin
Et ce cure l'oreille
Avec le plus grand soin.

La mère Lacouture¹
Accroupie au Foyer
Renverse la friture
Et casse un saladier.

De colère pieuse
Guérault tout palpitant
Se plaint d'une dent creuse
Et des vices de temps.

Pâle et mélancolique,
D'un air mystérieux,
Papet, pris de colique,
Demande où sont les lieux . . .

¹Lacouture: die Köchin George Sands.

Was konnte George anders tun, als herzlich über diese wohlgelungene kleine Satire lachen?

Dann wurde statt über die Arbeit über das Kostümfest beraten, das Musset für die nächste Woche, die Woche des Erscheinens von »Lélia« und »Rolla« plante.

George sprach den Wunsch aus, Meyerbeer dabei zu haben. Der berühmte Komponist von »Robert le Diable« hatte sich ihr im vorigen Winter im Salon Pleyel¹ vorstellen lassen. »Er hat mich sehr interessiert. Der Mann hat Theatermusik in jeder Fingerspitze. Er deutete mir an, daß er sich mit einem großen neuen Werk trage, ein Sujet aus der Geschichte Frankreichs. Wenn ich nicht irre, die Bartholomäusnacht². Ich möchte mehr darüber von ihm hören. Es gefällt mir an Meyerbeer, daß er, obwohl ein geborener Berliner, ganz Franzose, ganz Pariser geworden ist.«

»Zugleich aber Hofkapellmeister Seiner Majestät des Königs von Preußen, in dessen Dienst er augenblicklich in Berlin ist.«

»Schade,« meinte George.

»Vielleicht ein Glück für mich. Wer weiß, ob Sie sich nicht in diesen Teufelskerl verliebt hätten!«

»Er ist häßlich wie die Nacht.«

»Rechnet Schönheit für eine Frau von Geist wie George Sand!« fragte er ein klein wenig kokett, sich der eigenen und deren Zaubers voll bewußt.

Er legte den Arm um ihre Schulter.

»Rechnet sie, George?«

¹Salon des berühmten Klavierfabrikanten Camille Pleyel.

²»Die Hugenotten.«

»Nicht doch, Alfred. Fangen Sie nicht wieder an. Wir haben uns doch hinlänglich über diesen Punkt ausgesprochen. Lassen Sie uns gute Freunde bleiben.«

»Kann man es nicht bleiben – trotzdem – –?«

Er beugte sich rasch zu ihr nieder und flüsterte ihr leidenschaftlich ins Ohr.

»Nein, nein!« sie sprang auf. »Freundschaft ist gut, aber Liebe ist etwas Furchtbares.«

»Sie kennen sie ja gar nicht, George,« rief er heiß, und umschlang ihre Hand mit seinen feinen schlanken Fingern so fest, als lege er sie in eine unentrinnbare Fessel.

»Sage, kannst du mich lieben, George?«

»Ich liebe Sie wie eine Mutter, wie eine Schwester, Alfred. Seien Sie kein Kind. Lassen Sie uns vernünftig sein.«

»Vernünftig!« Das Wort schlug den Sieggewohnten wie ein körperliches. Es reizte seine Leidenschaft, peitschte sie auf bis zur Maßlosigkeit.

»Vernünftig!?« schrie er, »vernünftig mit einer Leidenschaft im Herzen, die mich verbrennt!«

Seine dunklen Augen flammten.

»Predige mir keine Vernunft, George. Du könntest es sonst erleben, daß mich die edle Glut, die ich für dich empfinde, in den Sumpf zurückstößt, aus dem meine Liebe zu dir mich gerettet hat.«

Sie erschrak in tiefster Seele.

Das, das wollte sie nicht.

Sie legte dem Verzweifelten, völlig Zusammengebrochenen die Hand auf die Schulter.

»Mein armer Alfred.«

»Du könntest mich reich machen – unermesslich reich, wenn du nur wolltest, George.« Er umschlang sie heiß.

Sie beugte sich zu ihm und duldete seinen ersten leidenschaftlichen Kuß.

»Lélia« war erschienen.

Das erste Exemplar war Musset zgedacht, Musset, der noch immer vergebens um George' letzte höchste Gunst warb.

Er fand es auf seinem gewohnten Tischplatz, als er am Nachmittag des Kostümfestes zu ihr kam, um die letzten Vorbereitungen gemeinsam mit ihr zu treffen.

George war in bester Laune, und die kleine Widmung war es auch. Lachend las er:

»A Monsieur mon gamin d'Alfred.
George.«

Er umschlang und küßte sie.

Sie waren übermütig und tollten wie die Kinder. Ein Vorgefühl kommender Seligkeiten erfüllte sie ganz.

»Nun aber rasch, rasch an die Arbeit,« rief George fröhlich, »hast du deinen Part gut geübt? Wirst du als mein kleines normannisches Dienstmädchen deine Pflicht tun, gut und sauber aufwarten, aufmerksam servieren?«

Er nickte zu allem und küßte sie zwischen jeder Frage.

Sie drehte ihn zum Licht und prüfte mit Kennerblicken seinen hübschen Kopf.

»Der Bart ist gut rasiert. Dein Lockenkopf für das Häubchen wie gemacht, du wirst einen süßen kleinen Fratz abgeben. Sämtliche Herren werden sich in mein neues normannisches Dienstmädchen verlieben.

»Wie ist es mit Débureau? Hast du ihn tüchtig einstudiert? Wird er nicht aus der Rolle fallen?«

Beide lachten laut.

»Eigentlich ein bißchen frech, Alfred, unseren unvergleichlichen Pierrot aus den Fumambules zum Mitglied der englischen Kammer zu machen!«

»Es war deine Idee, George.«

»Nein, deine, Alfred. Du wolltest Lerminier¹, dem großen Philosophen, einen passenden Tischnachbar geben!«

Wieder lachten sie hell und lustig über den zu erwartenden Spaß.

»Glaubst du, daß man Débureau rasch erkennen wird?«

»Gar nicht, wenn er sich nicht selbst verrät; man kennt ihn ja eigentlich nur in seinem weißen Pierrotkostüm mit eingemehltem Gesicht. Wer soll ihn in dem feierlichen schwarzen Rock mit dem großen Schleifenjabot, in Eskarpins und Glacehandschuhen vermuten? Lerminier wird entzückt sein, ein so großes politisches Tier an seiner Seite zu haben, und ihn nach allen Regeln der Kunst über die politischen Geheimnisse Lord Greys² in Österreich ausquetschen.«

George drängte zur Eile.

»Nun aber marsch, rasch in dein Kostüm, kleines Mädchen. Sollen die Gäste kommen, ehe die Dienerschaft bereit ist? Du findest alles in Solange's Stübchen. Schade, daß das

¹Professor der Philosophie und Mitarbeiter an der »Revue des deux mondes«.

²Eine Deputation der englischen »Chamber of Commons« hielt sich zur Zeit vorübergehend in Frankreich auf, um mit Geheimaufträgen Lord Greys nach Österreich zu gehen.

Kind nicht dabei sein kann. Ich hätte einen süßen kleinen Pagen aus ihm gemacht.«

Die Gäste versammelten sich zwischen sieben und acht Uhr. Alfred, in der Bäuerinnentracht der Normandie, mit bloßen Armen, um den Hals das charakteristische goldene Kreuz der jungen normannischen Mädchen, half den Herren artig beim Abnehmen der Mäntel.

Er mußte sich manchen wohlgefälligen Kniff in die Wange, manchen Klaps auf die Schulter von seinen ahnungslosen Kollegen gefallen lassen.

Débureau, als großes Tier, trat eine Viertelstunde später, als die übrigen Eingeladenen ein. Er ließ sich die Anwesenden vorstellen und begrüßte sie wortlos mit würdevollem Kopfnicken, ohne sich mit einem Wimperzucken zu verraten.

Alle Welt, bis auf Planche und Boucoiran, die beide nicht im Kostüm, sondern im Gesellschaftsanzug erschienen waren, hatte sich darauf gefreut, Musset bei George Sand zu sehen.

Als er um sieben Uhr noch nicht erschienen war, setzte man sich enttäuscht zu Tisch, und blickte erstaunt auf den leeren Platz neben der Frau des Hauses, die heiter mit Buloz, ihrem Nachbar zur Linken, plauderte.

Hatte Musset die Freundin im Stich gelassen, oder blieb er nach Übereinkunft fort, um dem Geraune über seine Intimität mit George Sand ein Ende zu machen?

Débureau, der englische Diplomat, nahm den Ehrenplatz an der Spitze der Tafel zwischen Lerminier und einem Kammerdeputierten aus der Berry ein. Er tat den Mund nur zum Essen und Trinken auf. Vergeblich versuchte Lerminier, ihn zum Sprechen zu bringen. Umsonst brachte er Robert Peel,

Lord Stanley, sämtliche berühmte Politiker Großbritanniens aufs Tapet. Der englische Diplomat schwieg und aß.

Irgendwo fiel das Wort »Europäisches Gleichgewicht«.

Der Engländer streckte die Hand aus und bat ums Wort. Alles lauschte gespannt. Endlich war der große Moment gekommen!

Wer gefürchtet hatte, der Muttersprache des Diplomaten nicht folgen zu können, war aufs angenehmste enttäuscht. Der Engländer sprach ein elegantes Französisch.

»Wenn Sie erfahren wollen, meine Herrschaften, wie ich unter diesen ernstesten Umständen, in denen sich die Politik in England und auf dem Kontinent augenblicklich befindet, das europäische Gleichgewicht verstehe, so will ich es Ihnen erklären, und dabei versuchen, kurz und klar zu sein.«

Ein beifälliges Gemurmel ging durch die Versammlung. Auch das hübsche, rosige Ding aus der Normandie lauschte so gespannt, daß es geräuschvoll einen Stoß Messer und Gabeln auf den Boden fallen ließ.

George rief der armen Kleinen ein barsches »Passen Sie besser auf« zu, und der englische Diplomat drohte würdevoll mit dem Finger.

»Also noch einmal, ich werde versuchen, in meinen Erläuterungen kurz und klar zu sein.«

Der Diplomat ergriff seinen Teller, warf ihn in die Luft, daß er sich wie eine rotierende Scheibe drehte, und fing ihn mit der Messerspitze wieder, auf welcher der Teller seine kreisende Bewegung fortsetzte, ohne das Gleichgewicht zu verlieren.

»Voilà, ein leicht faßliches Vorbild des europäischen Gleichgewichts. Nur in ihm ist Heil!« rief er und verneigte sich mit Grazie vor der verblüfften Tafelrunde.

Der Verblüffung folgte ein unbändiges Gelächter, als George Sand ihren Gästen den feierlichen Diplomaten als den berühmten Pierrot Débureau aus dem Fumambules vorstellte.

Das Gelächter wurde zum fanatischen Jubel, als die hübsche, ungeschickte Magd, die sich zum Verdruß der Gastgeberin schon Erkleckliches an zerbrochenen Tellern und Gläsern, verwechselten Messern und Gabeln geleistet, im allgemeinen Trubel der Freude dem weisen, innerlich entrüsteten Lerminier zur Abkühlung seines Zornes eine Karaffe Wasser über den Kopf goß.

Der Philosoph schrie laut auf und fluchte auf die verflixte Normannin. Alfred aber legte lachend sein Mützchen ab, begrüßte seine Kollegen, machte shake hands mit dem Pierrot, der seine englische Rolle so effektiv durchgeführt hatte, nahm seinen Platz neben George ein und ließ sich das Diner, das er so miserabel serviert hatte, vortrefflich schmecken.

Planche, der George schräg gegenüber saß, und bisher schweigsam mit zynischer Miene den Vorgängen gefolgt war, rief jetzt mit seiner knorrigen Rücksichtslosigkeit ein paar Worte über den Tisch, die das Treiben Mussets lächerlich machen sollten und es eine Entwürdigung für den Salon einer George Sand nannten.

Alfred fragte gereizt:

»Sind Sie der Herr des Hauses, Monsieur Planche? Ich habe Sie schon des öfteren ersucht, sich diese Würde nicht anzumaßen. Sie kommt Ihnen nicht zu.«

Planche murmelte eine heftige Entgegnung.

»Laß ihn,« flüsterte George. »Warte bis nach Tisch, bis du den Anzug gewechselt hast. Jetzt könnte ein ernstes Wort leicht komisch wirken, und das will ich nicht.«

Beim Kaffee stellte Alfred, nun wieder ganz der elegante Kavalier, seinen alten Gegner, in George' kleinem Arbeitszimmer.

Er traf ihn gerade dabei an, wie er das erste Exemplar der »Lélia« mit der Widmung »à monsieur mon Gamin d'Alfred« mit grimmiger Gebärde von sich, auf einen nahen Stuhl schleuderte.

Alfred lächelte boshaft.

»Wenn Ihnen dergleichen Freundschaftsbeweise Frau Sands die Galle aufregen, weshalb vermeiden Sie sie nicht lieber? Ich versichere Sie, Herr Planche, es hält Sie niemand in diesem Haus, in dem Sie nur in Ihren eigenen Augen eine so überaus wichtige Rolle spielen.«

Planche stieg der rote Zorn zu Kopf.

Wie ein ungeschlachter Bär war er im Begriff, sich auf seinen körperlich schwächeren Gegner zu stürzen.

Aber er besann sich, streifte ihn nur mit einem gehässigen Blick seiner scharfen durchdringenden Augen und verließ das Haus. Er mochte sich an den schmachvollen Rückzug nach dem Ball bei Achille Devéria erinnern, dessen Zeuge Musset gewesen war.

Die Gäste hatten das Haus verlassen. In der übermütigen Stimmung, die bis zuletzt geherrscht, hatte niemand die vorzeitige Entfernung Gustave Planche' bemerkt. Nicht einmal George.

Schon in der Tür kehrte Musset noch einmal um. Glücklicherweise einen Vorwand zu längerem Bleiben zu haben, erzählte er George in kurzen Worten den Vorgang.

»Du zürnst mir nicht, George, daß ich ihm so unverblümt die Tür gewiesen?«

Sie schüttelte den schönen Kopf.

»Nein, denn ich habe ihm nie das Recht gegeben, sich hier rücksichtslos als Hausherr aufzuspielen, meine Gäste – nicht dich allein, Alfred – mit Taktlosigkeiten zu traktieren . . . Ich habe es nur aus Güte und Schwachheit so lange hingehen lassen.«

»Er liebt dich, George,« meinte Alfred melancholisch und sah sie fragend an.

»Mag sein! Was geht das mich an?« entgegnete sie kühl.

»Du liebst ihn nicht. Wen liebst du, George?«

Sie vergaß sich einen Augenblick vor seinen heißen, leidenschaftlichen Küssen.

Zärtlich sagte sie:

»Du weißt es, Alfred.«

Er riß sie an sich in wilder Glut.

»Wenn du mich liebst, so sei mein. Endlich mein!«

Sie rang sich noch einmal aus seinem Arm, von seiner schweratmenden Brust.

»Laß, laß. Du weißt, wie ich's meine!«

»Hab Erbarmen, George. Stoß mich nicht zurück. Ich kann ohne dich nicht mehr sein. Gib dich mir, Weib – einziges, süßes Weib!«

Seine Umarmungen, seine Küsse, die mit fiebernder Glut auf ihren Lippen brannten, erstickten ihren Widerstand. Willenlos sank sie mit ihm in einen Abgrund nie geahnter Seligkeiten.

6. KAPITEL

Schon über die ersten Tage ihres Glücks fielen Schatten. Mussets weiches Herz litt unter dem Schmerz seiner Mutter, seines Bruders.

Da ganz Paris davon sprach, daß die beiden berühmten Liebenden sich endlich ganz gefunden hatten, konnte auch Frau von Musset, deren Herz von dem Verlust des Gatten noch empfindlich blutete, eine Wahrheit nicht verborgen bleiben, die Paul längst gehant und gefürchtet hatte.

Es waren nicht immer liebevolle Bemerkungen, die über das Verhältnis der beiden fielen.

Eifersüchtige Frauen und Mädchen, nicht gerade der besten Gesellschaft, die Alfred um George' willen vernachlässigte, oder verlassen hatte, waren eifrig am Werk, alte Geschichten über Mussets frivoles Leben auszukramen und neue dazu zu erfinden.

Auch Alfreds Caféhausfreunde und Klubgenossen waren nicht ohne weiteres geneigt, ihm zu verzeihen, daß er beim Schach und Absinth fehlte, und das Glücksspiel, wenigstens für den Augenblick, einen seiner waghalsigsten Ritter entbehren mußte.

George Sand legte man den Namen eines weiblichen Don Juan bei. Man forschte in ihrer Vergangenheit und konstatierte mit ironischem Vergnügen, daß ein jeder ihrer Romane den Stempel ihrer jeweiligen Beziehungen trage.

Ein Witzbold wandte das Wort Buffons »Le style est l'homme« mit einem frivolen Beigeschmack auf sie an.

Man trug einen förmlichen Katalog ihrer Leidenschaften aus ihren Büchern zusammen, von denen ein jedes unverkennbar die Eigenschaften und Stimmungen des derzeit von ihr geliebten Helden zeigte.

Auch die Prophezeiungen über die Dauer des Verhältnisses mit Musset waren nicht eben lebenswürdig gefärbt. Man stellte einmütig fest, daß keinem von beiden die Treue im Blut lag.

Trotzdem die Sand und Musset es gewohnt waren, von den Parisern mit Neugier bis in ihre privaten Verhältnisse hinein verfolgt zu werden, verletzten George die hämischen Glossen, mit denen man, wie mit unsauberen Fingern, nach den ersten zarten Träumen ihrer Liebe griff, aufs empfindlichste.

In solchen Stunden konnte es geschehen, daß die Reue sie überkam. Weshalb war sie ihrem Vorsatz nicht treu geblieben, ihm eine mütterliche Freundin zu bleiben!

Nahm die Selbstqual überhand, so rang sie sich's ab, seinen heißen Liebesforderungen, seinen wilden Wünschen einen Widerstand entgegenzusetzen, der ihn aufs tiefste erbitterte.

Wenn er sie dann nach maßlosen Zornausbrüchen verlassen hatte, stieg der schreckhafte Gedanke in ihr auf, er möchte ihrer Liebe ebenso rasch überdrüssig werden, wie er ihrer Freundschaft überdrüssig geworden war.

Ein Gefühl stolzer Abwehr trieb sie ihm ins Gedächtnis zu rufen, daß sie es nicht gewesen, die diese Liebe gewollt.

»Vergiß niemals, daß ich, bevor ich Deine Geliebte wurde, Dein Freund gewesen bin. Soltest Du meiner Liebe einst überdrüssig werden, wie Du meiner Freundschaft überdrüssig geworden bist, so vergegenwärtige Dir immer, daß mich nicht ein Augenblick des Weltvergessens in Deine Arme geworfen hat, sondern eine Regung meines Herzens – ein zarteres und dauerhafteres Gefühl als der Rausch der Sinne. Hätte ich Dir länger Widerstand geleistet, so würdest Du mich gehaßt haben, mit dem Fluch auf den Lippen über unsere arme Freundschaft wieder in Dein wüstes Leben

zurückgefallen sein. Für Dich opfere ich mein Leben, und wenn ich von Deinen Launen und von Deiner Vergangenheit zu leiden habe – es sei! Mein Lohn wird in dem Bewußtsein bestehen, Dich von dem Selbstmord, den Du zu begehen im Begriff warst, gerettet zu haben. Gelingt es mir nicht, so habe ich es doch wenigstens versucht, und Gott wird mir meine Hingabe verzeihen, wenn sie auch fruchtlos ist, da er weiß, wie aufrichtig sie war.«

Noch ein drittes Moment kam hinzu, das den Frieden ihrer Seelen störte und ihnen Paris unleidlich erscheinen ließ.

Ihre beiden, fast gleichzeitig erschienenen Werke hatten einen durchaus verschiedenen Eindruck hervorgebracht. Während die leidenschaftliche Poesie von Mussets »Rolla« im Augustheft der »Revue des deux mondes« tief ergriff und erschütterte, ganz Paris der Bewunderung und des Lobes voll war, prasselten über »Lélia«, obwohl es dem Publikum gefiel, die Anfeindungen der Presse wie Hagelschauer nieder. Besonders »L'Europe Littéraire« äußerte sich vernichtend in zwei Artikeln, Capo de Feuillide gezeichnet.

Wie bei den meisten ihrer Leiden und Freuden schüttete George Sand auch bei dieser Gelegenheit Sainte-Beuve ihr Herz aus.

»Wie Sie wissen, lieber Freund, bin ich sehr beleidigt worden. Es läßt mich gleichgültig. Nicht gleichgültig aber läßt mich die Hingebung und der Eifer, mit dem

meine Freunde meine Verteidigung übernommen haben. Man hat mir gesagt, daß Sie der »Europe Littéraire« in der »Revue des deux mondes«, und im »National« erwidern wollen. Tun Sie, was Ihr Herz Ihnen eingibt.«

Musset litt mit der Geliebten, aber er war zu zartfühlend, an die unverdienten Kränkungen zu tasten, die wie kalter Reif auf ihr junges Liebesglück fielen.

Er grübelte, wie er sie aus alledem herausreißen, sie froh und glücklich machen könne.

Als er an einem warmen Septembernachmittag zu George kam, fand er sie in Tränen aufgelöst.

»Ich halte Paris nicht mehr aus,« schluchzte sie. »Wäre Nohant ganz mein, könnten wir uns in seine friedliche Stille, in seine dunklen wundervollen Wälder vergraben!« Alfred küßte zärtlich die Tränen aus den schönen dunklen Augen.

»Meine George, ich komme mit einem ähnlichen Vorschlag.

Ich war gestern in Fontainebleau. Ich habe ein reizendes, kleines Haus für uns gemietet. Bist du einverstanden? Wollen wir hinaus, so lange es uns gefällt?«

Sie fiel ihm um den Hals.

»Ja, o ja! Laß uns gleich morgen aufbrechen!«

Das kleine Haus, nur durch eine schmale Straße vom Walde getrennt, entzückte George.

Sie wurde nicht müde, in die Pracht der alten Bäume hinauszublicken, die reine Luft zu atmen, sich von Alfreds Liebe wie auf weichen, zärtlichen Fittichen dahintragen zu lassen.

Und dennoch blieben auch hier die Stürme nicht aus. Die Verschiedenheit ihrer Naturen prallte bei jedem Anlaß, so geringfügig er scheinen mochte, aneinander. Ihre kühlere, erwägende Art, seine empfindliche, nervös überreizte Leidenschaft lagen bei jeder Gelegenheit im Kampf miteinander.

Trotzdem genossen sie die Tage wie ein Geschenk des Himmels. Nach jedem Streit schien ihre Liebe heißer, die Versöhnung süßer zu sein.

Die köstlichen Herbsttage taten das ihre dazu, ihnen das Leben zu vergolden.

Hand in Hand, unzertrennlich von früh bis in die Nacht, durchwanderten sie die lieblich romantische Gegend, in Nähe und Weite.

Von der ersten Stunde ab hatten sie einen großen Streifzug durch den Wald von Fontainebleau geplant. Am letzten Tage der ersten Woche kam er zur Ausführung.

Da Musset kein besonders guter Fußgänger war, und keiner von ihnen beiden ein hervorragendes Orientierungsvermögen besaß, der Wald von Fontainebleau aber einen Umkreis von mehr als 80 Kilometern hatte und 17 000 Hektar bedeckte, entschlossen sie sich, einen Führer und zwei Pferde mitzunehmen.

Nachdem sie etwa eine gute Stunde geritten waren, fingen sie an, die Gegenwart des alten Bauern störend zu empfinden.

Vor allem Musset wurde unruhig und verstimmt. Was konnte ihm die Geliebte und dieser blaugoldne Herbsttag schenken, wenn ein Dritter zwischen ihnen war?

Sie hielten die Pferde einem Felsen gegenüber an, der Alfred bekannt vorkam. Als er näher zusah, erinnerte er sich,

im Frühjahr mit seiner kleinen Thérèse an dieser Stelle des Waldes geruht zu haben.

Bei der Erinnerung stieg ein heftiges Verlangen in ihm auf, George in seine Arme zu schließen.

Er drängte seinen Falben dicht an ihre zierliche kleine Stute.

»Laß uns den Alten mit den Pferden fortschicken. George. Ich kenne mich in der Gegend aus. Du kannst dich mir anvertrauen. Wir werden einen herrlichen Marsch haben. Es gibt hier in der Nähe wundervolle Felsengruppen, die ich dir zeigen muß.«

Sie nickte.

»Ich bliebe ebensogern die ganze Nacht im Walde. Du weißt, ich kenne keine Furcht. Wer in der Berry und ihren düsteren Wäldern aufgewachsen ist —«

Alfred entlohnte den Alten und schickte ihn mit den Pferden nach Fontainebleau zurück.

Als sie allein waren, schlang er den Arm um die Gefährtin und küßte sie heiß, wilde Liebesworte stammelnd.

Er zog sie auf den moosigen Waldboden nieder. Sie streichelte ihm beruhigend die Wangen.

»Tiens, tiens, mein lieber Junge, ich denke, wir wollen marschieren! Du wolltest mir wundervolle Felsgruppen zeigen —«

»Laß uns erst ein Weilchen ruhen,« bat er schmeichelnd und preßte sie an sich.

Aber sie wollte nichts davon wissen.

Sie hatten sich ein Ziel gesteckt und das sollte erreicht werden, so hart es den leidenschaftlich Verliebten auch ankam. Nicht zum erstenmal erfuhr er, daß sie ihren Stolz darin setzte, sich nicht zur Sklavin ihrer Sinnlichkeit zu machen. Er stand auf und ging ein paarmal im Kreise auf und ab, die Augen zwischen Wald, Felsen und kleinen Abgründen hin und hergerichtet.

»Was suchst du?« fragte sie neben ihm stehend.

»Es muß hier in der Nähe ein charmantes Echo sein. Ich habe es probiert, als ich im Frühling mit der Kleinen – du legst schwerlich Wert darauf, ihren Namen zu wissen – hier draußen war.«

George trat gekränkt ein paar Schritt von ihm zurück. Sie liebte es nicht, wenn Alfred auf seine »Affären« anspielte. Er sollte sie vergessen, nun da sie die Seine war.

Sie wollte das stolze Glück, von ihm geliebt zu sein, nicht durch fatale Erinnerungen getrübt sehen.

Er hatte auf ihre rasche, mißlaunige Bewegung nicht acht gegeben.

Lebhaft rief er:

»Hier war es, ohne Zweifel! Ich saß an dieser Stelle, nein dort, ein wenig näher dem Abgrund. Drüben auf dem Felsen stand die Kleine und sang.«

»Ich werde nicht singen, mein Lieber, verlaß dich darauf,« rief sie gereizt.

Er legte den Arm um sie und küßte sie auf die Wange, deren weiche Rundung und bräunliche Färbung er so sehr liebte.

»Das sollst du auch nicht, meine George. Du sollst dich ganz artig hier ins Moos setzen und warten, bis ich drüben

bin. Da will ich dir Dinge zurufen, weit herrlicher und lieblicher als der Gesang der Kleinen. Oder fürchtest du dich, zehn Minuten hier allein zu bleiben?»

»Du weißt, ich fürchte mich niemals,« gab sie kurz zurück. Er drückte rasch und zärtlich einen Kuß in ihre Locken, dann sprang er, leichtfüßig wie ein Knabe über den schmalen Abgrund fort, und verschwand wenige Minuten später in der Schlucht, die zu der Felsgruppe aufwärts führte. Als Alfred fünf Minuten gestiegen war, bemerkte er, daß er Weg und Entfernung zur Spitze unterschätzt hatte, gleichzeitig kam es ihm vor, als habe George nach ihm gerufen. Er blieb stehen und versuchte sich ihr verständlich zu machen.

»Hast du gerufen? Soll ich zurückkommen?«

»Bleibe nur, wo du bist, und singe dein Echo herbei.«
Deutlich klangen Kränkung und Vorwurf aus ihrer Stimme.

Sie hatte es ihm also wirklich verdacht, an die Vergangenheit gerührt zu haben! War er unzart gewesen, oder lag die Schuld an einer ihrer unerklärbaren Stimmungen, an der Erregbarkeit ihrer Seele, die niemals so recht eigentlich zur Ruhe kam, auch hier fern von Paris nicht, wo sie sich ganz zu eigen waren.

Schmerzlich beunruhigende Gedanken kamen ihm, während er weiter stieg. Würde er niemals an Eigenes tasten dürfen, ohne sie zu beleidigen?

Überall in und um Paris, wo immer er sie hinführte, würde er auf übermütige, frivole oder leidige Reminiszenzen stoßen. Würde er immer schweigen können? Und weiter dachte er: würde ich ihr ein Verbrechen daraus machen, wenn sie mir von der Zeit spräche, die sie ohne mich gelebt? Von ihrem Gatten – ihren Freunden –? Von –?

Ein beinahe körperlicher Schrecken durchfuhr ihn. Er fühlte, es würde ihm unerträglich sein.

Also habe ich doch unrecht getan. Ich hätte nicht fortgehen dürfen, ohne sie vorher zu versöhnen.

Er hatte das Echo und die Felsen vergessen. Er wollte zu ihr zurück, ein liebes Wort, einen warmen Blick von ihr erbitten. Aber er vergaß auch das. Er kehrte um. Er stieg ein Stückchen weiter ins Tal hinab und warf sich ins trockene Laub, müde und traurig wie nach einem langen Streit mit George.

Seit den acht Tagen, die sie in Fontainebleau waren, war dies die erste Stunde, die ihm gehörte. Ein zwingendes Bedürfnis kam über ihn, eine kurze Weile mit sich allein zu sein.

Langsam fing die Dämmerung an hereinzusinken und lullte seine aufgeschreckten rastlosen Gedanken wie in weiche graue Schleier ein. — — —

George hatte ihre Empfindlichkeit niedergerungen.

Sie hatte Alfred mit den Blicken verfolgt, bis er in der Schlucht verschwunden war. Seltsam, wie lange Zeit er braucht, um die Spitze zu erreichen!

Hatte er nicht von zehn Minuten gesprochen? Es mußte inzwischen eine halbe Stunde vergangen sein.

Sie erhob sich und blickte in den dämmernden Abend. Aber sie sah nichts als schwarze Felsen und dunkles Gebüsch unter den weit überhängenden Zweigen der massigen Waldbäume.

Sie trat vor an den Rand des Abgrunds. Eine heiße Angst engte ihr plötzlich die Brust.

Wenn er den Weg verfehlt hätte? Im Dunkel der Felsen, die ihr im Halblight wie grause Ungeheuer entgegenstarrten, eingeklemmt lag? Wenn er gestrauchelt und in einen Abgrund gestürzt wäre – hilflos – allein!

Sie wollte rufen, aber die Stimme versagte ihr – die Kehle war ihr wie zugeschnürt.

Da plötzlich – das Blut gefror ihr in den Adern – ein gräßlicher verzweifelter Schrei, ein Schrei aus Alfreds Munde, der nichts Menschliches mehr hatte.

Ohne Besinnen lief sie aufs Geratewohl der Richtung nach, aus der seine Stimme gekommen war.

Wie gepeitscht jagte sie den steilen Abgrund zu ihren Füßen hinunter. Sie glitt aus, blieb an Wurzeln und Ästen hängen, fiel, richtete sich wieder auf, bis sie mit zerrissenen Kleidern am Eingang der Schlucht stand.

Mit versagendem Atem lauschte sie hinein. Nichts. Kein menschlicher Laut. Mit wankenden Knien wandte sie sich und sah in den kleinen Talgrund hinunter, der sich neben den Felswänden der Schlucht hinzog.

Kam nicht ein Stöhnen von dort? Regte sich's nicht unten wie von einer menschlichen Gestalt?

Sie stürzte hinunter, einen kleinen Wiesenpfad entlang. Da, am Rande des Waldes, stand Alfred mit verzerrtem Gesicht, bleich bis in die Lippen. Ein konvulsives Zittern schüttelte seinen Körper.

„Gottlob, daß du kommst, George,“ keuchte er.

Er streckte ihr die Arme entgegen, im Dämmer des Waldes lang und gespenstisch anzusehen. »Ich wäre sonst gestorben. Nur fort, fort von hier.«

Sie nahm ihn bei der Hand, sie führte ihn auf den schmalen Wiesenpfad zurück. Sie gab ihm gute zärtliche Worte, ohne daß er ihr mit einer Silbe geantwortet hätte.

Endlich gelangten sie in eine Lichtung, über die der langsam aufsteigende Mond seinen ersten schwachen Lichtschein warf. Sie saßen nieder.

»Wo sind wir?« fragte er mit scheuer Stimme.

George sah sich um. Sie hatte keine Ahnung, wohin sie geraten waren, und wich seiner Frage aus, um ihn nicht noch mehr zu erregen.

»Sag doch, Liebster, was ist dir geschehen?«

Sie nahm ihn sanft in den Arm. Er drückte sich eng an sie wie ein armes furchtsames Kind.

»Etwas Furchtbares, George.«

Er hielt inne und starrte blicklos vor sich hin.

»Sprich doch, Alfred.«

»Ich hatte mich zu Boden geworfen, müde und erschöpft, tief in schweren Gedanken. Plötzlich hörte ich etwas klingen und singen. Ich richtete mich auf. Das Echo oben auf der Fels Spitze hatte von selbst zu singen begonnen, Lieder mit einem ekelhaften Refrain, den ich dir nicht wiederholen kann.«

»Mein Gott, wie seltsam!«

»Ich stehe vollends auf, der Sinnestäuschung Herr zu werden – da plötzlich taucht in einiger Entfernung eine Gestalt vor mir auf – ich sehe sie durch die Dämmerung auf mich zukommen – ein Mann, bleich mit flatternden Haaren und zerrissenen Kleidern.

Ein verirrter Wanderer, denke ich, von Räufern verfolgt. Schon will ich nach meinem Stock greifen, ihm zu Hilfe zu

eilen. Der Stock war nicht da. Er mußte in der Schlucht verloren gegangen sein.

Die Gestalt kommt näher – ganz nahe. Ich sehe jetzt, der Mann ist kein Verfolgter, er ist betrunken. Jetzt schreitet er dicht an mir vorüber. Aus seinem Gesicht grinsen Spott und Hohn. Er wirft mir einen Blick wilden Hasses, empörter Verachtung zu.

Eine wahnsinnige Angst ergreift mich. Ich werfe mich nieder, wühle mein Gesicht in den Waldboden – denn dieser Mann – – –,« seine eiskalten zitternden Finger klammerten sich um George' weiche warme Hand, »– – – dieser Mann war ich selbst!«

George sprang auf, sinnlos vor Entsetzen. War Alfred plötzlich wahnsinnig geworden?

Er streichelte ihre Hand, die kalt geworden war wie die seine.

»Du brauchst nicht zu erschrecken, George. Ich bin wieder vollkommen bei Sinnen. Es war eine Vision – ein Spiegelbild meines künftigen Selbst – eine furchtbar prophetische Vision! Ich sah mich um zwanzig Jahre älter, die Gestalt gebeugt, das Gesicht von Ausschweifung oder Krankheit verwüstet. Die Augen stieren Blickes. Um den eingefallenen Mund Hohn, Spott und wilder Haß, die mir zuzurufen schienen: Siehe, das hast du aus dir gemacht!«

Ein Schauer überlief ihn bei der Erinnerung.

Sie sah ihn mit großen fragenden Augen an, in denen Mitleid, Sorge und Grauen kämpften.

»Leidest du öfters an Halluzinationen, mein armer Alfred?«

»Nur wenn ich betrunken bin.«

Er zog sie an sich.

»Du weißt, ich war es nicht, seit ich trunken von Liebe zu dir bin. Rette mich, George, rette mich vor mir selbst.«

»Komm, komm,« drängte sie, all ihre Kraft zusammennehmend. »Du mußt endlich Ruhe haben.«

Sie gingen kreuz und quer, ohne die Richtung wiederfinden zu können. Ihre in Fetzen herabhängenden Kleider hinderten George am Gehen. Sie fühlte sich zum Umsinken müde, während Musset nach und und nach ruhiger und kräftiger wurde.

»Du meintest nachmittags, du würdest ebenso gern die ganze Nacht im Walde bleiben. Nun scheint es beinahe so werden zu wollen, arme George. Verzeih mir nur, daß ich den schönen Tag so gründlich verdorben habe.«

Der höher steigende Mond erhellte die Wege. Jetzt sahen sie, daß sie im Kreise umhergeirrt und wieder auf der Stelle angelangt waren, auf der sie den alten Bauern mit den Pferden entlassen hatten.

»Wir sind eine gute Stunde umgegangen. Schlecht gerechnet werden wir noch zwei zu gehen haben,« meinte George resigniert.

Es wurden drei daraus.

Erst bei Morgengrauen erreichten sie die Waldgrenze.

Ein wenig nach links, schräg über den Weg gelagert, fanden sie ihr kleines Haus.

Alfred zog den Schlüssel aus der Tasche. Die Magd schlief fest und hörte sie nicht. — — —

Am nächsten Tage fing es an zu regnen. George drängte zum Aufbruch. Das schlechte Wetter war ihr ein willkommener Vorwand. Sie wollte ihm nicht sagen, wie sehr der Ausgang des gestrigen Tages sie beunruhigt und verstimmt hatte. Sie schützte dringende Arbeit vor.

»Du kennst Buloz. Du weißt, wie leicht er grob wird, wenn man ihn warten läßt. Hast du gar keine Sehnsucht nach der Arbeit?«

Er schüttelte lachend und sorglos den schönen blonden Kopf.

»Wenn ich dich habe, süße George, kenne ich keine andere Sehnsucht. Nur ein paar Tage noch,« bettelte er. »Es war so schön in unserem Idyll!«

»Nicht immer, mein guter Alfred,« und sie dachte an die mancherlei kleinen und großen Verstimmungen, mit denen sie sich die Zeit verdorben hatten, obwohl sie nicht in Paris waren und kein Planche und Balzac, kein Sainte-Beuve, kein Latouche und Buloz zwischen ihnen oder in ihrer greifbaren Nähe standen.

Musset aber sprach nur von den Sonnen, die ihnen geleuchtet. Wie es in seiner Art lag, hatte er die Schatten im gleichen Augenblick vergessen, da sie vorüber waren. Auch die gespenstischen Schauer der gestrigen Nacht schienen verflogen. Er, der eingefleischte Pariser, den es, wo immer er war, nach wenigen Tagen nach Paris zurücktrieb, der nur in Paris atmen, leben, lieben zu können glaubte, bettelte um ein paar Tage länger Fontainebleau!

Der Gedanke, seine George wieder an so viele andere Menschen und Gedanken abgeben zu müssen, der Gedanke, daß vielleicht morgen schon sich nicht mehr dasselbe Dach über ihnen wölben sollte, daß sie nicht in seinen Armen einschlafen, an seinem Herzen erwachen sollte, entnervte ihn völlig.

»War es denn nicht schön, meine George? Warst du nicht glücklich, daß du so schnell ein Ende machen willst?« Sie schwieg und strich ihm sanft über das weiche Haar. Den

Kopf an ihre Schulter gelehnt, grübelte er melancholisch darüber, was sie so schnell zurücktreiben möge. Eifersüchtige Gedanken stiegen in ihm auf.

»Wir sind zu nahe von Paris,« dachte er. »Es wirft seinen Schatten bis hierher. Es gefährdet unser Glück. Wir müssen es retten weit fort von hier.«

Er sprach aus, was er dachte.

George lächelte geheimnisvoll.

»Was würdest du zu Italien sagen?«

Er riß sie an sich und murmelte.

»Ich ersticke vor Glück. Und heute und morgen, George?«

»Sind wir in Paris, mein liebes Kind, und tun unsere Schuldigkeit.«

»Eine Nacht, eine einzige, süße Nacht noch, meine George.«

Aber George mit ihrer ruhigen Energie blieb fest wie immer.

7. KAPITEL

Italien! Das war der goldene Anker, an den sich die Hoffnung der Liebenden klammerte. Italien! Das war das Damoklesschwert, das über dem Haupt der Familie Alfreds hing.

In dem kleinen Salon der Mussets, in dem es durch alle Jahreszeiten nach frischgepflückten Blumen duftete, brannte das erste Kaminfeuer. Durch die Scheiben fielen die letzten Strahlen des hellen scheidenden Oktobertages. Sie fielen über die feinen Hände und die aristokratische Gestalt einer schlanken schwarzgekleideten Frau, die das Auge unruhig auf die Tür geheftet hielt.

Ab und zu griff die Hand nach dem grauen Schläfenhaar und strich es nervös zurück, als ob die gewellten Strähnen sie beengten oder schmerzten.

Endlich tat die Tür sich auf. Nicht der Erwartete kam. Es war ihr ältester Sohn Paul, der eintrat.

Frau von Musset sprang auf. Sie ging rasch auf ihn zu und ergriff seine Hände.

»Hast du ihn gesprochen, Paul?«

Paul schüttelte den Kopf.

»Er hat sich in sein Zimmer eingeschlossen. Ich wollte nicht indiskret sein.«

»Und du glaubst, daß er das Herz haben wird, zu gehen?«

Paul legte tröstend die Hände auf die Schultern der geängstigten Frau.

»Nicht ohne deinen Segen, Mutter.«

Frau von Musset war auf ihren Platz am Fenster zurückgekehrt. Sie schwieg eine lange Weile, dann sagte sie abgebrochen und hastig:

»Was ist sie für eine Frau? Du sprichst so selten von ihr!«

»Du kennst sie aus ihren Werken, sie ist eine Frau von Herz und Verstand.«

»Und wilden Leidenschaften,« fügte Frau von Musset in einem Ton gequälter Mutterliebe hinzu.

Paul schüttelte den Kopf.

»Nicht so sehr als du denkst, liebe Mutter, und die Menschen es im allgemeinen annehmen. George Sand ist eine sehr vernünftige Frau, die meiner Ansicht nach weit mehr nach Überlegung als nach Impulsen handelt.«

»Ist es etwa vernünftig, sich an einen sechs Jahre jüngeren Menschen zu hängen, ihn nach Italien entführen zu wollen?«

»Weißt du, ob es allein ihr Wille ist? Du kennst so gut wie ich Alfreds leidenschaftliches Herz, die Maßlosigkeit seiner Empfindungen – und –«

Er wollte hinzufügen »Begierden«, aber er unterdrückte das Wort.

Frau von Musset lenkte ab. Sie wollte alle Schuld dieses in ihren Augen unseligen Vorhabens einzig auf die Frau gewälzt wissen.

»Tattet war hier. Er hat Alfred natürlich nicht getroffen, ebensowenig wie Paul Foucher. Er wird all seine Jugendfreunde verlieren, wenn er niemals mehr für sie da ist.«

»Die Freundschaft mit Foucher ist ja doch nicht mehr die alte, seit Alfred mit Victor Hugo¹ entzweit ist.«

Frau von Musset hatte nicht mehr auf ihren Sohn gehört. Ihre Gedanken waren zu der Sand zurückgekehrt.

¹Victor Hugo hatte die Schwester Fouchers zur Frau. Die Spannung zwischen Victor Hugo und dem acht Jahre jüngeren Musset, die zu einem jahrelangen Zerwürfnis der beiden Dichter führte, war in dem Augenblick eingetreten, als Victor Hugo in der schöngeistigen Korona, »Le Cenacle« genannt, Musset heftig wegen seiner, in den Augen der Romantiker, durchaus falschen Auffassung des Reims angriff.

Der Reim mußte »reich« sein, so verlangte es die Schule der Romantiker, d. h. »möglichst viel Buchstaben des Endwortes des einen Verses, mußten identisch sein mit dem Endbuchstaben der folgenden Reimzeile«. (Paul Lindau, »Alfred de Musset«.)

Musset war entgegengesetzter Ansicht. Er verachtete den Reichtum des Reims.

»Wenn zwei Buchstaben klangvoll reimen, ja, wenn auch nur ein einziger die Wirkung des Reims hervorbringt, so ist das genug,« pflegte er zu sagen.

»Sie wird nachteilig auf seine Arbeiten einwirken,« sagte sie. »Was nach dem großen Erfolg von ›Rolla‹ kommen wird – ich mag nicht daran denken.«

Wieder mußte Paul tröstend widersprechen.

»Frau Sand wird im Gegenteil in bezug auf Alfreds Schaffen den besten Einfluß auf ihn üben. Sie, die Arbeiterin par excellence, wird ihn zur Arbeit anhalten, wie sie es bereits getan hat. Ja, sie hat über den Punkt von Alfreds periodischer Trägheit sehr ernsthaft und streng aburteilend mit mir gesprochen.«

Frau von Musset schien ihrem Sohn nicht recht zu glauben. Ihre Stirn entwölkte sich nicht.

»Mag sein in Paris – aber auf Reisen!«

Die Tür tat sich auf. Alfred trat ein. Er war sehr bleich. Um seinen Mund zuckte es von nervöser Erregung. Auch Paul, der wußte, der Bruder kam, um die Einwilligung der Mutter für die Italienreise einzuholen, wurde von heftiger Unruhe ergriffen.

Alfred warf einen scheu fragenden Blick auf die Mutter, die starr und blaß in ihrem Stuhl saß.

Unschlüssig ging er ein paarmal durchs Zimmer, warf mechanisch ein Buchenscheit in den Kamin und rupfte ein paar welke Blätter aus dem großen bunten Herbststrauß in der Mitte des Tisches.

Endlich faßte er sich ein Herz und trug in kurzen beredten Worten seine Bitte vor, nichts gegen die beabsichtigte Abreise einwenden zu wollen, die für die nächsten Tage geplant war.

Frau von Musset schüttelte den Kopf und würgte an den Tränen, die ihr die Stimme rauh machten.

»Niemals werde ich mich mit einer Reise einverstanden erklären, gegen die sich mein ganzes Innere sträubt.«

Sie wandte sich ab, ihre hervorbrechenden Tränen zu verbergen.

Einen kurzen Augenblick lang hoffte Alfred den Widerstand der Mutter zu brechen, indem er ihr mit begeisterten Worten die Vorteile dieser Reise für seine Kunst auseinandersetzte, aber als er sah, daß der ganze Erfolg seiner Worte ein nicht länger zurückzuhaltender Tränenstrom war, änderte er plötzlich seinen Entschluß.

Nein, er konnte diese Tränen nicht sehen. Wie glühende Tropfen fielen sie ihm aufs Herz. Zu viel war in diesem kleinen blumendurchdufteten Gemach schon um ihn geweint worden.

Er mußte das Opfer bringen, die heißeste Hoffnung seines Lebens zu begraben.

Er legte der Zerbrochenen die bebende Hand auf die Schulter. Sanft beugte er sich zu ihr nieder und küßte ihre Stirn.

»Beruhige dich, liebe Mutter. Wenn einer von uns weinen muß, sollst du es nicht sein.«

Lautlos wie ein Schatten schlich er aus dem Zimmer und gab dem Diener Befehl, nicht weiter zu packen.

Krampfhaft drängte er jeden Gedanken an George zurück. Er mußte erst zur klaren Besinnung dessen kommen, was er ihr und sich zuzumuten im Begriff stand. — —

Es mochte gegen neun Uhr abends sein. Frau von Musset saß allein am Kamin. Sie hatte Paul und Alfred fortgehen hören, ohne einen ihrer Söhne wiedergesehen zu haben.

Leise klopfte es an die Tür. Der Diener meldete eine Dame, die in einem Wagen vor der Tür warte und dringend

bitte, Frau von Musset ein paar Minuten sprechen zu dürfen.

Eine bittere Ahnung zog das Herz der gequälten Frau zusammen. Es war nicht schwer zu erraten, wer die Dame war! Als Frau von Musset aus dem Hause trat, entstieg eine Frau, gleich ihr selbst in tiefes Schwarz gekleidet, dem Wagen.

Ihre Ahnungen hatten sie nicht getäuscht: es war George Sand, die gekommen war, Alfred von ihr zu erbitten.

Die oft so Schweigsame, Wortkarge fand berückende Töne hier, wo es galt, für ihr und des Geliebten Glück zu kämpfen.

»Sie werden es nicht bereuen, verehrte Frau, Ihre Einwilligung zu geben, ohne die Ihr Sohn keine glückliche Stunde in Italien haben würde. Alfred wird großen Gewinn von dieser Reise haben. Ich gebe Ihnen mein Wort, daß ich über ihn wachen will wie eine Mutter, eine Schwester.«

In George' wundervollen Augen standen Tränen. Mit flehentlicher Bitte hielt sie sie auf die stumme Frau gerichtet, die ihr Glück in den Händen hielt.

Frau von Musset schwankte. Durfte sie den Worten dieser Frau trauen? War es wirklich Alfreds Glück, mit ihr in die Welt hinauszuziehen?

George legte sanft die schöne Hand auf den Arm der schwerkämpfenden Frau, deren natürliche ungesuchte Grazie sie lebhaft an Alfred erinnerte.

»Ich begreife Ihre Zweifel, Ihre Muttersorgen,« sagte sie mit ihrer einschmeichelnden Stimme. »Auch ich bin Mutter, habe Kinder, um die mein Herz schon oft gebangt, und öfter noch bangen wird. Aber ich schwöre Ihnen feierlich, Ihren Sohn zu behüten und zu schützen, wie Sie selbst es nicht

besser könnten. Vertrauen Sie mir Alfred an, zu unser aller Glück, zu unser aller Frieden.«

George sprach so überzeugt, in so felsenfestem Glauben an ihren heiligen Schwur, daß Frau von Musset gerührt nachgab.

Und als die beiden Frauen sich zum Abschied umarmten, lebte in beiden die unerschütterliche Überzeugung, daß sie beide nichts anderes wollten als Alfreds Glück.

Zwei Tage später, an einem kalten nebligen Morgen, begleitete Paul die Reisenden an den Postwagen nach Lyon.

Die Abfahrt ging nicht ohne Schwierigkeiten vor sich.

Aber die beiden Glücklichen waren nicht abergläubisch. Weder der jähe Anprall des Hinterrades gegen einen Eckstein im engen Torweg des Postgebäudes, der den Wagen bis in seine Grundfesten erschütterte, noch der Umstand, daß ihr Gefährt im Faubourg Saint-Germain einen Wasserträger zu Boden riß, störte sie in ihrem verliebten Übermut.

Sie blieben zwei Tage in Lyon.

Auf der Fahrt nach Marseille trafen sie Henri Beyle, der zu seinem Konsulat in Civita-Vecchia zurückkehrte.

Der kaustische Witz des geistreichen Mannes half ihnen über manche kleinen Reiseunbequemlichkeiten fort, vielleicht gerade weil er nichts und niemanden schonte, auch die Illusionen nicht, die George und Musset nach Italien führten.

Musset machte sich ein Fest daraus, Beyle in seinem Reisealbum zu verewigen. Auch die Karikaturen seines Stiftes sprühten von Geist und Witz.

In Genua hielten sie sich länger auf als ursprünglich beabsichtigt gewesen.

George litt unter klimatischen Fieberanfällen, die sie melancholisch und ungeduldig machten. Alfred nützte die unfreiwillige Muße, um die Sammlungen, die Frauen und die Sitten Genuas zu studieren.

In den Gärten der Villa Pallavicini umging sie zuerst die ganzen Zauber der südlichen Natur.

Musset hätte ungezählte Stunden dort verbringen mögen, den Arm um die Geliebte geschlungen, in süße Träume versunken, sanft eingelullt von dem Plätschern der Fontänen, die ihm immer neue Melodien, immer neue Rhythmen sangen.

Aber George, die von einem Ortswechsel Genesung erhoffte, drängte fort.

So gingen sie von Genua zu Schiff nach Livorno.

Obwohl George noch klagte, und er selbst ein Opfer der Seekrankheit geworden war, verließ Alfred der Humor nicht.

Sobald sie an Land gegangen, entwarf er eine drastische Karikatur dieser zweiten Seereise: George gegen die Brüstung gelehnt, die geliebte Zigarette zwischen den Lippen. Er selbst im Stadium heftigster Seekrankheit. Darunter die Worte: »Homo sum et nihil humani a me alienum puto.«

Über Pisa ging es weiter nach Florenz.

Hier in diesem wundervollen Eden Italiens wollten sie ausruhen von den Strapazen der Reise, ihrem Glück, ihrer Liebe zu leben.

Aber mitten in diesen Traum eines süßen Farniente kam George die Idee zu einer Arbeit, über die sie im Prinzip mit Buloz schon einig geworden war.

Sie verlor kein Wort über ihre Absicht, sondern rückte einen kleinen wackligen Tisch ans Fenster und fing zu schreiben an, während Alfred vor dem Hotel auf sie wartete.

Als er nach einer Viertelstunde heraufkam und sie bei der Arbeit fand, brauste er heftig auf. Aber George ließ sich nicht beirren. Sie machte nur eine Bewegung mit der Hand, die ihm bedeutete, daß sie um keinen Preis gestört sein wolle, und bemerkte, ohne aufzublicken:

»Du solltest auch arbeiten. Viel zu viel kostbare Zeit ist schon vertändelt worden.«

Er biß sich auf die Lippen und verließ sie mit dem festen Vorsatz, vor der Nacht nicht nach Hause zu kommen.

Im übrigen folgte er, was selten genug vorkam, George' Rat. Freilich setzte er sich nicht zum Schreiben nieder, sondern bummelte durch Florenz und versuchte dabei einen Gedanken ausreifen zu lassen, der ihm, gleich am ersten Tage gekommen war.

Blinder Zufall hatte ihm bei einem Antiquar eine alte Florentiner Chronik in die Hände gespielt, die den Stoff zu einem Drama großen Stils aus der Geschichte¹ Florenz' in ihm ausgelöst hatte.

Nun fing er an, auf den Plätzen, in den Gärten und Palästen der wundervollen alten Stadt nach den Szenerien für dieses Drama zu suchen.

Aber er blieb nicht recht bei der Stange. Hier lockte ihn ein hübsches Frauengesicht, das er nicht aus den Augen verlieren wollte, da eine Osteria, in der er hastig eine Flasche

¹Musset' fünf-aktiges Drama »Lorenzaccio«.

Valpolicella herunterstürzte, um seinen Ärger über George zu betäuben.

Wie konnte man sich an einem so wundervollen Tage, in dieser göttlichen Natur, in einem muffigen Hotelzimmer hinter Schreibzeug und Bücher vergraben?!

Schuf man nicht unvergleichlich wertvolleres, wenn man die Schönheiten um sich her betrachtete, sie in sich aufnahm, sie genoß?!

Mußte alles nach einem Schema gehen, einen Zweck haben, planvoll geordnet sein? Konnte George sich nie dem Augenblick hingeben?

Ach, niemals würden sie über diese Verschiedenheit ihrer Lebensauffassung fortkommen.

Und dennoch liebten sie sich! Ja, es gab Stunden, da ihre Liebe sich zur Raserei steigerte und doch mit einer Selbstqual ohnegleichen endete! Wie seltsam schön und traurig zugleich war das alles!

Alfred stieß das Glas fort, über dem er grübelnd gesessen, zahlte seine Zeche, nahm einen Wagen und fuhr ins Hotel zurück.

Er fand George noch immer bei der Arbeit, obwohl der Abend hereinzusinken begann.

Er riß sie auf und preßte sie leidenschaftlich an sich.

»Laß das!« rief er heftig! »Ich will es nicht,« und er stieß die beschriebenen Blätter von der Tischplatte zu Boden. »Ich will dich.«

Sie erschrak über seine Heftigkeit. Hatte er wieder getrunken, war er in schlechte Gesellschaft geraten?

Zweifellos schien es ihr klüger, ihn nicht durch Widerstand noch mehr zu reizen.

Sie versprach, ihr saloppes Morgenkleid, das er nicht leiden konnte, mit einer hübschen Straßentoilette zu vertauschen und mit ihm auszugehen.

Aber es wollte keine rechte Stimmung zwischen ihnen aufkommen, trotzdem sie sich beide Mühe gaben, heiter voreinander zu scheinen und sich gute Worte zu sagen. —

— —

Durch das heftige Dazwischenkommen Alfreds war George für den Augenblick die Arbeit verleidet worden.

Sie waren an jenem Versöhnungsabend übereingekommen, die Vormittage jedes für sich zu verleben. So hatte George mehr Zeit, als ihr lieb war, sich Florenz anzusehen, während Alfred sich mit weiteren Studien für sein florentinisches Drama beschäftigte.

Da er im Stadtbild von Florenz nicht immer fand, was er suchte, fiel es ihm eines Vormittags ein, den Palazzo Pitti aufzusuchen.

Vielleicht, daß unter den alten Florentinern etwas den Gebilden seiner phantastischen Träume nahekam.

Er hatte kaum den ersten Saal betreten, als er im Nebenkabinett George in ungewohnt eleganter Toilette vor einem Bilde stehen sah.

Freudig überrascht, wollte er auf sie zueilen, als er bemerkte, sie war nicht allein. Ein junger Mensch von vornehmerem Aussehen stand neben ihr.

Sie schienen in ein amüsanter Gespräch vertieft zu sein, denn er hörte George' Lachen bis in den Winkel, in den er sich verkrochen hatte, um die Geliebte ungestört beobachten zu können.

»Ein Bekannter aus Paris, den sie mir verheimlicht hat,« dachte er grimmig. »Wer weiß, vielleicht ein Freund, den sie nach Florenz bestellt hat.«

Seine immer wache Eifersucht lohte hellauf. Aber er hielt sich zurück. Er fühlte, er würde sich lächerlich machen, wenn er in dieser Verfassung zwischen George und den Fremden trat.

Er verließ den Palast und vermochte es über sich, ins Hotel zurückzukehren, ohne am Ausgang der Galerie auf George und den fremden, vornehmen jungen Mann zu warten.

Bei Tisch fragte er George, die in bester Laune erschienen war, mit gemachter Gleichgültigkeit, wie sie den Vormittag zugebracht habe?

»Hoffentlich nicht bei der Arbeit, George?«

»Ganz und gar nicht. Du siehst, mein Liebling, ich fange an gehorsam zu werden. Ich habe Einkäufe gemacht und auf dem Ponte Vecchio einen wundervollen Ring erstanden.«

»Und danach warst du im Pitti,« platzte Alfred heraus.

»Weshalb soll ich im Pitti gewesen sein?« fragte sie rasch zurück.

»Weil ich mit Bestimmtheit glaube, dich dort im ersten Kabinett mit einem jungen, mir fremden Mann bemerkt zu haben.«

»Du siehst wieder mal Gespenster am hellen Tage, mein guter Alfred. Ich kenne keine Seele in Florenz.«

In Musset kochte es.

»Und der Ring, den du gekauft haben willst, wo ist der geblieben?«

George griff in die Tasche und zog ein Etui mit einem kunstvoll gearbeiteten Ring hervor.

Musset vergaß einen Augenblick seine Eifersucht. Ein Kenner alles künstlerisch Schönen bewunderte er die Arbeit und den Juwel.

»Ich habe den Ring für dich gekauft, Alfred. Es freut mich, daß er dir gefällt.«

Er küßte ihr zärtlich die Hand. »Meine geliebte George. Tausend innigen Dank!«

Der Zwischenfall in der Galerie war vergessen. Wenn er sich auch in dem, was er gesehen, nicht getäuscht haben konnte, so hatte seine Eifersucht ihm jedenfalls wieder einmal einen bösen Streich gespielt. Zweifellos handelte es sich um eine harmlose Nichtigkeit, die es George nicht der Mühe lohnte, zu erklären. —

Am Abend besuchten sie eine Vorstellung in der »Pergola«. Musset trug George' Geschenk am Finger. Beide waren sie in bester Stimmung.

George, in einer Spitzentoilette, die er selbst noch in Paris für sie ausgesucht hatte, sah so schön aus, daß er sich nicht darüber wunderte, daß das Publikum auch während der Vorstellung die Augen auf ihre Loge gerichtet hielt. Am auffälligsten ein junger Mann, der unablässig hinüber lorgnettierte.

Als Alfred näher zusah, erkannte er in ihm den Fremden, den er heut vormittag in George' Gesellschaft getroffen hatte.

Argwöhnisch meinte er:

»Da steht mein Gespenst wieder leibhaftig vor mir, George, und betrachtet dich mit genau demselben Wohlgefallen, mit dem es dich heut in dem kleinen Kabinett des Pitti betrachtet hat.«

George nahm gleichgültig ihr Opernglas. Dann zuckte sie mit den Achseln und behauptete, den Herrn nie gesehen zu haben.

Musset schwieg und wartete ab, wie die Dinge sich entwickeln würden. So oder so, er würde schon dahinterkommen.

Im Theater war es drückend heiß geworden. Während des Zwischenakts traten sie in den Hintergrund der Loge zurück und öffneten die Tür nach dem Korridor. Im gleichen Augenblick ging der junge Mann vorüber und grüßte höflich. George dankte mit kaum merklicher Kopfbewegung. Musset zog sie heftig von der Logentür zurück. Gereizt fragte er:

»Das ist doch mehr als merkwürdig. Eben hast du noch behauptet, du habest den Herrn nie gesehen. Jetzt grüßt er dich, und du erwidert seinen Gruß.«

»Durchaus nicht merkwürdig. Ich habe den Herrn in diesem Augenblick erst wiedererkannt. Er ist der Sohn des Juweliers auf dem Ponte Vecchio. Er stand dabei, als ich den Ring für dich kaufte.«

Sie blickte lachend zu Alfred auf.

»Dies die Lösung des grausamen Rätsels, das dich so sehr beunruhigt hat. Wahrhaftig du bist ganz blaß und hast blaue Ringe unter den Augen.«

»Und welche Strafe diktierst du mir, George?«

»Geh ans Buffett, Othello, und hole mir eine Schale Eis. Ich verkomme vor Durst und Hitze.«

Am Buffett traf Musset mit dem jungen Florentiner zusammen.

Er stellte sich ihm vor und auf den Ringweisend, sagte er lebenswürdig:

»Ihr Herr Vater ist ein ausgezeichnete Künstler. Ich werde mir erlauben, ihn morgen in seinem Geschäft aufzusuchen.«
Der junge Mann sah Musset verblüfft an.

»Ich verstehe Sie wohl nicht recht, mein Herr. Mein Name ist Graf Sembroli.«

Musset faßte sich rasch. Er verneigte sich leicht, und ganz Kavalier, bat er die augenscheinliche Verwechslung entschuldigen zu wollen.

»Ich glaubte, Sie hätten die Dame, die Sie in meiner Gesellschaft gesehen, in einem Juwelierladen des Ponte Vecchio kennen gelernt.«

Der Graf erwiderte die Verbeugung ebenso artig.

»Nein, im Palazzo Pitti.«

Musset wartete das Ende der Vorstellung nicht ab.

»Mir ist die Lust vergangen. Du hast mich aufs schmachlichste belogen. Konntest du mir nicht einfach sagen: Graf Sembroli hat sich mir vorgestellt, und wir haben ein Weilchen miteinander geplaudert.«

»Du dummes Kind. Natürlich hätte ich dir das sagen können, denn die Begegnung war selbstverständlich völlig harmlos. Aber – du warst während dieser letzten Tage kalt und präokkupt, nur mit deinen alten Florentinern beschäftigt. Da wollte ich dich ein wenig strafen. Deine Liebe durch Eifersucht neu erwecken.«

Er küßte sie auf die Schulter, die verführerisch durch die Spitzen ihres Kleides schimmerte.

Aber nachts, nach der Vorstellung trank er mehr Champagner, als ihm zuträglich war, um die Zweifel zu betäuben, die ihn wie boshafte Kobolde verfolgten.

8. KAPITEL

Wo war das Glück, dem sie unablässig nachjagten, das vor ihnen herrollte auf goldner Kugel, in lichtem flatternden Gewande, bunte Flügel an den Schultern und einen Strahlenkranz auf dem Haupt?

So sehnsüchtig sich ihre Hände danach ausstreckten, es wollte sich nicht erreichen, nicht halten lassen.

In Florenz hatten sie es nicht gefunden. Weiter waren sie gezogen über Ferrara und Bologna, bis sie an einem kalten, dunklen Januarabend in Venedig eintrafen.

Sie waren beide in trauriger Stimmung. Die schwarze, enge, von allen Seiten geschlossene, niedrige Gondel schien ihnen einem Sarge gleich.

So dunkel war der neblige Abend, daß sie nicht wußten, ob sie über einen schmalen, von Häusern eingefassten Kanal oder auf offenem Meer dahinglitten.

George' bemächtigte sich eine kalte würgende Angst. Die Ankunft in dieser geheimnisvollen Stadt, die Einkehr bei einem Volk, dessen Sprache sie nicht verstanden, die Nachwehen des Fiebers, die ihr jedes Bild verzerrten, lagen wie ein Alp auf ihr.

Sie griff nach Alfreds Hand, die kalt war wie die ihre. Doch seltsam, als ob diese Berührung der Umwelt ein anderes Aussehen gegeben, ward es plötzlich licht.

Sie fuhren an der Guidecca vorüber, die kalten, dicken Nebel waren zerrissen. Die Lichter der Stadt glänzten auf und zogen sich in langen Reihen, goldenen Perlenschnüren gleich, an den Kanalufeln hin.

Hinter der Kuppel des Markus stieg rotleuchtend die Mondscheibe auf.

»Wie schön, o wie wunderschön!«

Sie riefen es wie aus einem Munde und wiesen einander die Baudenkmale aus Venedigs großer Zeit, die sich in märchenhafter Schöne von dem Halbdunkel des Himmels abhoben, die Prokuratien, den Markus, den Dogenpalast, den Campanile, die Salute, die Säulen der Piazzetta, und den Marmorbogen des Rialto.

Still schauend saßen sie Hand in Hand mit weit geöffneten Herzen.

Am nächsten Morgen leuchtete die Sonne. Ein lauer Wind strich über die Lagunen.

Entzückt lagen sie in den Fenstern des Hotel Danieli, in dem sie abgestiegen waren, und wurden nicht müde, auf die Wunder der alten Dogenstadt zu schauen.

Sie versenkten sich in längst entschwundene Zeiten. Sie bevölkerten die alten Paläste, die Gondeln und geheimnisvollen Barken. Sie riefen sich Venedigs glorreiche Vergangenheit zurück. –

Ein paar wundervolle Tage, traumhaft schöne Nächte folgten. Endlich schienen sie die rollende Glücksgöttin am Zipfel ihres flatternden Gewandes festgehalten zu haben.

Wie berauscht glitten sie über die Wasser der Kanäle, an den alten Palästen der Frührenaissance, am Vendramin, Pesaro und Grimmani vorüber. Der Traum aller Poeten, einen der alten Palazzi zu erwerben, kam auch über sie.

George dachte ernsthaft daran, ihre Kinder kommen zu lassen und sich für immer mit ihnen in einen dieser märchenschönen Paläste zu vergraben.

Eine leise Wehmut überfiel sie, wenn sie Maurice' und Solange's gedachte, obwohl sie beide gut aufgehoben wußte und nie ohne beruhigende Nachrichten geblieben war.

Maurice hatte sich im Collège allmählich eingelebt und fand in Boucoiran, mit dem er all seine freie Zeit verbrachte, einen allezeit bereiten Freund.

Solange war in Nohant bei ihrem Vater. George hatte eine Wärterin für sie engagiert, auf deren Pflichttreue und Aufsicht sie sich verlassen zu können glaubte. Zu ihrer weiteren Beruhigung trug sie, wie die Kammerfrau ihrer Großmutter, den Namen Julie. Eine treuere, ergebenere Seele wie diese gute Alte war nicht zu denken gewesen!

Alfred dachte nur an die Gegenwart. Keine sehnsüchtigen Gedanken trübten sein Glück. Die Träume seiner Kindheit, seiner ersten Jugend, hatten sich erfüllt.

Er war in Venedig! In Venedig, das ihm keinerlei Enttäuschungen bereitete! –

George wandte sich bald den gebieterischen Forderungen der Wirklichkeit wieder zu. Sie mußte arbeiten, nicht nur um Buloz ihr Wort zu halten, sondern weil sie verdienen mußte, wenn sie Venedig eine Zeitlang genießen wollte.

Buloz hatte die Abmachung mit ihr getroffen, daß sie von ihrer Reise alle sechs Wochen 32 Druckseiten für die »Revue des deux mondes« schreiben sollte. Das vereinbarte Honorar war ein sehr ansehnliches. Einen Teil desselben hatte Buloz ihr bei ihrer Abreise als Vorschuß eingehändigt.

Von den vereinbarten »Reisebriefen«¹ war schon eine Anzahl nach Paris gegangen. Mit den Skizzen der besprochenen novellistischen Beiträge hatte sie in Florenz begonnen. Jetzt galt es »Leone Leoni« auszuführen.

Musset wollte es nicht in den Sinn, daß George sich schon wieder in die Arbeit vergraben wollte.

¹Zusammengefaßt als »Lettres d'un voyageur«.

Sie erklärte ihm in ihrer ruhigen, vernünftigen Art, die ihn unter Umständen zur Raserei bringen konnte, die Notwendigkeit, sich zunächst einmal ihrem Schaffen zu widmen, und erzählte ihm von ihren Plänen.

Er hatte sich nicht besänftigen lassen.

»Sieh nur zu,« fuhr er sie heftig an, »daß du die Frauen nicht wieder als engelhafte Dulderinnen und deine Männer als teuflische Sklavenhalter zeichnest.«

»Und du,« gab sie gereizt zurück, »nimm dich in acht, daß du deine Kurtisanen nicht ausnahmslos zu keuschen Weibern rehabilitierst.«

Alfred zuckte die Achseln und lief davon.

George blickte nachdenklich hinter ihm her. Vielleicht hatte sie Unrecht getan, seine gewiß nicht böse gemeinte Bemerkung nicht ruhig hinzunehmen. Weshalb aber mußte er auch immer gleich aufbrausen, mußte heftig werden und nach jeder kleinsten Auseinandersetzung empfindlich davonlaufen, wie ein ungezogener Junge. Ein so feinfühlig und vornehm erzogener Mensch wie er!

Sie kannte seine Herzensgüte. Sie wußte, er würde alles daran setzen, seine raschen Worte wieder gutzumachen. Aber alles in allem mußte sie sich eingestehen, Alfred war kein bequemer Geliebter, und es hielt schwer, auch nur den geringsten moralischen Einfluß auf seine mangelhafte Selbstbeherrschung auszuüben.

So rasch George im allgemeinen bereit war, Erklärungen und Entschuldigungen in Bereitschaft zu halten, um Dinge, die sie belasten konnten, auf den Kopf zu stellen, heut schüttelte sie die dunklen Locken und fragte sich nachdenklich: »Wer trägt die Schuld, daß trotz aller Liebe kein volles Verständnis zwischen uns aufblühen will?« — — —

Alfred hatte den französischen Konsul aufgesucht, an den er eine warme Empfehlung hatte. Er wollte ihn bitten, ihn in amüsante Gesellschaft einzuführen.

Sollte er sich langweilen, weil George darauf versessen war, zu arbeiten? Er fühlte nicht die geringste Lust dazu. Ihre Aufforderung, es ihr gleichzutun, trieb ihn höchstens in die Opposition. Ihre Arbeitsraserei machte ihn nervös. Er konnte die Muse nicht kommandieren wie sie.

Der Konsul empfing den jungen Poeten überaus liebenswürdig. Es war nicht schwer zu erraten, was für Vergnügungen ein Alfred de Musset in Venedig suchte.

Er führte ihn bei der reizenden Rossi, einer kleinen Tänzerin vom Theater Fenice, und bei Madame Armande, einer verführerisch schönen Sängerin, ein, die an der Oper mit Glanz durchgefallen war, der es aber trotzdem nicht an einem auskömmlichen Dasein mangelte.

Da sie Musset beide gefielen, die kleine rothaarige Rossi sowohl wie die pikante brünette Armande, nahm er sie alle beide und ließ sich von ihnen zu einem Ballhaus zweifelhaften Ranges führen, in dem die schönen Mädchen zu Haus zu sein schienen.

Nach tollem Tanz zechten sie, Musset die Kleine auf den Knien, die Große im Arm, die halbe Nacht hindurch, bis des Dichters Börse bis auf den letzten Soldo erleichtert war, und er fühlte, es war höchste Zeit zu gehen, wollte er nicht betrunken nach Hause kommen.

»A domani, Signore Alfredo,« rief die kleine Rossi, die sich Hals über Kopf in den schönen Pariser verliebt hatte, und bot ihm den Mund zum Kuß.

»Felice notte, Alfredo mio,« hauchte die schöne Armande elegisch.

Als Musset ins Hotel kam, sah er durch den Türspalt, daß George noch Licht in ihrem Zimmer hatte. Er wollte hinein, ihr Gute Nacht zu sagen, die Küsse der tollen Mädchen durch die Lippen der Geliebten entsühnen.

An der Türe blieb er erschrocken stehen.

George lag nicht im Bett. Sie saß noch immer an ihrem Pult bei ihrer kleinen Lampe und arbeitete, während er die Nacht durchtobt und durchzechte hatte!

Ein Gefühl tiefer Reue und Beschämung kam über ihn. Er legte ihr die Hand auf die Schulter.

»Mein Gott, George —«

Sie sah fragend zu ihm auf und warf dann einen Blick auf die Uhr, die neben ihrem Manuskript lag.

»Es ist fast drei, du bist nicht der kräftigste, Alfred. Du solltest die Nächte besser zum Schlafen benützen. Auch scheinst du wieder stark getrunken zu haben. Du weißt doch, wie schädlich dir das ist!«

»Ich mußte mich betäuben. Du machst mir zu viel Kummer, George.«

»Betäuben, Alfred? Ist es nicht richtiger, sich zu beherrschen?«

Er schüttelte den Kopf.

»Ich kann nicht dagegen an, George. Ich bin kein Mensch von so zäher Energie wie du. Frage meinen Bruder, frage Paul Foucher, wenn wir wieder in Paris sind. Schon als Siebzehnjähriger kam es über mich in Augenblicken des Ekels oder des Schmerzes, alles, was von anständigen Regungen

in mir war, im Alkohol zu ertränken. Du erschreckst, George, aber glaube mir, es liegt eine gewisse Logik darin. Den Schwerkranken gibt man Opium, um sie schmerzlos einzuschläfern, obwohl man weiß, daß ihr Schlaf ihnen den Tod bringen muß. Weshalb soll ichs mit meiner Seele anders machen?»

George strich dem Aufgeregten mitleidig über die blonden Locken.

»Armer Junge.«

Er nahm ihr die Feder aus der Hand und zog die Geliebte an seine Brust.

»Darf ich bei dir bleiben, George?»

»Nein, mein gutes Kind. Ich bin müde gearbeitet, und auch dir ist der Schlaf besser als die Liebe. Du weißt, ich habe deiner Mutter versprochen, mütterlich, schwesterlich über dir zu wachen.«

Wie ein kalter Wassersturz ging es über den Reuigen hin. Mit seinen guten Vorsätzen war es vorbei!

Als George bemerkte, daß Alfred nach diesem Gespräch Nacht für Nacht ausblieb und oft nicht vor dem hellen Morgen nach Hause kam, schob sie die Arbeit für ein paar Tage beiseite.

Obleich ihre Mittel für den Augenblick ziemlich schmal geworden waren, lud sie Alfred ein, die erste Aufführung von Mercadantes »La Fausta« im »Fenice« mit ihr zu besuchen.

Die Pasta sang. Sie hatte noch immer große Momente. Zeitweise allerdings versagte die Stimme, dann war es eine Qual ihr zuzuhören. Aber das liebenswürdige italienische

Publikum sah und hörte nur das, was noch immer groß und schön an ihr war, applaudierte leidenschaftlich und rief sie entzückt vor den Vorhang.

Die Oper hatte einen rauschenden Erfolg. Nach jedem Akt wurde der Maestro fünfzehn- bis zwanzigmal gerufen. Der bescheidene Mercadante verbeugte sich linkisch und schüchtern und zog zu seinem Schutz die kleine, sehr stark gewordene Pasta hinter sich her.

Als George und Alfred nach dem Theater in einer Wein- stube saßen, meinte Musset, daß in Paris ein ähnlicher Er- folg weder für die Sängerin, noch für den Komponisten mög- lich gewesen wäre.

»Paris ist grausam und Venedig gütig,« gab George zu- rück. »Ich liebe Venedig alle Tage mehr. Es ist die einzige Stadt der Welt, die ich um ihrer selbst willen lieben kann. Jede andere hat bis jetzt den Eindruck eines Gefängnisses auf mich gemacht, das ich nur meiner Mitgefangenen hal- ber zu ertragen vermochte.«

Musset, der eingefleischte Pariser, spielte Paris gegen die Lagunenstadt aus. Einmal an der Seine, kamen sie so leicht nicht davon los.

»Paris ist krank,« behauptete George. »Krank und ver- weichlicht. Es pflegt seinen Weltschmerz wie ein krankes Kindlein, und das mit förmlicher Wollust.«

»Du magst recht haben, George. Meiner Ansicht nach ist diese ganze Krankheit ausschließlich auf zwei Dinge zu- rückzuführen: Unser Volk, welches 1793 und 1814 durch- gemacht hat, trägt zwei tiefe Wunden im Herzen: alles, was war, ist nicht mehr, und alles, was sein wird, ist noch nicht.«

»Tun wir das unsere dazu, daß die Wunden sich schlie- ßen,« gab George gelassen zurück.

Beide schwiegen eine Weile. Musset blickte träumerisch in sein Glas. Vielleicht dachte er an die roten Locken der kleinen Tänzerin, die ihn heute vergeblich erwarten würde.

George zündete die sechste Zigarette an und brütete über der heute Abend versäumten Arbeit.

Alfred weckte sie aus ihrer Versunkenheit.

»Du hast öfter Nachrichten aus Paris als ich, George. Wenn ich nicht irre, hat sogar Planche geschrieben. Ich glaube wahrhaftig, der Bär hat die Hoffnung noch nicht aufgegeben, dich zu gewinnen! Aber davon wollte ich nicht reden. Haben Buloz oder Boucoiran von neuen Erscheinungen berichtet? Haben Hugo und Lamartine in all den Monaten nichts auf den Markt gebracht? Paul schweigt sich völlig aus und fragt nur nach meinem florentinischen Drama.«

»Daß ich nicht wüßte. Paris scheint augenblicklich ganz im Bann von Harry Heine zu stehen. Er soll völlig Pariser geworden sein.«

»Er ist es von Natur und brauchte es nicht erst zu werden. Ich beneide ihn um die ironisch grellen Dissonanzen in seinen Poesien, um seinen schlagfertigen Witz, obgleich wir, wie du weißt, nicht an überflüssigen Sympathien füreinander leiden.«

»Die geistvolle Prosa seiner Reisebilder ist mir das liebste an Heine. In jedem Fall möchte ich ihn kennen lernen. Unsere bisherigen Beziehungen waren flüchtig wie der Wind.«

Sie schwiegen ein paar Augenblicke. Dann meinte George: »Auch Chopin scheint in Paris an der Tagesordnung zu sein. Sein wundervolles Spiel, die sanfte Melancholie seines Wesens, seine Kompositionen, in denen die feurige Seele seines unglücklichen Vaterlandes lebt, sollen es vornehmlich den Frauen angetan haben.«

»Wenn er es nur dir nicht antut,« gab Musset lächelnd, mit einem Unterton von Eifersucht, zurück.

George schwieg. Nach einer Weile sagte sie: »Er soll mit einer Landsmännin, einer Gräfin Wodszinska, verlobt sein. Ich möchte die Frau kennen lernen, der Chopin sein Herz geschenkt hat. Ich möchte sie beide kennen lernen. Sobald wir zurück sind, muß Liszt die Bekanntschaft vermitteln. Ich liebe Chopin als Künstler, ich muß wissen, ob er als Mensch gleich liebenswert ist.«

Musset schüttelte den Kopf. Er begriff nicht, weshalb George heute plötzlich einen so auffälligen Hunger nach neuen Menschen empfand.

Vor ihnen, zwischen Gläsern, Flaschen und Schüsseln, lag eine alte Nummer des »Figaro«, den George kaum noch zu Gesicht bekam, seit sie mit Latouche überworfen war.

Musset blickte hinein und fing dann plötzlich laut zu lachen an.

»Ganz dein Freund Balzac,« rief er lustig. »Das mußt du hören, George.« Alfred las:

»Der berühmte Balzac hat wieder einmal ein neues Haus gemietet oder gekauft, ein Landhaus, das er zum Teil nach seinem kapriziösen und bizarren Geschmack umbauen ließ, ein merkwürdiges Haus, dem die Treppe fehlt.

Auf den zum großen Teil noch nackten Wänden der Zimmer liest man in Kohlschrift die folgenden Inschriften: Diese Fläche bedeutet eine Bekleidung von karrarischem Marmor. – Diese Ecke stellt ein Säulenstuhl aus Zedernholz dar. – Der nackte Plafond, ein Deckengemälde von Eugène Delacroix, dieser leere Winkel einen Kamin aus grünem italienischen Marmor. – Und so weiter.

Sollte das nicht ein schlechter Scherz sein, Honore mit seinen Kapriзен aufzuziehen? Es wäre nicht der erste Streich, den der ›Figaro‹ ihm spielte!«

»Aber kein sehr geschmackvoller,« meinte George. Dann erzählte sie von dem lustigen Abend bei dem Dichter, von jener Wohnung mit den »romantisch-dramatischen Spannungen,« die er ihnen so beredt geschildert hatte. Ja, sie erinnerte sich noch beinahe seiner Worte und gab sie lebhaft wieder.

»Über eine stockfinstere Treppe kam man in einen dunklen nackten Speisesaal. Von diesem Speisesaal öffnete sich ein köstlicher ovaler Salon mit seidenen Tapeten und exquisiten Möbeln. Aus den vier Fenstern hatte man die denkbar herrlichste Aussicht über das Marsfeld, den Lauf der Seine und die kleinen malerischen Dörfer am jenseitigen Ufer. Das schönste aber waren die Nächte. Wie mit dunklen Sammetflügeln stahlen sie sich zu mir ein, wenn ich bei meiner einsamen Lampe im weißen Dominikanerkleid, den Capuchon über dem Kopf, bis zum Morgengrauen über der Arbeit saß.«

Sie lachten über den originellen Kauz und seine bizarren Einfälle.

»Kennst du seine Napoleongeschichte?« fragte George.

»Nein, mein Engel.«

»Aber du weißt, daß der einzige Mensch, auf den es Balzac der Mühe lohnt, eifersüchtig zu sein, Napoleon ist?« Alfred bejahte lächelnd.

»Also höre! Verführt von seiner uferlosen Phantasie und seinen Millionenträumen, wollte Balzac ein Schloßchen in der Nähe von Paris kaufen. Um den Preis des Anwesens zu steigern, berichtete der Concierge, ›in dem blauen Zimmer,

das wir soeben passierten, hat Napoleon eine Nacht geschlafen. Was glaubst du, was Balzac tat?»

»Er warf Schwefel und Feuer in das blaue Zimmer.«

»Nicht ganz,« lachte George, »aber er fuhr den armen Concierge wütend an: ›Muß mir der Mensch denn überall in die Quere kommen!‹ Und mietete natürlich nicht!«

Alfred war plötzlich wieder ernst geworden. »Du und Balzac, Ihr hattet ein nicht geringes Interesse füreinander!?»

»Das war, ehe wir uns kannten, Alfred.«

»Vieles war, ehe wir uns kannten. Zu vieles, mein Georgeot!«

Er küßte ein wenig wehmütig die schöne Hand.

Verstand sie, was er meinte? — — —

Der Februar brachte die ersten warmen Tage. Während George sich von allen klimatischen Einflüssen erholt hatte und unermüdet arbeitete, fühlte Musset sich jetzt öfters müde und abgespant. Die durchschwärmten Nächte, das unmäßige Trinken von Champagner, Valpolicello und Absinth, die körperlichen und seelischen Erregungen fingen an sich zu rächen.

Trotz alledem dachte er nicht daran, einen Strich durch seine lockere Lebensweise zu machen. Paul fragte vergebens nach »Lorenzaccio«. Frau von Musset bat umsonst um ausführliche Berichte. Er hatte keinen anderen Gedanken als sich zu betäuben, um über die Enttäuschungen, die die Geliebte ihm bereitete, fortzukommen.

Er trank, er spielte. Aus der schlechten Gesellschaft war er in die schlechtere geraten. Er wußte es und ironisierte sich selbst:

Immer besser, als allein und gelangweilt darauf zu warten, bis George geruhte die Feder hinzulegen und für mich

dazusein, um mir dann in langen Auseinandersetzungen zu verstehen zu geben, daß sie mir mütterlich und schwesterlich zugetan sei!

Wem das das Blut nicht sieden macht, der muß keines in den Adern haben. Sie allein trägt die Schuld. Ihr frostiges Dotieren hat mich in die Arme der Kurtisanen getrieben.

Binnen Stundenfrist konnte seine Stimmung gänzlich umschlagen. Er marterte sich mit Vorwürfen. Er maß sich allein die ganze Schuld bei.

Er warb um sie wie in den ersten Tagen seines heißen Liebesflehens, und wenn sie ihn erhörte, hätte er mit keinem Gott getauscht. —

Mussets Sprunghaftigkeit, sein Wankelmut, seine Unbeständigkeit lagen wie eine schwere Last auf George. Sie fühlte, ihr moralischer Einfluß auf ihn wurde täglich geringer. Sie fragte sich verzweifelt, wie es möglich sei, daß ein Mann von so viel natürlichen Vornehmheit wie Alfred, ein Edelmann voll intimsten Verständnisses für alles Feine und Schöne, so tief in Schmutz geraten, sich so wohl im Schlamm fühlen könne!

Tage kamen, an denen George glauben durfte, er habe sich emporgerissen. Tage voll Licht und wundervoller Innigkeit.

Sie unternahmen lange Gondelfahrten in den erwachenden Frühling hinaus. Sie landeten auf den Inseln und kamen beladen mit Veilchen und Asphodelos wieder heim. — — —

Dann und wann machten sie größere Ausflüge mit den wenigen italienischen Freunden, die sie im Laufe der Wochen kennen gelernt hatten. Zu ihnen gehörten die Genuesen Rebizzo und ein alteingesessener Arzt Doktor Santini,

der George während der letzten Stadien ihres klimatischen Fiebers behandelt hatte.

»Im Ernstfall möchte ich ihm als Arzt meinen Hund nicht anvertrauen,« hatte sie zuweilen scherzhaft zu Alfred gemeint, »aber als Mensch ist er ein Prachtexemplar.«

Eines Tages stieg Rebizzo in den frühen Vormittagsstunden zu ihnen herauf. Es war so warm, daß sie ihren Gast auf dem kleinen Balkon empfingen, der zu ihren Hotelzimmern gehörte.

George war wie immer in auffälliger Kleidung, die Alfred sich vergeblich bemüht hatte ihr abzugewöhnen.

Sie rauchte eine Paquitos und trug ein scharlachrotes Seidentuch in Turbanform um den Kopf gewunden. Rebizzo lachte, als er sie so sah.

Alfred fühlte sich unangenehm berührt.

»Es ist nicht notwendig, daß du dich so vor ganz Venedig zeigst! Ich bat dich wiederholt darum, dich weniger auffällig zu kleiden.«

»Was wollen Sie?« meinte der Genuese. »Frau Sand ist wunderschön, wie sie ist. Ich wollte nur des näheren zusehen, ob die Schilderung des Enthusiasten auch stimme.« Und Rebizzo lachte wieder und sah George an. »Wahrhaftig, auf ein Haar.«

Nun fragte sie neugierig, um was es sich handle.

»Haben Sie nicht vor einer Stunde etwa einen schönen jungen Italiener bemerkt, der so sehnsüchtig zu Ihnen aufsah, als wären Sie der Stern, den er, koste was es wolle, vom Himmel holen müsse?«

George schüttelte die dunklen Locken.

»Der arme Schelm! Bianchina und ich sitzen noch beim Frühstück, als sich Doktor Pagello, ein Schützling meiner Frau, bei uns anmelden läßt. Er war ganz Extase.

›Denken Sie, was ich gesehen habe, Frau Bianchina,‹ rief er noch in der Tür, ›ein Wunder von Schönheit, eine Frau so seltsam und eigentümlich, daß sie alle übrigen Frauen der Welt überragen muß.‹

Meine Frau bedankte sich für das Kompliment. Pagello ließ sich nicht stören.

›Ich ging vor einer halben Stunde am Hotel Danieli vorüber. Auf dem Balkon des ersten Stocks saß eine junge Frau mit einem wunderbar melancholischen Gesicht, dunklen Haaren und Augen, die bei aller Schwermut und Tiefe einen Ausdruck von Entschlossenheit und Zielbewußtsein hatten. Sie war malerisch mit einem Stich ins Männliche gekleidet, trug einen roten Seidenturban auf den dunklen Locken und rauchte eine Pasquitos.«

Rebizzo verneigte sich gegen George.

»Sie sehen es stimmt.«

George amüsierte sich, während Musset eine finstere Miene aufsetzte.

»Ich kenne Frauen aller Rassen,‹ fuhr Pagello fort, ohne sich durch unsere Neckereien beirren zu lassen, ›Frauen aller Typen, aber ich wüßte diese wundervolle Frau nicht zu rubrizieren. Vielleicht eine romantische Spanierin, oder eine vornehme Polin im Exil, jedenfalls eine Frau von hoher Geburt, fremdartig und stolz.‹

›War sie denn allein, Ihre wundervolle Fremde?‹ fragte Bianchina, die ebenso wie ich längst wußte, wer gemeint war, lächelnd.

›Nein, ein hübscher eleganter blonder Herr war in ihrer Gesellschaft. Ich muß sie kennen lernen, koste es, was es wolle.«

›Nun, mein lieber Doktor, die Sache wird Ihnen nicht allzu teuer zu stehen kommen. Ich werde die Herrschaften aufsuchen und um die Erlaubnis bitten, Sie vorstellen zu dürfen.«

Pagello sprang auf, wie von der Tarantel gestochen, und starrte mich an wie das achte Weltwunder.

›Was denn – wie denn –,« stammelte er, ›Sie kennen diese herrliche Frau?«

›Diese herrliche Frau und dieser nicht minder herrliche Mann sind –«

Pagello starrte noch immer mit offenem Munde.

›George Sand und Alfred de Musset.«

Pietro Pagello sank in seinen Stuhl zurück.

›Ich wußte, es mußte etwas Außerordentliches sein!«

Wie ist es, meine Gnädigste, darf ich Ihnen den jungen Pagello vorstellen? Er ist von anständiger Herkunft, ein ordentlicher Mensch und ein tüchtiger Arzt, dem es nur noch an der notwendigen Praxis fehlt.«

George war sofort dabei. Alfred meisterte die aufsteigende Eifersucht. Dieser enthusiasmierte junge Arzt war nicht der erste und würde nicht der letzte Mann sein, der sich seiner Geliebten bewundernd nahte. Er konnte nicht das ganze Geschlecht von ihr fernhalten. – – –

Nachmittags kamen die Rebizzos mit Pagello.

Alfred beruhigte sich. Der Enthusiast war bei nahe besehen ein nüchterner, ruhiger Mensch mit durchaus bürgerlichen Allüren, ohne jeden künstlerischen Elan. Mit einem Wort ein Genre, das George noch niemals gefährlich geworden war.

In der Tat schien sie wenig Interesse an der Unterhaltung zu nehmen, die teils italienisch, teils französisch geführt wurde.

Sie selbst schwieg und begnügte sich damit, den hübschen Italiener von weitem zu mustern.

Nach dem Nachtmahl, als sie Arm in Arm über die Piazzetta schritten, fragte Alfred, weshalb sie ihren neuen Ritter so wenig liebenswürdig behandelt habe.

»Tat ich das?« gab sie zurück. »Ich bin mir dessen gar nicht bewußt. Ich dachte an ›Leone Leoni‹. Überdies habe ich wieder starkes Kopfweg. Ich fürchte, eine neue Migräne ist im Anzug.«

»Laß dir Santini kommen, chérie, und dir ein neues Pulver verschreiben.«

»Ich habe genug von den alten! Wenn ich etwas brauche, werde ich Doktor Pagello rufen lassen. Er macht einen ruhigen, zuverlässigen Eindruck.« – –

Wirklich schickte George wenige Tage später nach Pagello. Sie hätte es gern gesehen, daß er auch Alfred untersucht hätte, der während der letzten sechsunddreißig Stunden entschieden fiebrig und sehr aufgereggt gewesen war, aber Musset war eigensinnig davongelaufen.

Pagello trat sehr bescheiden auf und verbarg mit starker Selbstbeherrschung die stolze Freude, von George Sand gerufen worden zu sein.

Er fühlte ihr den Puls, konstatierte Blutandrang nach dem Kopf und ließ sie zur Ader.

George empfand sofort eine angenehme Erleichterung. Zweifellos hatte dieser junge Mensch eine sicherere Diagnose und eine ruhigere Hand als der alte Santini.

»Ich fürchte, Herr Doktor,« sagte sie in ihrem noch nicht ganz einwandfreien Italienisch, »ich werde Sie bald wieder bemühen müssen. Herr von Musset ist in einem Zustand, der mich eine ernste Krankheit befürchten läßt.«

Pagello stellte sich Tag und Nacht zur Verfügung und küßte die schöne Hand der »wundervollen« Frau.

»Ein guter und natürlicher Mensch,« dachte George. »Welch ein Segen um ein schlicht bürgerliches Dasein ohne seelische Komplikationen. Nur in ihm ist Frieden!«

9. KAPITEL

Die Nacht war still und mild. Durch die geöffneten Fenster drang mit der lauen Luft nur ab und zu ein Ruderschlag, ein leises girrendes Lachen, die abgerissene Strophe eines Liebesliedes.

George hob den Kopf von der Arbeit und lauschte. Eine Nacht für den Dichter wie geschaffen, eine Nacht, die das Liebesleben dieses begnadeten Volkes wie von selbst auf die Blätter zaubert.

Lautlos flog die Feder über das Papier. Zeile fügte sie zu Zeile, Seite zu Seite. Heller funkelten die Lichter ihres Geistes, heißer stürmte die Leidenschaft.

Von der Salute hallte es herüber. Zwölf lange, weiche, dunkle Schläge. George atmete tief und befreit. Noch lang war die Nacht, noch lang bis zum Morgen; sie würde ihr Werk noch bis zum Ende führen können.

Plötzlich schreckte sie auf. Ein Stolpern auf der Treppe, ein schwerer keuchender Atem, dann tiefe Stille.

War jemand krank geworden von den Gästen? Nichts rührte sich mehr.

Sie nahm die Feder wieder auf und schrieb ein paar Worte. Da, jetzt, dicht an der kleinen Tür, die zum Nebenzimmer führt, wieder der keuchende Atem.

Sie schreckt auf, sie stürzt zur Tür, sie reißt sie auf.

»Um Gotteswillen, Alfred!« Sie kniet neben ihm nieder und faßt den vor einem Sessel halb zu Boden Gesunkenen bei den Schultern.

»Alfred, Liebster, sprich doch! Um Gotteswillen sage, was ist geschehen?«

Mussets Gesicht war totenbleich. Der Schweiß tropfte ihm von der Stirn – die blutlosen Lippen zuckten konvulsivisch. Er sah sie mit leeren, fremden Augen an.

»Ich bin es, dein Georgeot.«

»Ach du!« sagte er gleichgültig. Dann flog ein Schauer über ihn hin. »Hast du ihn gesehen? Ist er mir noch auf den Fersen?«

Er verbarg sein Gesicht in ihrem Schoß und weinte.

»O, es ist schrecklich. Ich will nach Paris – ich möchte nach Hause.«

Er weinte wie ein Kind, während das Fieber ihn schüttelte. »Du bist krank, mein Liebling. Komm, laß dich zu Bett bringen.«

Er schüttelte den Kopf.

»Trinken, trinken!« lallte er.

George reichte ihm Wasser. Seine Zähne schlugen klirrend an den Rand des Glases. Nachdem er ein paar Schluck heruntergewürgt, stieß er das Glas so heftig von sich, daß der Inhalt über George' Morgenkleid floß.

»Champagner,« stöhnte er, »gib mir Champagner.«

»Ja, ja, mein Engel, alles, was du willst. Nur erst zu Bett. Komm, ich helfe dir.«

Er war in eine Art Apathie gesunken und ließ alles mit sich geschehen. Aber kaum, daß er im Bett lag, fing er aufs neue zu phantasieren an. Er, sah sich verfolgt, er wehrte sich verzweifelt, er schrie, er tobte.

Eine eisige Angst schüttelte die Frau, die alle Kraft anwenden mußte, den Kranken im Bett zu halten.

Hatte er den Verstand verloren? Bedrohte ihn eine schwere, vielleicht tödliche Krankheit? Hatte der bleiche Tod schon die Arme nach ihm gereckt?

Sie legte ihm kalte Kompressen auf den Kopf. Sie hielt seine fiebernden Hände in den ihren. Sie sprach ihm sanft und zärtlich zu. Endlich wurde er ruhiger.

Sie klingelte nach dem Hausknecht und ließ den Wirt heraufkommen.

Er sah erschreckt auf den Kranken und das bleiche entstellte Gesicht der Frau.

»Herr von Musset ist plötzlich schwer erkrankt. Ich bitte Sie um die Gefälligkeit, selbst zum Arzt zu gehen und ihn zu bitten, sofort zu kommen.«

Sie kritzelte ein paar Worte auf ein Blatt Papier. »Hier seine Adresse. Warten Sie auf ihn. Bringen Sie ihn gleich mit.«

Nach kaum einer halben Stunde kam der Wirt mit Dr. Pagello zurück.

Der Wirt erbot sich, bei dem Kranken zu bleiben, bis Frau Sand sich mit dem Arzt beraten hatte.

Während Pagello dem Bericht der erregten Frau zuhörte, den sie halb italienisch, halb französisch hervorstieß, hingen seine Blicke mit Andacht an dem Arbeitspult der berühmten Dichterin, auf dem große Stöße beschriebener Blätter liegen geblieben waren.

Pagello war ein frommer Katholik. Er dankte in diesem Augenblick Sankt Peter, seinem Schutzheiligen, in brünstigem Gebet dafür, daß er ihn dazu ausersehen hatte, dieser wundervollen Frau in ihren Ängsten beizustehen.

George hatte ihre schönen Hände auf seinen Arm gelegt.

»Ich fürchte mehr noch für seinen Verstand als für sein Leben. Ich beschwöre Sie, alles zu tun, was in Ihren Kräften steht, ihn zu retten. Er ist das Liebste, was ich auf der Welt besitze.«

Sie traten zusammen an das Lager des Kranken. Der Wirt entfernte sich. Alfred schlug die Augen auf und erkannte den Arzt. Er ließ sich willig von ihm untersuchen.

Aber kaum, daß die Untersuchung vorüber, verfiel er wieder in eine jener wilden Paroxysmen, die in völlige Bewußtlosigkeit übergingen.

Nachdem Pagello mit ernster Miene ein langes Rezept geschrieben, sah er mit traurigen Augen zu Frau Sand auf.

»Sie gehen einer harten Zeit entgegen. Herr von Musset ist an einem schweren Nervenfieber erkrankt. Ich werde mir erlauben heute mittag mit einem berühmten Kollegen zur Konsultation zu kommen. Ich möchte die Verantwortung für die Diagnose nicht allein übernehmen. Aber wenn Sie gestatten, unterstütze ich Sie in der Pflege des Kranken – meine Zeit erlaubt es mir.«

Er sah George mit dem demütig bittenden Blick eines treuen Hundes an, der ihr in ihrer Sorge und Verlassenheit unendlich wohl tat.

»Ich wäre Ihnen sehr dankbar für diesen Freundschaftsdienst.«

Sie reichte ihm die Hand, die er andächtig küßte. — — —

Der berühmte Kollege hatte die Diagnose Doktor Pagellos bestätigt und sich mit seiner Behandlung einverstanden erklärt. Er bemerkte, daß kein Grund vorliege, seinen Besuch zu wiederholen. Man möge ihn rufen lassen, wenn man es für nötig halte.

Lange Tage, bis tief in die Nacht, oft bis in den grauen Morgen hinein saßen Mussets Pfleger und beobachteten sorgenvoll die wilden Phantasien, die Zustände absoluter Erschöpfung, die wenigen klaren Augenblicke, die kurzen Minuten des Schlafes. Das Fieber stieg und fiel und stieg wieder. Jedesmal, wenn Pagello glaubte, die Krise zum Besseren oder zum Schlimmsten stehe für die nächste Stunde bevor, änderte sich das Krankheitsbild. — — —

Nicht nur für seinen Kranken sorgte Pagello, er wachte auch über der Frau, die er insgeheim anbetete, deren Zauber er Stunde für Stunde rettungsloser erlag.

Er überredete sie tagsüber zu einer Gondelfahrt, einem kurzen Spaziergang, allein oder in seiner Gesellschaft.

Er vermochte sie, dann und wann ein paar Stunden Schlaf zu suchen. Er mischte ihr selbst die Beruhigungspulver und bettete sie zart auf den kleinen Divan neben dem Krankenzimmer.

Seine sorgende Güte rührten George tief. Sie hatte von diesem Mann bisher nur genommen, ihm nie das geringste von ihrem Selbst gegeben, und doch war er die Hingebung, die stillschweigende Ehrerbietung, die heimlich zarte Anbetung selbst.

Er fand keinen Fehl noch Tadel an ihr wie Alfred, wie die anderen vor ihm. Er übte niemals Kritik. Sie gefiel ihm ebenso gut im Morgenkleid und Pantoffeln wie in dem hübschen neuen Straßenkostüm, in dem sie bei ihren kleinen

Ausfahrten erschien. Ihr Schweigen war ihm ebenso lieb als ihre Unterhaltung. Ihre Angst, ihre Trauer verstimmten ihn nicht, sie waren ihm heilig wie alles, was sie dachte, tat, empfand. —

Wie war das alles neu und schön! Sanft wie leis rauschende, lebenatmende Wellen legte es sich um ihr Herz, das krank war, nicht nur von der Sorge um Alfreds Leben.

Wohl hatte Venedig ihr viele wundervolle Stunden gebracht, aber auch wieviel Kämpfe, wieviel Kränkungen, wieviel lebenverzehrende Aufregungen! Wie oft hatte sie an Alfred verzweifeln müssen! Wie oft hatte sie geweint über den Abgrund, den ihre gegensätzlichen Naturen, ihre völlig auseinandergehenden Ansichten zwischen ihnen gerissen, und den nichts, nichts überbrücken wollte.

Hier war ein schlichter Mann. Kein Künstler mit raschem Blut und begehrliehen Forderungen an das Leben. Nein, ein einfacher, bürgerlicher Mensch, ihr mit Leib und Seele ergeben. Wie gut tat der Frieden, den sie bei ihm fand, wie erleichterte er ihr das schwere Los, um das Leben des Geliebten zittern zu müssen!

Oft, wenn sie allein an Alfreds Lager saß, ihre kühlende Hand sich um seine fieberheißen Finger, legte, sie in sein bleiches abgezehrttes Antlitz sah, kam es wie brennendes Mitleid über sie. Mitleid mit ihm und sich!

War es ein Glück, daß gerade sie sich gefunden, zwei Künstler, die nach den Gesetzen der Natur vom geraden Weg abweichen müssen, wenn sie ihrer Kunst dienen, ihren Platz an der Sonne behaupten wollen?!

Ach, sie wußte es nicht. Sie wußte nur, sie hatten einander unendlich geliebt, und diese Liebe hatte ihnen beiden unendliche Leiden gebracht. Und zum erstenmal fühlte und

begriff sie auch, daß diese Leiden an ihrem Leben gezehrt hatten. Zum erstenmal machte sie sich mit Bewußtsein klar, daß in ihrer Nähe ein Mann lebte, in dessen schlichte Persönlichkeit, in dessen anspruchslose Hingabe die Macht gelegt war, sie wieder zu sich selbst zurückzuführen.

Tage, die den Anschein einer beginnenden Besserung hatten, kamen.

Sie saß mit Pagello am offenen Fenster ihres Arbeitszimmers, sie blickten in den sanft hereinsinkenden Abend. Sie sprachen von Literatur, von Dichtern, von italienischen Künstlern, von Venedig, seiner Geschichte, seinem Volk.

George bemerkte, daß Pagello zerstreut, nicht recht bei den Dingen war, die ihn sonst ganz gefangen nahmen.

Sie fühlte seinen Blick, der mit trauriger Entsagung auf ihr ruhte.

»Was denken Sie, Doktor?«

Er wurde rot wie ein Schulknabe und fing überhastig an, von tausenderlei Dingen zu sprechen, die mit ihrem Gespräch in keinerlei Zusammenhang standen.

Endlich besann er sich wieder und fragte, ob Frau Sand schon zu einem Entschluß bezüglich des Romans gekommen sei, den sie über das schöne Venedig schreiben wolle.

»Vielleicht,« sagte George, und sah ihn mit halbem Lächeln von der Seite an.

Dann schob sie ihm einen neuen Band Balzac zu, den der Freund ihr gestern geschickt hatte.

»Versuchen Sie ein wenig sich in Balzac hineinzulesen. Ich möchte mir ein paar Notizen machen.«

Sie saß und schrieb aufgestützten Hauptes wohl über eine halbe Stunde lang.

Nachdem sie geendet, bat sie Pagello, nach Alfred zu sehen.

»Glauben Sie, daß die Nacht ruhig werden wird?«

Er faßte den Puls des Schlafenden.

»Ich möchte es mit Bestimmtheit behaupten.«

»Dann gehen Sie nach Haus, bitte.«

Als er ihr die Hand reichte, schob sie ein zusammengelegtes Papier zwischen seine Finger.

»Für Sie,« sagte sie. »Und nun – felice notte, signore.«

Pagello wußte nicht, was er aus dem seltsamen Brief machen sollte, den die angebetete Frau augenscheinlich in seiner Gegenwart niedergeschrieben hatte. Er war des Französischen trotz aller Mühe, die Frau Sand sich mit ihm gab, noch lange nicht so mächtig, um alle Schönheiten und Feinheiten zu verstehen, die er enthalten mochte. Was er begriff, setzte ihn in maßloses Staunen, in eine heiße, stürmende Erregung. George Sand schrieb:

»Ich weiß nicht, ob Du mich wirklich liebst. Ich werde es niemals wissen. Du sprichst kaum ein paar Worte meiner Sprache, und ich kenne die Deine nicht genau genug, um so zarte Fragen an Dich stellen zu können. Vielleicht würdest Du mich auch nicht verstehn, wenn ich Deine Sprache vollkommen beherrschte . . . Wirst Du mich nach allen Leiden, die ich durchgemacht, bevor wir uns begegneten, trösten können? Wirst Du verstehn, weshalb ich traurig bin?

Kennst Du Mitleid, Geduld, Freundschaft? Oder bist auch Du in der Überzeugung aufgezogen worden, daß

die Frau keine Seele hat? Kennst Du die Frauen, welche eine Seele haben? Bist Du weder Christ, noch Muselman, weder Kulturmensch, noch Barbar – bist Du einfach ein Mann? ... Werde ich Deine Gefährtin, oder Deine Sklavin sein? Begehrt Du mich, oder liebst Du mich? Wenn Deine Leidenschaft gesättigt ist, wirst Du mir dankbar sein? ... Ich kenne Dein vergangenes Leben nicht – nicht Deinen Charakter – ich weiß nicht wie die Menschen Dich bewerten. Vielleicht bist Du ein erster, vielleicht ein letzter unter ihnen. Ich liebe Dich, ohne zu wissen, ob ich Dich werde achten können. Ich liebe Dich, weil Du mir gefällst.

Vielleicht werde ich gezwungen sein, Dich bald zu hassen ... Wenigstens kannst Du mich nicht mit eiteln Versprechungen und falschen Schwüren täuschen ... Die Blicke und Liebkosungen, die mir immer gelungen haben, bei Dir bin ich imstande, sie nach meinem Gefallen auszulegen, da Du ihnen keine trügerischen Worte hinzufügen kannst ... Laß uns bleiben, wie wir sind! Erlerne meine Sprache nicht, ich will in der Deinen nicht nach den Worten suchen, die mir nur Zweifel verursachen könnten. Ich will nicht wissen, was Du aus Deinem Leben machst, nicht welche Rolle Du unter den Menschen spielst. Ich würde am liebsten Deinen Namen nicht kennen, so verbirg mir wenigstens Deine Seele, damit ich immer glauben kann, sie sei schön ... «

Pietro Pagello hatte diese Stellen des langen Schreibens wieder und wieder überlesen. War es ein Romankapitel, was sie in seiner Gegenwart entworfen hatte? War es ein Brief, an

ihn gerichtet? Und wenn diese Worte an ihn gerichtet waren, was dann war ihre Bedeutung?

War es möglich, war es zu fassen, daß sie ihn liebte, diese köstliche, wundervolle Frau, nach der nicht nur seine Seele, nach der all seine Sinne verlangten, seine Sinne, die er bisher in einem eisernen Bann gehalten hatte.

Nun, da sie selbst die Fesseln zu lösen schien, mußte er länger schweigen, sich in Wünschen verzehren, an die er bisher nicht zu tasten gewagt?!

Und der bleiche Mann auf dem Krankenlager, von dem sie ihm vor kaum zwei Wochen noch gesagt, daß er das Liebste sei, was sie auf Erden besitze! Liebte sie ihn nicht mehr? Hatte die Krankheit das Band gelockert? War sie vielleicht bald von ihm befreit? Wüschte sie etwa, von ihm befreit zu sein?

Sein Blut kochte. Seine Sinne rasten. Er schlief kaum Viertelstunden diese Nacht.

Den ganzen kommenden Tag hielt er sich mit eisern beherrschtem Willen vom Hotel Danieli fern.

Abends kam ein Bote in seine bescheidene Behausung. Er brachte ein offenes Blatt.

»Kommen Sie sofort. Es geht Herrn von Musset sehr schlecht. Ich befürchte das Schlimmste.«

Er überlegte.

Der Bote drängte. »Die Gondel wartet, Signore.«

George stürzte ihm entgegen in einem losen, weißen Morgenkleid. Weiß wie der lichte Stoff waren ihre Wangen. Wirr hingen die dunklen Locken ihr um die Schläfen.

Pagello sah auf den ersten Blick, die lang erwartete Krise war gekommen, wie der Dieb über Nacht; die Krise, die über Leben oder Tod entscheiden mußte.

»Eis auf den Kopf. Nasse Umschläge um Brust und Rücken.«

Er machte sich sofort selbst an die Ausführung seiner Vorschriften.

Der Kranke war bewußtlos und ohne die geringste Empfindung von dem, was mit ihm geschah.

George stand am Fußende des Bettes. Sie reichte Pagello die nassen Tücher und die Beutel für das Eis.

Mit angstgequälten Blicken sah sie von einem zum anderen. Alfred lag da, wie ein gefällter Krieger.

Aus Pagellos sonst so frischem Gesicht war jede Farbe gewichen. Heiß und unstedet flackerten seine Augen, als sei auch er von einem tückischen Fieber gepackt.

Nachdem geschehen, was für den Augenblick geschehen konnte, ließ Pagello sich ermattet in den Sessel am Kamin fallen, in dem George die Nächte zu verbringen pflegte.

Sie fuhr ihm leicht mit der Hand über die schöne, kräftig gemeißelte Stirn.

»Was ist Ihnen, lieber Freund, wollen Sie mir auch noch krank werden?«

»Ich habe gekämpft,« ächzte er, ihre Hand umklammernd, »gegen das da.«

Er zog ihren Brief aus der Brusttasche und drückte ihn an die Lippen.

»Ist es wahr? – Ist es möglich?«

Sie legte die Finger auf die Lippen und warf einen scheuen Blick auf den Kranken.

Dann setzte sie sich neben ihn. Lange verharrten sie in tiefem Schweigen. Pagello hielt ihre Hand und küßte sie in kurzen Zwischenräumen heiß und heißer.

Sie lehnte sich ein wenig an ihn, als ob sie Halt und Stütze gegen das Schreckliche suchen müsse, das da drüben auf sie lauerte.

Ein Stöhnen schreckte sie auf. Sie eilten an das Bett. Der Kranke warf sich unruhig hin und her und sprach irre Worte.

Sie erneuerten das Eis und die Umschläge. Pagello flößte ihm ein paar Tropfen Medizin ein.

Dann wieder Stille, tiefe Stille. Die Nacht rückte vor.

»Sie sollten ein Glas Wein trinken, etwas zu sich nehmen,« bat George endlich flüsternd.

Sie ließ einen kleinen Tisch mit einem kalten Imbiß, eine Flasche Wein und ein Glas bringen.

Während sie die halbe Nacht bei dem Schein einer einzigen Kerze gegessen, zündete sie jetzt mehr Lichter an.

»Wie schön du bist,« stöhnte er, umfaßte ihre Hüfte und zog sie auf seinen Schoß.

»Laß, laß,« bat sie geängstigt.

»Er hört und sieht uns nicht,« beschwichtigte er, und preßte seinen durstigen Mund auf ihre Lippen.

In dem stillen Mann auf dem Lager dämmerte langsam ein schwaches Bewußtsein auf.

Die zerfetzten sinnlosen Bilder, die durch sein Hirn gezogen, schien ein Licht zu durchzucken. Die tosenden dumpfen Wasser verebten, die schweren Wolken hellten sich.

Er vermochte zu denken, schwach zu denken, und er fragte sich: lebst du noch oder bist du schon tot?

Mit großer Mühe und Anstrengung bewegte er den Kopf. Wahrhaftig, ja, er lebte. Aber sein Körper war wie in Kälte erstarrt, und auf seinem Haupt lastete etwas, das ihn wie

Bleigewichte drückte. Er hob die Augenlider. Er fühlte, er war nicht allein, und doch saßen seine Pfleger nicht wie sonst zu Seiten seines Bettes.

Mit großer Anstrengung hob er seinen Kopf einen Zoll weit vom Kissen.

Sich gegenüber an der Wand sah er, vom Schein der Kerzen hingeworfen, zwei große Schatten: ein Weib, das auf den Knien eines Mannes saß, den Kopf nach hinten gebeugt.

Er suchte den Kopf des Mannes, ohne ihn finden zu können. Plötzlich rückte dieser Kopf in seinen Gesichtskreis. Er näherte sich dem des Weibes und preßte seinen Mund auf den ihren.

Was war das? Was sah er da?

Lange brauchte sein halbbetäubter Geist, um zu fassen, was das Schattenspiel bedeutete.

Dann, als er endlich ganz wach geworden war, ganz begriffen hatte, packte es ihn mit Entsetzen und Grauen.

George und dieser fremde Mann im Angesichte seines möglichen, seines vielleicht nahen Todes!

Er war zu schwach, um sich zu rühren, ohnmächtig, ein Wort zu sagen, ein Zeichen zu machen. Er lag ganz still, wie in einem schweren Bann.

Jetzt hörte er leises Flüstern ganz nahe seinem Lager. Sie hatten den kleinen Tisch, auf dem der kalte Imbiß, die Flasche Wein und das Glas standen, in die Nähe seines Bettes gerückt.

Bitter dachte er: um den Augenblick meines Ablebens mit Sicherheit feststellen zu können.

Sie aßen und einer nach dem anderen trank. Augenscheinlich aus demselben Glase.

Er war zu kraftlos, um den Gedanken weiter verfolgen zu können.

Jetzt trat der Doktor an sein Bett; er schob die Decke beiseite und nahm Arm und Hand in die Höhe, um den Puls zu fühlen.

Er schüttelte den Kopf, und sich wendend sagte er: »Se non é morte, poco manca.«

Dann ließ er den Arm und die Hand, die er ziemlich hochgehalten hatte, auf das Bett zurückfallen.

Alfred hatte ein Gefühl, als ob all seine Nerven und Fibern gewaltsam zerrissen würden.

Er wurde wieder bewußtlos und sank aus der Bewußtlosigkeit in einen sanften Schlaf.

Es mochte gegen Morgen sein, als er durch eine Hand, die die seine berührte, erweckt wurde. Sein Arm wurde bewegt, ohne daß er diesmal eine gewaltsame Erschütterung gespürt hätte.

Die bleierne Last auf seinem Kopf war verschwunden. Er hörte Pagello sagen: »Es geht entschieden besser. Wenn die Besserung bis morgen anhält, ist er gerettet.«

Musset, der bei völlig wachen Sinnen war, konnte sich eines Gefühles boshafter Schadenfreude nicht erwehren.

George bot sich an, ihren Freund die Treppe hinunterzubegleiten. Sie verschwanden hinter der spanischen Wand, die vor der Türe stand, um die Zugluft abzuhalten.

Als sie nach einer langen Weile zurückkam, stellte Alfred sich schlafend. Er hatte während ihrer Abwesenheit ohne erhebliche körperliche Anstrengung festgestellt, daß wirklich nur ein Glas auf dem Tisch stand.

10. KAPITEL

Alfreds Genesung schritt nur sehr langsam vorwärts. Zu tief war seine feine Seele verwundet worden.

Das schreckliche Bild, das sich ihm während der ersten Augenblicke seines Wiedererwachens aus nahendem Todesschlaf offenbart, wollte sich nicht bannen lassen. Immer klarer ward es ihm, daß es keine Vision, sondern furchtbare Wirklichkeit gewesen war.

Es schmerzte ihn nicht nur George' Betrug, nein, auch der Pagellos. Er war dem jungen Mann dankbar und freundlich gesonnen gewesen, der sich mit George so treu in seine Pflege geteilt hatte. Jetzt freilich, da er die Gründe dieser scheinbaren Selbstlosigkeit zu kennen glaubte, erlosch seine Dankbarkeit, und er mied Pagellos Anblick so viel als möglich.

George dagegen ließ er nicht von seiner Seite. Er bewachte eifersüchtig jede ihrer Mienen, ihrer Bewegungen. Sie war arglos fröhlich und liebevoll. Er beobachtete sie in ihrem Verkehr mit dem Doktor. Nichts auffälliges zeigte sich.

Augenscheinlich ahnte sie nicht, daß er das schmachliche Geheimnis ihres Treubruchs kannte.

Endlich trug er die Last nicht mehr. Er wollte die Wahrheit wissen, um jeden Preis. Er wollte George zu einem Geständnis zwingen.

An einem lauen Märznachmittag saß sie – an ihrem Pult und schrieb.

Herrisch rief er sie an seine Seite.

»Was schreibst du da?« fragte er brüsk, ihre Hand mit der Feder festhaltend.

»Das zweite Kapitel von ›Jacques‹.«

»Zeig her.«

Sie sah ihn verwundert an.

»Zeig her. Ich glaube dir nicht. Es kann ebensogut ein Liebesbrief an Pagello sein.«

Sie erschrak einen kurzen Augenblick. Dann sah sie ihn besorgt an.

»Ich glaube, du fieberst wieder, armer Freund.«

Er lachte höhnisch auf.

»Nein, den Gefallen tu ich euch nicht. Noch einmal werde ich euch nicht Gelegenheit zu einem verruchten Liebesspiel geben, wie in jener Nacht, da ihr mich bewußtlos oder tot glaubtet.«

Sie zuckte die Achseln.

»Du kannst nicht verantworten, was du sprichst. Denk an Fontainebleau! Mir scheint, du hast wieder Halluzinationen gehabt, wie an jenem Abend im Walde.«

Sie wollte sich ihm entziehen, aber er ließ sie nicht los. Er fühlte seine Kräfte an dem Widerstand wachsen, den sie ihm entgensetzte.

»Höre mich, George! Ich weiß, daß ich dich in den Armen Pagellos gesehen. Ich verlange nicht, daß du dich rechtfertigst. Ich will keine Entschuldigung, keine Erklärung. Ich will keine Reue, keine Versprechungen. Ich will nichts, als die nackte Wahrheit wissen.«

Als sie hartnäckig schwieg, fuhr er fort:

»Ich werde dir keine Szene machen. – Nicht den Verzweifelten spielen. Noch einmal, ich will nur die reine Wahrheit wissen und dann – gehen!«

Gehen! Es traf sie wie ein Dolchstoß. Sie verlassen? Für immer vielleicht? Gott im Himmel, nein, daran konnte er nicht denken!

Trotzdem der Gedanke sie mit eisigen Krallen packte, bewahrte sie ihre Selbstbeherrschung und schwieg. Es war nicht der Moment für Auseinandersetzungen. Ein einziges unüberlegtes Wort, und sie hatte ihn vielleicht wirklich endgültig verloren.

»Gut, wenn du mir nicht antworten willst, werde ich Paggello fragen. Aber ich verlange, daß jeder Verkehr zwischen euch aufgehoben ist, bis ich den Doktor gesprochen habe.«

»Tu, was du willst,« entgegnete sie mit undurchdringlicher Miene und ging an ihr Schreibpult zurück.

Als Musset in der Nacht aus einem unruhigen Schlaf erwachte, sah er durch die Türritze Licht in George' Zimmer.

Er zog sich leise an, damit sie ihn nicht höre, und öffnete behutsam die Tür.

George saß aufgerichtet im Bett, einen Karton auf den Knien, neben sich auf einem Stuhl Schreibzeug und Licht, die Feder zwischen den Lippen. Bei seinem Eintritt hatte er ein leises Knistern vernommen. Zweifellos, sie hatte, was sie geschrieben, im Bett versteckt.

»Hast du vergessen, was ich von dir verlangt? Trotzdem schreibst du an den Doktor. Vermutlich, um ihn zu warnen, oder seinen Beistand gegen mich zu erbitten!« rief er empört.

»Mach dich nicht lächerlich, Alfred. Ich bitte dich, laß mich zufrieden. Du hast mich heut nachmittag schon einmal gestört. Ich habe endlich die Gedanken wieder beisammen und will arbeiten.«

Er ging in sein Zimmer zurück. Er versuchte zu schlafen. Vielleicht hatte sie ihn diesmal nicht belogen. Vielleicht arbeitete sie wirklich.

Mißtrauen und Kummer ließen ihn nicht zur Ruhe kommen.

Gegen Morgen hörte er, wie George vorsichtig das Seitenfenster ihres Zimmers öffnete, das auf eine schmale Gasse ging, und es bald darauf leise wieder schloß.

Zweifellos hatte sie, seinem Argwohn zu entgehen, den geschriebenen Brief zerrissen, und die Stücke zum Fenster hinausgeworfen.

Es konnte nicht schwer sein, sich davon zu überzeugen. Wenige armselige Fetzen würden genügen, seinen Verdacht zu bestätigen, oder George zu entlasten.

Er zog seinen seidenen Schlafrock an und schlich sich leise die Treppe hinunter aus dem Hause, das seltsamerweise schon geöffnet war.

In der Gasse sah er eine weibliche Gestalt gleichfalls im Morgenrock, ein buntes Kopftuch um das Haar geschlungen, die eifrig gebückt nach etwas zu suchen schien. Es war George.

Alfred ging rasch auf sie zu und packte sie am Arm.

»Willst du noch leugnen? Glaubst du, ich wüßte nicht, was du hier suchst? Die Fetzen deines zerrissenen Liebesbriefes an Pagello. Du hast mit Recht meinen Argwohn gefürchtet.« Er blickte die Gasse hinunter.

»Übrigens hat der Nordost uns beide der Mühe bereits enthoben.«

George' Halsstarrigkeit war nicht beizukommen.

»Ich bleibe dabei, du phantasierst.«

»Das werden wir ja sehen! Ich gebe dir mein Wort, all deinem Leugnen zum Trotz, erfahre ich die Wahrheit doch. Und wenn ich sie erfahren habe, kehre ich nach Paris zurück.«

»Oho! Glaubst du, ich werde dich in dieser Verfassung abreisen lassen, damit du mich mit den Ausgeburten deiner Phantasie in Paris unmöglich machst? Nein, mein Lieber, du wirst nicht reisen.«

»Wer will mich daran hindern? Du vielleicht?«

»Ja, ich! Und wenn es zum äußersten kommen sollte, lasse ich dich unter ärztliche Aufsicht stellen. Denn du bist krank, wieder krank, oder noch krank, du hast den Verstand verloren.«

Er packte sie bei den Händen, aber sie riß sich los. »Ich gehe und hole den Arzt.«

Sie lief davon. Er holte sie ein.

»Gut, so gehen wir zusammen. Ich will doch einmal sehen, ob du den Mut haben wirst, in meiner Gegenwart dem Doktor zu erklären, daß ich den Verstand verloren hätte.«

»Meinetwegen, tu was du willst.«

Sie entwand sich ihm und sprang davon, um vor ihm die Gondel zu erreichen. Im letzten Augenblick gelang es ihm noch, ihr nachzuspringen.

Da beide schwiegen, und keines von ihnen dem Gondelführer eine Richtung angegeben hatte, fuhr er das seltsame Paar nach dem Lido hinaus.

Auf dem ganzen Wege sprach keines von ihnen ein Wort. Beide starrten sie blicklos in die leicht vom Winde bewegte Flut unter ihnen. Als die Gondel anlegte, war George wiederum zuerst am Land.

Ziellos lief sie vor ihm her.

Atemlos, mit großer Anstrengung gelang es ihm, sie auf dem jüdischen Friedhof einzuholen.

Er fand sie gegen eines der Grabmäler gelehnt, bleich, mit geschlossenen Augen.

Tränen drangen unter ihren langen, schwarzen Wimpern hervor, und rannen langsam über ihre weiche, braune Wange. Alfred rührte sich nicht. Reglos stand er wie eines der steinernen Denkmäler.

Scheu griff sie nach seiner Hand; mit ihrer sanften, leisen Stimme sagte sie:

»Ja, Alfred, es ist wie du sagst. Ich habe nicht die Kraft, dich länger zu belügen. Ich habe schwer gefehlt. Ich fühlte mich von dir vernachlässigt. Ich war außer mir, daß du wieder in Schmutz und Schlamm zurückgefallen warst; ich glaubte Pagello zu lieben, – ich war verbrecherisch genug, angesichts deines Todes einen neuen Bund schließen zu wollen.«

Sie brach in fassungslose Tränen aus. Schluchzen erstickte ihre Stimme.

Schweigend blieb Alfred an ihrer Seite. Schweigend legten sie die Fahrt zurück. Das volle Geständnis der Frau ließ den Mann verstummen.

Es war heller Morgen, als sie ans Land stiegen. Venedig war erwacht. Aus den Gondeln, von den Kais, aus den geöffneten Fenstern sah man mitleidig auf den kranken Mann, der sich halb ohnmächtig am Arm seiner Gefährtin hinschleppte.

In einer engen Gasse, nahe dem Hotel, wartete George auf den Doktor. Sein hübsches, frisches, harmloses Gesicht war ernst und traurig.

»Hast du ihn gesprochen, Pagello?«

Der junge Arzt wartete einen Augenblick mit der Antwort, dann stieß er schwerfällig hervor.

»Ja, er hat mit mir gesprochen. Er war sehr feinfühlig und zart. Er ist eine vornehme Natur. Ein Edelmann vom Scheitel bis zur Sohle. Ein Mann, den man nicht betrügen sollte!«

»Er will fort?«

»Sobald seine Kräfte es erlauben, ja.« Der Italiener sah die Frau schwermütig an, die er heimlich angebetet, seit er sie zuerst gesehen, und an deren Liebe er nie recht eigentlich zu glauben gewagt. »Du gehst mit ihm?«

»Ich weiß es nicht, Pietro.«

»Du liebst mich nicht mehr?«

»Ich weiß es nicht, Pietro. – Ich liebe ihn – ich liebe dich. – Ich kann ihn nicht allein gehen lassen – ich kann nicht mit ihm gehen und dich verlassen. Mein Herz und mein Hirn sind krank und zermartert von all dem Schrecklichen, – ich weiß nicht mehr, was ich will, nicht was ich soll.«

»Arme George!«

Er küßte ihre Hand und verschwand in dem finsternen Winkel, den die schmale Gasse an ihrem letzten Ende bildete.

Nach langem Kampf war Alfreds Abreise für die letzte Märzwoche festgesetzt worden. Seine körperliche und seelische Schwäche, George's Versicherungen, daß sie ihn liebe wie zuvor, daß alles nur ein Irrtum, ein böser Wahn gewesen, hatten ihn immer aufs neue festgehalten.

Nur allzu gern hatte er ihren Versicherungen geglaubt, denn er liebte sie trotz allem, liebte sie in verzweifelterm Kummer, in zehrendem Gram.

Dennoch wollte er nichts davon wissen, daß sie ihn nach Paris begleitete. So unerträglich schwer es ihm dünkte, sie

zu verlassen, so fühlte er sich in seiner Hinfälligkeit den Aufregungen einer gemeinsamen Reise, einer gemeinsamen Rückkehr nicht gewachsen.

Nach langem Sträuben siegte ihre Vernunft. In der Tat, es war besser, sie blieb zurück. Wie auch sollte sie vor seiner Mutter und Paul bestehen, denen sie in die Hand geschworen hatte, über seinem Wohl zu wachen wie eine Mutter, eine Schwester, nun, da der Arme in solchem Zustand heimkam? Nachdem der schwere Entschluß endlich gefaßt war, kündigte Musset den Seinen, die vor Sorgen um ihn fast vergangen waren, seine Rückkehr an: »Ich bringe Euch einen kranken Körper, eine zerschlagene Seele, ein blutendes Herz zurück, aber ein Herz, das Euch noch liebt.«

George hatte dem scheidenden Freunde, den kleinen Friseur Antonio, einen artigen und geschickten jungen Menschen, der Musset sympathisch war, zur Begleitung ausgesucht. Er war gebildet genug – falls Alfred nicht dazu imstande sein sollte – ihr Nachricht zu geben, und den Kranken zu unterhalten und zu pflegen.

Der Tag des Abschieds brach an, ein warmer Märztag mit blauer Luft und einem sanften Duft von Veilchen und blühenden Rosen. Über ganz Venedig lag es wie ein goldenes Lachen, nur die Herzen und die Augen der Scheidenden weinten Tränen der Reue, des Grams, der verratenen Liebe.

George hatte Alfred bis Mestre begleitet, von wo er den Weg nach Genua nehmen wollte.

Während der Gondelfahrt in Gegenwart Antonios und des Gondoliers, hatten sie kaum ein Wort gewechselt, obwohl keiner der beiden Venezianer ihre Sprache verstand. Nur ihre Augen hatten gesprochen, schwermütig lange Dialoge.

In Mestre zog Alfred die Geliebte noch einmal, zum letztenmal an die Brust. Er küßte ihre Augen, ihren Mund, ihre schönen Hände, ihr wundervolles Haar.

»Meine George, meine George!« stöhnte er.

Sie war die Gefäßtere von beiden. Er war noch immer ein Kranker, sie mußte ihn stützen und halten.

»Wir sehen uns wieder, mein geliebtes Kind, es kann ja nicht anders sein; bald, bald kehre ich zu dir zurück.«

Mit raschem Entschluß riß sie sich von ihm los.

Tränenverdunkelten Blickes, auf den kleinen Venezianer gestützt, sah er der Geliebten nach, wie sie in die schwarze Gondel zurückstieg, die ihm einem Sarge gleich schien, der sein Liebstes verschlang, um es nie wieder zurückzugeben.

Auf den Wellen der Lagune schaukelt ein müdes, am Leben verzweifeltes Weib.

George kann es nicht fassen, daß Alfred wirklich gegangen, daß sie es ist, die ihn davongetrieben hat. Ihr Kopf ist dumpf, zu schwer zum Denken. Was hilft auch das Grübeln? Es ist nun einmal geschehen! –

Sie weiß, auf den Stufen der Piazzetta wartet jemand auf sie, dem sie Alfred geopfert. Er wird glücklich sein, sie mit offenen Armen empfangen. Sie aber fühlt, sie kann jetzt keinen Glücklichen sehen.

Sie gibt dem Gondolier Befehl, sie in einen der entferntesten Kanäle zu fahren, zu den Stufen eines alten verschlafenen Patrizierpalastes. Dort steigt sie aus und sitzt auf dem kalten Marmor nieder.

Unter ihr, wie ein glattes schwarzes Band, der dunkle Kanal, hinter ihr, schimmernd und leuchtend eines der letzten Wahrzeichen der versunkenen Pracht Venedigs.

Licht und Dunkel, wie sie greller nicht gedacht werden können!

Sie stützt den schönen Kopf in die Hand, sie löst den roten Seidenturban, wirt fallen die dunklen Locken über die gebeugten Schultern hinab. –

Die Marmorstufen hinunter hüpfte ein Kind, ein kleines blondes Mädchen, das sie in Wuchs und Grazie an ihre kleine Solange erinnert. Es trägt einen Korb mit Veilchen in der Hand. Schüchtern bleibt es neben der seltsamen, traurigen Frau stehen.

»Gieb her, mein Kind.« George nimmt den Korb, leert ihn in ihren Schoß, und wirft der Kleinen eine große Münze zurück.

Was hätte sie nicht für diese Veilchen gegeben, für Alfreds Lieblingsblumen! Die Blume, die er ihr als erste von der Festtafel Buloz' gereicht!

Sie drückt das bleiche Gesicht in die kühle duftige Bläue. Veilchen, die auch ihre Lieblingsblumen gewesen von Kindheit an! Die sie für die unvergeßliche Großmutter gepflückt, die sie mit ihren Kindern im Wald und Park von Nohant gesucht, die sie über die Gräber ihrer Lieben hingestreut.

Eine übermächtige Sehnsucht packt sie nach den Kindern, nach Nohant, nach Alfred. Von allen verlassen! Allein in einer fremden Welt! Einsam, sterbenstraurig!

Sie winkt dem Barkenführer. Nun landet er doch an den Stufen der Piazzetta. Pagello lächelt ihr entgegen, eine rote Rose in der Hand.

Er hilft ihr aus der Gondel.

»Mut!« ruft er der Gebrochenen zu.

»Mut!?!« Sie sieht ihn beinahe verächtlich an.

»Mut! Das haben Sie mir auch gesagt, als er in jener Nacht sterbend in meinen Armen lag. Jetzt ist er gerettet, aber ich habe ihn verloren. Ich sehne jene Schreckensnacht zurück, da sein bleicher Kopf an meiner Schulter lag, seine kalten Hände in den meinen ruhten. Damals war er noch bei mir, jetzt trägt ihn jede Stunde weiter von mir fort.«

Sie brach in fassungsloses Schluchzen aus und rief verzweifelt den Namen, der ihr die Welt bedeutete.

Der junge Arzt war bitter enttäuscht.

Er hatte gehofft, mit Mussets Abreise würden sich die Wolken auf George' Stirn klären, sie würde ihm eine frohe, heitere Gefährtin sein.

Seine Liebe würde sie das Lachen wieder lehren. Von allem trat das Gegenteil ein. George war nicht dazu zu bewegen, ihm in das einfache, kleine, billige Quartier zu folgen, das er für sie und sich gemietet hatte.

Sie kam keinem seiner Wünsche entgegen. Sie war ernst, schweigsam bis zur Verschlossenheit, sie hatte nur einen Gedanken: – Nachrichten von Alfred!

Bisher waren nur kurze Notizen von Antonio eingetroffen, die berichteten, daß die Reise befriedigend vor sich gehe und Herr von Musset sich in gutem Zustande befinde.

George beruhigte sich nicht dabei. Wußte sie, ob diese Berichte Antonios auf Wahrheit beruhten? Konnte Alfred sie nicht absichtlich, über einen schweren Rückfall vielleicht, täuschen wollen?

Endlich kam ein Brief aus Genua von seiner eigenen Hand. Er war vom 4. April datiert.

»Mon amie, je t'ai laissée bien lasse, bien épuisée de ces deux mois de chagrins. Tu me l'as dit d'ailleurs,

tu as bien des choses à me dire. Dis-moi surtout que tu es tranquille, que tu seras heureuse. Tu sais que foi très bien supporti la route, Antonio doit t'avoir écrit. Je suis fort, bien portant, presque heureux. Te dirai-je que je n'ai pas souffert, que je n'ai pas pleuri bien des fois dans ces tristes nuits d'auberge? Ce serait me vanter d'être une brute, et tu ne me croirais pas. Je t'aime encore d'amour, George. Dans quatre jours, il y aura trois cents lieues entre nous. Pourquoi ne parlerais-je pas franchement? A cette distance-là, il n'y a plus ni violences ni attaques de nerfs. Je t'aime, je te sais auprès d'un homme que tu aimes, et cependant je suis tranquille. Les larmes coulent abondamment sur mes mains, tandis que je t'écris; mais ce sont les plus douces, les plus chères larmes que j'aie versées. Je suis tranquille. Ce n'est point un enfant épuisé de fatigue qui te parle ainsi. J'atteste te soleil que j'y vois aussi clair dans mon coeur que lui dans son orbite. Je n'ai pas voulu t'écrire avant d'être sûr de moi. Il s'est passé tant de choses dans cette pauvre tête! De quel reve étrange je m'éveille!

Ce matin, je courais les rues de Geneve en regardant les boutiques; un gilet neuf, une belle edition Sun livre anglais, voilà ce qui attirait mon attention.

Je me suis aperçu dans une glace, j'ai reconnu l'enfant d'autrefois. Qu' avais-tu donc fait, ma pauvre amie? C'était là l'homme que tu voulais aimer! Tu avais dix ans de souffrances dans le coeur; tu avais depuis dix ans une soif inextinguible de bonheur, et c'était là le roseau sur lequel tu voulais t'appuyer! Toi, m'aimer! Mon pauvre George, cela m'a fait frémir. Je

t'ai rendu si malheureux! Et quels malheurs plus terribles n'ai-je pas été encore sur le point de te causer! Je le verrai longtemps, mon George, ce visage pâli par les veilles, qui s'est penché dix-huit nuits sur mon chevet! Je te verrai longtemps dans cette chambre funeste, où tant de larmes ont coulé! Pauvre George, pauvre chère enfant! Tu t'étais trompée. Tu t'es crue ma maîtresse, tu n'étais que ma mère. Le ciel nous avait faits l'un pour l'autre; nos intelligences, dans leur sphère élevée, se sont reconnues comme deux oiseaux des montagnes; elles ont volé l'une vers l'autre; mais l'étreinte a été trop forte. C'est un inceste que nous commettons.

Eh bien! mon unique amie, j'ai été presque un bourreau pour toi, du moins dans les derniers temps. Je t'ai fait beaucoup souffrir. Mais, Dieu soit loué, ce que je pouvais faire de pis encore, je ne l'ai pas fait. Oh! mon enfant, tu vis, tu es belle, tu es jeune, tu te promènes sous le plus beau ciel du monde, appuyée sur un homme dont le coeur est digne de toi. Brave jeune homme! Dis lui combien je l'aime, et que je ne puis retenir mes larmes en pensant à lui. Eh bien, je ne t'ai donc pas dérobée à la Providence?

Je n'ai donc pas détourné de toi la main qu'il te fallait pour être heureuse? J'ai fait peut-être, en te quittant, la chose la plus simple du monde, mais je l'ai faite. Mon coeur se dilate malgré mes larmes. J'emporte avec moi deux étranges compagnons: une tristesse et une joie sans fin.

... »Crois-moi, mon George; sois sûre que je vais m'occuper de tes affaires. Que mon amitié ne te soit

jamais importune. Respecte-la, cette amitié plus ardente que l'amour. C'est tout ce qu'il y a de bon en moi. Pense à cela, c'est l'ouvrage de Dieu. Tu es le fil qui me rattache à lui. Pense à la vie qui m'attend.»

Am nächsten Tage ging ihre Antwort an ihn fort.

... J'étais au désespoir. Enfin j'ai refusé ta lettre de Genève. Oh! que je t'en remercie, mon enfant! qu'elle est bonne et qu'elle m'a fait de bien! Est-ce bien vrai que tu n'es pas malade, que tu es fort, que tu ne souffres pas? Ne crois pas, ne crois pas, Alfred, que je puisse être heureuse avec la pensée d'avoir perdu ton cœur. Que j'aie été ta maîtresse ou ta mère, peu importe; que je l'aie inspiré de l'amour ou de l'amitié, que l'aie été heureuse ou malheureuse avec toi, tout cela ne change rien à Tétaï de mon Ame à présent. Je sais que je t'aime, et c'est tout ... Quelle fatalité a changé en poison les remèdes que je t'offrais? Pourquoi, moi qui aurais donné tout mon sang pour te donner une nuit de repos et de calme, suis-je devenue pour toi un tourment, un fleau, un spectre? Quand ces affreux souvenirs m'assiègent (et à quelle heure me laissent-ils en paix?) je deviens presque folé. Je couvre mon oreiller de larmes, j'entends ta voix m'appeler dans le silence de la nuit. Qu'est-ce qui m'appellera à présent? qui est-ce qui aura besoin de mes veilles? à quoi emploierai-je la force que j'ai amassée pour toi, et qui maintenant se tourne contre moi-même! Oh! mon enfant! mon enfant! que j'ai besoin de ta tendresse et de ton pardon! ne parle pas du mien, ne me dis jamais que tu as eu des torts envers moi; qu'en sais-je? Je ne me

souviens plus de rien, sinon que nous avons été bien malheureux et que nous nous sommes quittés; mais je sais, je sens que nous nous aimerons toute la vie avec le coeur; avec t'intelligence, que nous tâcherons, par une affection sainte, de nous guérir mutuellement du mal que nous avons souffert l'un pour l'autre. Nous sommes nes pour nous connaître et pour nous aimer, sois-en sûr. Sans ta jeunesse et la faiblesse que tes larmes m'ont causée un matin, nous serions restes frère et soeur. Nous savions que cela nous convenait, nous nous étions prédit les maux qui nous sont arrivés. Eh bien, qu'importe, après tout? nous avons passé par un rude sentier, mais nous sommes arrivés à la hauteur où nous devons nous reposer ensemble. Nous avons été amants, nous nous connaissons jusqu'au fond de rame, tant mieux. Quelle decouverte avons-nous faite mutuelement qui puisse nous degoûter l'un de l'autre? Tu m'as reproché, dans un jour de fièvre et de delire, de n'avoir jamais su te donner les plaisirs de l'amour. J'en ai pleure alors, et maintenant je suis bien aise qu'il y ait quelque chose de vrai dans ce reproche, je suis bien aise que ces plaisirs aient été plus austères, plus voilés que ceux que tu retrouveras ailleurs. Au moins, tu ne te souviendras pas de moi dans les bras des autres femmes. Mais, quand tu seras seul, quand tu auras besoin de prier et de pleurer, tu penseras à ton George, à ton vrai camarade, à ton infirmière, à ton ami, à quelque chose de mieux que tout cela; car le sentiment qui nous unit est formé de tant de choses qu'il ne peut se comparer à aucun autre. Le monde n'y comprendra

jamais rien. Tant mieux, nous aimerons et nous moquerons de lui.»

11. KAPITEL

In Bangen und Sorgen erwartete Frau von Musset ihren Sohn.

Da er mit förmlichem Grauen davon geschrieben, sein altes Zimmer mit der häßlichen grünen Tapete, an die schon der Gedanke ihn irritierte, wieder beziehen zu sollen, hatte Paul ihm das eigne Zimmer eingeräumt. Es hatte den Blick in den Garten, war behaglich eingerichtet und in feinen hellen Farben tapeziert.

Am 10. April, an einem schönen Tage, der den klimatischen Unterschied zwischen Italien und Frankreich nicht allzusehr fühlbar machte, traf Alfred ein.

Paul holte ihn von derselben Poststation, zu der er die Liebenden vor einem halben Jahre begleitet hatte. Ach, er erinnerte sich nur zur wohl der schlimmen Anzeichen, unter denen die Abreise vor sich gegangen war. Erbittert stieß er mit dem Fuß gegen den vorspringenden Eckstein in der engen Torausfahrt.

»Wärest du brutaler gewesen, hättest du den Postwagen umgeworfen, in dem sie in die Welt hinauszogen, wer weiß, viel Unheil wäre verhütet worden. Alfred, unser Liebstes, unser Stolz, käme nicht als kranker, zerbrochener Mann zurück!«

Paul war auf einen traurigen Anblick vorbereitet gewesen; Alfred wiederzusehen, wie er ihn wiedersah, das hätte er nicht geglaubt.

Er verbarg seine Erschütterung soweit er es vermochte, so lange sie allein mit dem kleinen Venezianer waren. Aber als

er den Bruder bleich, abgezehrt, mit schmerzverzerrtem Gesicht, das schöne Haar gelichtet, in die Arme der weinenden Mutter legte, übermannte auch ihn ein haltloser Schmerz.

Schweigend schlich er sich aus dem Salon.

Trotzdem Alfred sich körperlich unter der Pflege der Mutter zu erholen schien, blieb seine Seele krank.

Er verschloß sich in sein Zimmer und ließ außer dem kleinen Venezianer niemanden zu sich. Antonio mußte ihn bedienen, so gut oder so schlecht er es verstand. Er mußte ihm in seinem venetianischen Jargon vorplaudern, ihm Lieder singen, süße und wehmütige Erinnerungen mit immer neuer Qual in ihm aufleben lassen.

Zur größten Erleichterung Pauls und Frau von Mussets packte den Jungen nach wenigen Wochen ein so heftiges Heimweh, daß Alfred ihn Hals über Kopf nach Venedig zurückschicken mußte.

»Er sieht sie wieder,« dachte er sehnsüchtig, »er atmet dieselbe Luft mit ihr und ich muß endlose Meilen von ihr entfernt ohne sie leben!«

Nur abends verließ er das Zimmer, in dem er tagsüber an George schrieb und mit fiebernder Ungeduld den Kurier aus Venedig erwartete.

Sobald es dunkelte, ging er hinüber in den Salon, um eine Partie Schach mit seiner Mutter zu spielen.

Bisher hatte er noch mit keiner Silbe von Venedig, von seiner Krankheit und ihren Ursachen gesprochen. An einem Abend, als die Blicke seiner Mutter wie mit brennender Bitte an den seinen zu hängen schienen, ermannte er sich und fing von der Lagunenstadt zu sprechen an.

Aber kaum, daß die ersten Worte über seine Lippen gekommen waren, verzerrte sich sein Gesicht, er wurde totbleich und sank in eine tiefe Ohnmacht.

Das einzige, was einen mildernden Einfluß auf seine Schmerzverlorenheit zu üben schien, war die Musik. Alfreds junge Schwester, fast noch ein Kind, war eine ausgezeichnete Klavierkünstlerin.

Eines Tages, als sie das Konzert von Hummel spielte, das Alfred immer so sehr geliebt, tat sich leise die Tür seines Zimmers auf. Er setzte sich still in einen Winkel des Salons, und hörte der Schwester zu.

Allmählich verlor sich seine krankhafte Sucht nach absoluter Einsamkeit. Er öffnete Paul und seinem Freunde Tattet die Tür. Er sprach mit ihnen über »Werthers Leiden« und »Die neue Heloise«, in die er sich ganz versenkt hatte. Er versuchte diesen beiden treuesten Kameraden vorzutäuschen, die Zeit, da er wieder arbeiten würde, sei nicht fern.

Auf seinem Tisch zwischen Büchern und Papieren lag eine kleine Schreibmappe, die George ihm geschenkt und die er in Venedig benutzt hatte. Eines Tages öffnete er sie, mehr mechanisch als bewußt.

Obenauf lag ein Rezept. Alfred reichte es Paul und Tattet über den Tisch hinüber. Es war Doktor Pagello unterzeichnet.

»Ein starkes Narkotikum, lieben Freunde, bitter wie alles, was mir von diesem Mann gekommen ist, bitter wie das Leben, das ich ihm danke.«

Eines Tages verließ er heimlich das Haus. Die kleine Schwester hatte ihn durch den Garten davonschleichen sehen. Paul und Frau von Musset atmeten auf. »Gott sei Dank, er ist dem Leben wiedergegeben.«

Paul hatte die Hoffnung, daß Alfred zu seinem Verleger oder zu Buloz gegangen sei, um über neue Arbeiten mit ihnen zu sprechen.

In einem hatte er nicht geirrt: Alfred war in der Tat in die Redaktion der »Revue des deux mondes« hinaufgestiegen, aber es handelte sich bei diesem Besuch nicht um ihn, sondern um George, in deren Interesse er eine lange Konferenz mit Buloz hatte.

»Und Sie, Herr von Musset? Wie ist's mit ›Lorenzaccio‹ und den ›Confessions d'un enfant du siecle‹?«

Er schüttelte resigniert den Kopf.

»Später, später vielleicht.«

An diesem Abend kam Alfred nicht in den Salon seiner Mutter.

Er schrieb einen langen Brief an George, in dem er ihr Mitteilung über das Resultat seiner Besprechung mit Buloz machte.

Der Brief schloß mit den Worten:

»Ich möchte Dir einen Altar errichten, und wäre es aus meinen Gebeinen.«

Dann nahm er ihre letzten Briefe und las sie wieder und immer wieder, obwohl er jedes ihrer Worte auswendig kannte. Den Kopf grübelnd in die Hand gestützt, starrte er in das gelbe Licht der Lampe.

Durfte er George' Versicherungen über ihre Beziehungen zu Pagello trauen? Hatte sie nicht auch ihm versichert, sie liebe ihn nur mit schwesterlicher, mütterlicher Liebe, und war doch seine Geliebte geworden?

Er kämpfte seinen Argwohn nieder. Er durfte nicht zweifeln, nicht fragen. Er hätte die Wahrheit nicht ertragen, und

belogen wollte er nicht sein. Nur das nicht, nein! Nichts Häßliches durfte jemals wieder zwischen sie kommen.

Ebenso heiß, wie er sie liebte, ebenso angstvoll zitterte er davor, sie ganz zu verlieren, nun da sie ihm nur Freundin, nicht Geliebte mehr war!

Am nächsten Morgen, aufgerieben von Sehnsucht, fährt er nach dem Quai Malaquais. Alles drängt ihn zu der Stätte ihres ersten heißen Glückes.

Der Concierge schließt ihm die Wohnung auf. Die dumpfe Luft lange verschlossener Räume schlägt ihm entgegen.

Er winkt dem Alten, ihn allein zu lassen. In George' Schlafzimmer reißt er das Fenster auf, um nicht zu ersticken. Die warme Mailuft bewegt die Gardinen ihres Bettes wie mit Geisterhand.

Er stürzt sich über die leere Bettstatt und küßt das Kissen, auf dem ihr geliebtes dunkles Haupt ruht.

Er richtet sich auf. Leer und öde der Raum, wie das Zimmer einer Toten. Nur auf dem Nachttisch ein kleiner zerbrochener Spiegel. Er steckt ihn zu sich wie eine köstliche Reliquie. Haben ihre lieben Hände ihn doch berührt, hat das kleine zierliche Glas doch einst ihr schönes dunkles Antlitz aufgefangen! — — —

George hat ihn gebeten, Maurice aufzusuchen, ihm Grüße und Küsse von ihr zu bringen.

Er wirft sich in einen Wagen und hält vor dem wohlbekannten Collège Henri IV, in dem er selbst studiert und als Siebzehnjähriger sein Abitur gemacht hat.

Aber er kann sich nicht entschließen einzutreten.

Er fürchtet sich vor den dunklen Augen des Knaben, die ihn nur allzusehr an die Augen der Geliebten erinnern.

Er kehrt wieder um. Er vergräbt sich aufs neue in sein Zimmer. Er läßt die Gardinen herab, er sperrt das goldne Licht des Tages aus. Er verschließt seine Tür und schreibt bei Kerzenschein:

»O, Du beste, Du geliebteste der Frauen! Wieviel Tränen habe ich vergossen! Welche Tage! Du siehst, ich bin verloren! Was willst Du, daß ich tun soll? Du gießest auf meine Wunden die Tränen einer Freundin, mit dem süßesten und göttlichsten Balsam, der aus Deinem Herzen fließt. Und er fällt wie kochendes Öl auf glühendes Eisen. Ich nehme mir vor, sanft und stark zu sein, wenn ich an Dich schreibe; ich predige mir Vernunft, ich zwingen mich; aber wenn ich die Feder in die Hand nehme und auf das kleine Papier blicke, welches, um Dich zu finden, dieselben dreihundert Meilen zurücklegen muß, die ich zurückgelegt habe, und daß es auf der Welt nur Dich gibt, zu der ich von Dir sprechen kann – dann –! Nicht ein Freund, nicht ein Wesen! Im übrigen, wer würde dessen würdig sein! Inmitten meines Kammers fühle ich, ich trage einen Schatz im Herzen: ich kann ihn niemandem zeigen. Weißt Du, was sich während der Nächte, während der vielen einsamen Tage in diesem kleinen Zimmer ansammelt? Sobald ich Dir schreiben will, drängt sich alles zusammen und will mich ersticken. Du wirst mich beklagen, Du wirst mich nicht verachten. Stelle Dir vor, es sei eine andere, die ich liebe, und daß es eine Krankheit ist, an der ich leide. Gott ist mein Zeuge, daß ich kämpfe. Du sagst mir, daß Du Dich in einem merkwürdigen moralischen Zustand befändest,

zwischen einem Leben, das noch nicht beendet ist, und einem, das noch nicht begonnen hat. Und ich, in welchem Zustand denkst Du, daß ich mich befinde? Man pflegt zu sagen, die Zeit heile alles. Ich war am Tage meiner Ankunft hundertmal stärker wie heut. Alles stürzt über mir zusammen. Wenn ich den Morgen damit zugebracht habe zu weinen, Dein Bild zu küssen, alle Torheiten, die mich durchzittern, an Dein fernes Bild zu richten, nehme ich meinen Hut, ich gehe und komme. Ich sage mir, ich muß in irgendeiner Weise ein Ende machen . . . «

George tröstete sich ebensowenig wie Musset sich zu trösten vermochte. Aber es lag nicht in ihrer Natur, ihrem Kummer blindlings nachzugeben. Mit ihrer zähen Energie riß sie sich zusammen. Sie mußte arbeiten, ihren Verpflichtungen nach kommen, Geld verdienen, wenn sie nicht ernstlich Not leiden wollte. »Jacques« und die »Lettres d'un voyageur« mußten vollendet werden. Pagello sollte beide ins Italienische übersetzen.

Sie hatte Danieli aufgeben müssen und sich mit dem Freunde in seinem bescheidenen kleinen Hause Casa Mezzani, dem Ponte dei Pignoli gegenüber, in dem auch Pagellos Bruder Roberto wohnte, eingerichtet.

Tagsüber, wenn Pietro seiner Praxis nachging, die sich seit seiner Behandlung Mussets ansehnlich vermehrt hatte, arbeitete sie. Zuweilen stand sie auch nach der Abendmahlzeit nicht mehr vom Schreibtisch auf. Pagello ließ sie gewähren. Er hatte es von vornherein aufgegeben, sie seinen Wünschen gefügig zu machen. In seiner blinden Anbetung

war er schon glücklich, daß sie überhaupt in Venedig, daß sie bei ihm geblieben war.

Ab und zu mußte er in eine Trennung willigen. Sie brauchte Ruhe, Einsamkeit, die sie auf kurzen Ausflügen suchte, ohne sie zu finden. Am liebsten wäre George ohne Aufenthalt nach Paris zurückgefahren. Was Antonio ihr von dem Geliebten erzählt, hatte ihre kummervolle Sehnsucht nur vermehrt. Von allen Seiten hörte sie, wie traurig es um Alfred bestellt sei; aber sie hörte auch, daß man mit Ausnahme weniger Freunde, ihr Verhalten Musset gegenüber aufs schärfste verdammt, daß ganz Paris sich auf seine Seite stellte. Sie mußte abwarten, bis die böse Stimmung gegen sie sich gelegt hatte. Auch würde sie Alfred jetzt um keinen Preis dem Schoß seiner Familie wieder entreißen wollen, ihn neuen Aufregungen preisgeben.

Peinigende Selbstquälereien, denen sie sonst gern und geschickt aus dem Wege ging, suchten sie heim. Hatte nicht auch Alfred gefehlt?

Sie schüttelte den Kopf.

Die Erinnerungen an seine Liebe, an alle Güte, an sein edles Herz, seine vornehme Gesinnung übermannten sie. Sie konnte kein »Ja« auf ihre Frage finden.

Die Sophistereien, die sie sonst in allen Lebenslagen nur allzu leicht bei der Hand gehabt, hier wollten sie sich nicht einstellen.

Pagellos Vater benutzte die Zeit ihrer wiederholten Abwesenheit, seinem Sohn heftig ins Gewissen zu reden; er beschwor ihn, seine Beziehungen zu der Sand aufzugeben.

Er stellte ihm vor, daß er sich lächerlich mache, daß er seine Freunde, seine Praxis verlieren würde.

Er predigte vergebens Vernunft, Pagello war verliebter denn je. Wenn er George selbst nicht haben konnte, vertiefte er sich in ihre Schriften.

Er hatte große Fortschritte im Französischen gemacht und genoß ihre wundervolle Schilderung von Venedigs blauen Nächten in den »Lettres d'un voyageur« nicht nur, nein, sie begeisterten ihn sogar zu einer hübschen Serenade in venezianischem Dialekt.

Aber George war nichts weniger als poetisch gestimmt. Weit mehr als an einer Serenade, lag ihr an der Geldsendung Buloz', die sie schon wiederholt reklamiert hatte, und die unbegreiflicherweise immer noch nicht eintreffen wollte. Sie hatte kaum ein paar Lire mehr in der Tasche. Wenn sie in Venedig auch überaus einfach und billig lebte, am Ende mußte auch die simpelste Lebensweise bezahlt werden.

Sie begriff Buloz um so weniger, als sie selbst ihren Verpflichtungen ihm gegenüber aufs gewissenhafteste nachgekommen war. Einen Augenblick dachte sie daran, Musset um Intervention zu bitten; dann verwarf sie den Gedanken sofort wieder. In seiner Güte und Großmut war er imstande, ihr aus seiner eigenen Tasche aufzuhelfen. Das wollte sie um jeden Preis vermieden wissen. So intim ihre Beziehungen gewesen, in Geldsachen hatte sie stets auf reinliche Scheidung gehalten. — — —

In Paris hatte man angefangen, sich von der neuen Beziehung der Sand zu erzählen. Die Fäden zwischen Mussets trauriger Heimkehr ohne die Geliebte und einem neuen Bunde waren leicht geknüpft. Es besserte nichts, daß Musset in seiner vornehmen Art gegen böartige Auslegungen und niedrigen Klatsch zu Felde zog, daß er George verteidigte,

wo immer ihm feindselige Anspielungen über sie entgegen-traten.

Die allgemeine Meinung war gegen sie. So hoch man die geniale Dichterin emporhob, die Frau wurde unerbittlich verdammt. — — —

Gleichzeitig mit ihrem immer wachsenden Ruhm waren die unliebsamen Gerüchte über George' Lebenswandel auch nach Nohant gelangt.

In seiner gutmütigen Bequemlichkeit hatte Dudevant die Dinge jahrelang laufen lassen, wie sie eben laufen wollten. Das Leben, das er führte, war ihm lieb geworden. Er konnte sich seinen Passionen hingeben, ohne die geringste Rücksicht nehmen zu müssen.

Nun, da plötzlich ganz Paris um die Liebschaften seiner Frau wußte und sie aufs gehäßigste glossierte, blieb ihm nichts übrig, als Stellung dagegen zu nehmen.

Seine Freunde, seine Ehre forderten es! Er fragte seinen Advokaten um Rat; der riet dringend zur Scheidung. —

George saß tief in ihre Arbeit vergraben, als der entrüstete Brief Dudevants eintraf, der ihr als Quittung für ihren unmoralischen Lebenswandel die gerichtliche Scheidung ankündigte. Ihr Staunen war maßlos. Sie konnte Casimirs Zorn einfach nicht begreifen. Alle Arrangements waren mit seinem Wissen und Willen getroffen worden. Während der ganzen Monate ihres Aufenthaltes in Venedig hatte er ihr die freundschaftlichsten Briefe geschrieben, ihr Nachricht von den Kindern gegeben, sie immer wieder zu neuen Reisen animiert, »die für ihre Gesundheit wie für ihre Studien gleich vorteilhaft sein würden«.

Sie mußte dem Anstifter dieses Scheidebriefes nachforschen; mußte wissen, wer es gewagt hatte, Anklagen so

schwerer Natur gegen sie zu schleudern, daß Casimir in solchem Ton an sie schrieb, daß er diktatorisch einseitige Anordnungen traf.

Sie mußte nach Paris zurück, um jeden Preis. Alles drängte dazu. Stürmisch sehnte sie sich fort aus der bürgerlich engen Häuslichkeit Pagellos, aus seiner unterwürfigen Liebe, seinen kleinlichen tugendhaften Anschauungen. Sie sehnte sich nach ihrer kleinen Solange, nach Maurice, der lange krank gewesen und sehnsüchtige Briefe aus dem Collège schrieb.

Sie sehnte sich nach Musset, o wie brennend sehnte sie sich nach ihm! Sie sehnte sich aus dem heißen dunstigen Brodem der Lagune fort in den kühlen Schatten von Nohant. Wäre nur das Geld erst dagewesen!

Wenige Stunden nach dem Brief Dudevants brachte Roberto ihr ein zweites Schreiben. Es kam von Buloz. Er teilte ihr mit, daß er bereits vor sechs Wochen einen sehr erheblichen Betrag an sie abgesendet. Das Geld müsse auf der Post liegen geblieben sein.

»Schnell, Roberto, begleiten Sie mich!« Sie stürzte zur Post. Sie präsentierte ihren Paß und den Brief Buloz'. In der Tat fand sich nach einigem Suchen, in einem Postfach verkramt, ihr vor anderthalb Monaten eingetroffenes Honorar.

Am gleichen Abend noch teilte sie Pagello mit, daß sie Ende der Woche dringender Geschäfte halber für einige Zeit nach Paris müsse.

Zuerst erschrak er. Der Gedanke, sie in Paris zu wissen, war ihm unerträglich. Dann erklärte er ohne viel Besinnen, daß er sie begleiten werde.

George war dies galante Anerbieten mehr als fatal. Was sollte sie in Paris mit Pagello anfangen?

Dennoch brachte sie's nicht übers Herz, seine Begleitung schroff abzulehnen. Grade weil ihre Gefühle für Pagello so gut wie erloschen waren, wollte sie ihm diese letzte Freude nicht rauben.

Sie nahmen ihren Weg über Mailand, den Simplon und Martigny nach Genf. Von dort ging es ohne Aufenthalt durch die Dauphine und die Champagne nach Paris.

Je weiter sie sich von Venedig entfernt hatten, je frostiger war George geworden. »Als hätten der Schnee und die Gletscher des Hochgebirges sich ihr erkältend aufs Herz gelegt,« dachte Pagello. Er litt ohne Klage und versuchte tapfer seinen Kummer und seine Enttäuschung zu verbergen.

Der gekränkte Mann hätte so viel Selbstbeherrschung nicht nötig gehabt. George sah und hörte ihn längst nicht mehr. Ihre Sehnsucht, ihre heißen Wünsche waren ihr vorgeeilt Sie waren in Paris und Nohant, bei Musset und ihren Kindern. Daß sie nach Paris fuhr, um den Gründen nachzuforschen, die ihren Gatten zu einer plötzlichen schroffen Haltung vermocht hatten, hatte sie ganz vergessen. —

Auf der Poststation empfing sie Boucoiran.

»Wie geht es Maurice und Solange?« rief sie Jules schon entgegen, kaum daß der Wagen hielt.

»Vortrefflich! Willkommen in Paris!«

Sie drückten einander die Hände. Fremd und verlassen stand der arme Italiener abseits.

Dann nahmen sie einen Wagen und dirigierten ihn nach dem Quai Malaquais, wo die Kinder die Mutter erwarteten.

Pagello wurde einem kleinen Ausläufer anvertraut, der den Fremden auf George' Anordnung nach dem Hotel d'Orleans, Rue des Petits-Augustins, in ein kleines Zimmer in der dritten Etage — 1,50 Fr. pro Tag — begleitete.

12. KAPITEL

Maurice und Solange stürzten der Mutter, die sie durch dreiviertel Jahre nicht gesehen hatten, schon auf der Treppe entgegen.

Da war ein Jauchzen und Jubeln ohne Ende. Das ganze Haus wäre zusammengelaufen, hätte man nicht gewußt: heute kommt die berühmte Sand und wird von ihren Kindern hier erwartet.

George fand Maurice sehr gewachsen, hager mit großen fragenden Augen, Künstleraugen, voll Ernst und Tiefe. Solange war ein kleines Mädchen geblieben, aber sie hatte an Rundheit und Rosigkeit verloren, auch sahen ihr Haar, ihre Hände, ihr Teint, ihre Kleidung nichts weniger als gepflegt aus. George sah ihr Töchterchen kopfschüttelnd an.

»Mir scheint, Julie hat nicht gerade gut für dich gesorgt.«

»So meinte Großmutter auch, Mama. Sie sagte, es sei höchste Zeit, daß du zurückkäms.«

Maurice umschlang seine Mutter mit heißer Zärtlichkeit. »Auch für mich,« flüsterte er, »liebe, liebe Mama.«

Sie fuhr ihm zärtlich mit der Hand über das dichte Haar. »Seit wann bist du bei der Großmama, mignonne?«

»Seit gestern abend, Großmama ist ein bißchen krank.«

George wandte sich bestürzt zu Boucoiran. »Fehlt meiner Mutter etwas?«

»Frau Dupin hat wieder unter ihren Leberbeschwerden zu leiden. Sie hat viel Schmerzen auszustehen.«

»Arme Mama. Ich will sie gleich morgen besuchen. Geben Sie acht, Boucoiran, ich habe das Leberleiden von der Mama geerbt! Viele meiner reizvollen Stimmungen schiebe ich auf eine beginnende Leberkrankheit.«

Boucoiran schüttelte ungläubig den Kopf.

»Du willst morgen zur Großmama? Morgen fangen doch die Ferien an. Morgen wollen wir doch nach Nohant!« rief Maurice stürmisch.

George sah ihren großen Jungen beinahe zaghaft von der Seite an.

Boucoiran schien es, als würde es ihr nicht leicht, Paris gleich wieder zu verlassen. Die Gründe waren nicht schwer zu erraten.

»Wenn es Ihnen recht ist, begleite ich die Kinder morgen nach Nohant, und Sie kommen, sobald Ihre dringendsten Geschäfte hier erledigt sind.«

Sie drückte ihm die Hand. »Ich danke Ihnen, Jules. Sie sind ein guter Junge. Ich werde Ihnen das nicht vergessen.«

Daß in den Augen der Kinder Tränen der Enttäuschung standen, sah sie nicht. — — —

Am nächsten Morgen erhielt Musset die Nachricht, daß George wieder in Paris sei. Von Zweifeln hin und her geworfen, blickte er auf die flüchtig hingeworfenen Zeilen voller Sehnsucht und Reue. Sie schlossen mit dem Bemerk:

»Pagelo hat mich ganz überflüssigerweise hierher begleitet. Du brauchst nichts zu fürchten. Er ist nicht bei mir.«

Frau von Musset war mit ihrer Tochter auf Reisen. Paul hatte Alfred nicht verlassen wollen. Er betrachtete ihn noch immer zumindest als einen Rekonvaleszenten.

Alfred fragte den Bruder um Rat.

Sollte er alte Wunden wieder aufreißen? Sollte er George aufsuchen? George, die nicht allein zurückgekommen war?

Paul wußte, es hätte keinen Zweck gehabt, ihn zurückzuhalten, er wäre nur um so sicherer gegangen. Vielleicht war das Wiedersehen unerläßlich, um ihn endlich von seiner unseligen Leidenschaft für diese Frau zu befreien – vielleicht brachte es neues Unglück über ihn. Bei diesen beiden unberechenbaren Naturen, wer wollte voraussagen was geschah?

»Tu, wozu dein Herz und deine Kavalierspflcht dich treibt. Aber versuche den Kopf oben zu behalten, mein alter Junge.« – –

Es war kein Liebesnest, in dem George Alfred erwartete. Grau, verstaubt, öde blickten die Zimmer, nicht viel anders, als da Musset sie im Mai zuletzt betreten hatte.

Aber sie war darin! Sie!

Mit einem Aufschrei der Erleichterung umfing er sie. »Mein Georgeot! Mein Georgeot! Wie hab ich mich nach dir geseht! Was habe ich um dich gelitten!«

Sie küßte ihn zärtlich auf Mund und Augen.

»Mein armes, armes Kind. Wie blaß und müde du noch immer bist. Aber jetzt bin ich wieder da, jetzt will ich dich pflegen. Jetzt sollst du wieder der alte Alfred werden, mit frohen Augen und blühenden Wangen, und deinem lieben spöttischen Lächeln auf den Lippen.«

Er lächelte, aber es war ein trauriges Lächeln. »Und Paggio?«

Sie legte ihm die Hand auf den Mund.

»Heute nichts von ihm. Ich habe ihn nicht gebeten mich zu begleiten. Trotzdem, ich werde gut gegen ihn sein, wenn er mich nicht mit seiner Eifersucht quält, wenn er sich nicht zwischen uns stellt. Ach, Alfred, wenn du wüßtest, welche Qual diese vier Monate bürgerlicher Existenz mit ihm waren. Ich glaubte ersticken zu müssen.«

»Aber er liebt dich doch. Er hat mir doch versprochen, dich glücklich zu machen. – Und du! –?«

Sie küßte ihm die bange Frage von den Lippen.

»Komm, mein Kind, wir wollen ins Freie. Du mußt viel frische Luft haben. Hier kann man nicht atmen.«

Sie ließ einen Wagen holen. Sie wollte eine Fahrt durch das Bois mit ihm machen. Er riet ihr zartfühlend ab. Sie verstand.

»Also bricht man noch immer den Stab über mich? Denkt noch immer niedrig über Dinge, an die außer uns beiden niemand Kritik zu üben berechtigt ist? O Alfred, wie brutal ist die Welt. Soll ich wirklich verdammt sein, einen schmachvollen Krieg gegen sie zu führen?«

Sie fuhren auf Umwegen zu einem kleinen einfachen Gasthaus an der Seine. In der friedlichen Einsamkeit des stillen Wirtsgartens beruhigte George sich wieder. Zufällig hielt der Wirt einen alten Valpolicella, den Alfred in Venedig mit Vorliebe getrunken hatte. Sie bestellte eine Flasche und ein Poulet, frische Gemüse und Früchte.

Hand in Hand saßen sie und sahen sich in die Augen. Alfred sprach von vergangenem Leid und zukünftigem Glück.

»Weshalb soll es kein Glück mehr für uns geben, George, wenn wir den guten Willen haben, zu vergessen?«

Sie schüttelte den dunklen Kopf.

»Nein, mein Kind, wir sind nicht zum Glück prädestiniert. Wolle Gott uns Freundschaft und Frieden schenken!«

Er aber wollte nichts von Freundschaft und Frieden hören. Die Leidenschaft brannte wieder lichterloh in ihm.

»Sprich nicht von Freundschaft, George. Ich liebe dich mehr als zuvor, seit ich erfahren, wie grenzenlos das Elend ist, ohne dich leben zu müssen.«

Er riß sie an sich und küßte sie heiß.

Sie drängte ihn sacht von sich ab.

Wild fuhr er auf und rief spöttisch: »Ach, ich verstehe, du wagst es nicht, Pagello die Treue zu brechen, wie du sie mir gebrochen hast.«

»Alfred, um Gotteswillen, Alfred.« Sie weinte Tränen der Qual.

Er stürzte vor ihr nieder.

»Verzeih, mein Georgeot, verzeih! Ich bin ein Tier. Ich bin deiner nicht wert, ich weiß es, aber ich liebe dich.«

Sie richtete ihn auf. Er küßte ihr die Tränen von den braunen Wangen.

»Hab mich wieder lieb, sei wieder mein.«

Ein Taumel ergriff sie. Sie fuhren durch Paris, unbekümmert, ob man sie beisammen sah. George' leere Wohnung war ihnen nicht grau und öde mehr.

Der arme Pagello litt bitter in seinem Exil. Wildfremd in Paris, der Sprache noch immer nicht ganz mächtig, irrte er wie ein Verlorener umher. Es waren nur ganz bestimmte Stunden, an denen er George aufsuchen durfte, und auch diese wurden oft genug verkürzt oder abgesagt.

Trotz allem war sie voll Güte und Fürsorge für ihn. Als sie sah, wie einsam er sich fühlte, veranlaßte sie Boucoiran und Paul Tattet, sich Pagellos anzunehmen.

Tattet verschaffte ihm die Erlaubnis, die großen Hospitäler in Paris aufzusuchen und die Gelegenheit, Huet, Lisfranc, Amussat, Paris' bedeutendste Ärzte, kennen zu lernen.

Boucoiran zeigte ihm die Sammlungen und führte ihn zu verschiedenen Zeitungsverlegern, die Pagello von Interesse

waren. Vor allem lag ihm daran, Buloz kennen zu lernen, von dem Frau Sand in Venedig unausgesetzt gesprochen hatte.

Die Gelegenheit dazu gab sich leicht. Boucoiran hatte Buloz den letzten Teil des Manuskriptes von »Jacques« zu überbringen. Er schlug Pagello vor, ihn zur »Revue des deux mondes« zu begleiten. Mit Freuden sagte er zu.

»Ist sie endlich zurück?« fragte Buloz aufgeregt.

»Seit wenigen Tagen.«

»Dieses Teufelsweib wird mich noch verrückt machen. Seit vier Wochen warte ich auf den letzten Teil von Jacques'. Kein Wunder, daß sie mich vergessen hat. Sie soll ja in Venedig wieder etwas mit einem italienischen Grafen gehabt haben.«

Pagello wandte sich ab und wurde rot. Krampfhaft starrte er die Stiche an den Wänden an. Boucoiran hatte Buloz lachend ein paar Worte ins Ohr gesagt. Der Verleger, der den hübschen Italiener mit dem etwas leeren Gesicht bisher kaum angesehen hatte, nahm sein Lorgnon und betrachtete ihn aufmerksam. Dann sagte er ihm ein paar Liebenswürdigkeiten und händigte ihm verbindlich eine Preßkarte ein, auf die Pagello sämtliche Theater und Vergnügungen von Paris besuchen konnte.

Eines Tages, als Pagello zu George kam, fand er sie in Schmerz und Verzweiflung aufgelöst.

»Musset will fort – für immer!« schluchzte sie. »O, mein Gott, vielleicht hat er recht. Trotz aller Liebe, welche Qualen haben wir uns in diesen armseligen zwei Wochen wieder auferlegt! Warum war ich schwach gegen deine Liebe, Pietro! Warum habe ich ihm nicht Treue gehalten! Warum hab' ich mich an euch beiden versündigen müssen! Gott ist mein

Zeuge, ich habe es nicht schlimm gemeint! Ich habe euch beide lieb. Ich wollte keinen von euch unglücklich machen!«

Pagello stand wortlos, tief betroffen. Was sollte er ihr sagen? Er hatte längst resigniert. Er wußte, von ihm konnte ihr kein Trost mehr kommen!

George zog ihn neben sich nieder.

»Höre, was er schreibt! Auch deiner gedenkt er.«

Sie las ein paar Sätze aus dem Brief, den sie in bebenden Händen hielt:

»... ich reise noch heut für immer. Ich bitte Dich um eine letzte Stunde, um einen letzten Kuß! Wenn Du den Schmerz des Abschiedes fürchtest, wenn meine Bitte Pietro nicht gelegen ist, zögere nicht, sie mir abzuschlagen. Es wird mich schwer treffen, aber ich werde nicht klagen. Doch wenn Du Mut hast, empfang mich allein, bei Dir oder anderswo, wo Du willst ... Laß uns weder von der Vergangenheit, noch von der Gegenwart, noch von der Zukunft sprechen. Es ist kein Abschied zwischen Herrn und Frau So und So. Es geht um zwei Seelen, die gelitten haben, zwei geistige Wesen, die leiden, um zwei verwundete Adler, die sich im Äther begegnen und die einen Schmerzensschrei austauschen, ehe sie sich auf ewig trennen!

Gönne mir eine letzte keusche Umarmung, keusch wie die himmlische Liebe, tief wie der menschliche Schmerz. O meine Verlobte! Drücke mir sanft die Dornenkrone auf die Stirn und dann Lebewohl! Es wird die letzte Erinnerung Deines Alters an ein Kind sein, das nicht mehr ist.«

George erwartete Musset in ihrer Wohnung. Er kam fest entschlossen, Abschied zu nehmen.

Berge und Meer wollte er zwischen sie legen, er wollte nach Deutschland, nach Baden-Baden, zu seiner Mutter und der kleinen Schwester. Er wollte endlich ganz genesen.

Aber kaum, daß sie beisammen waren, übermannte ihn die alte Schwäche. Nein, er konnte nicht fort. Die Trennung war unerträglicher noch als die Leiden an ihrer Seite. Sie selbst redete ihm zu, zu gehen. Das Leben zwischen beiden Männern riß an ihrem Körper, ihrer Seele. Zudem, hatte sich nicht die Welt zwischen sie und Alfred gestellt, die Welt, die ihr die Verachtung offen ins Gesicht schrie, sie mit Geißelhieben züchtigte! Sie fühlte sich am Ende ihrer Kraft. »Geh, mein Liebling, geh!« bat sie unter Tränen.

Alfred schwankte nach Haus. Paul fing einen halb Ohnmächtigen in seinen Armen auf.

»Sie will, daß ich gehe,« ächzte er, »aber ich kann nicht!«

Dem Zureden des Bruders und Alfred Tattets, den sehnächtigen Briefen seiner Mutter gab er endlich nach, und reiste nach Baden-Baden ab.

Vier Tage später traf George in Nohant bei ihren Kindern ein. Auch Dudevant erwartete sie gegen jede Abrede.

Reisefertig trat er ihr unter dem Haustor entgegen.

Sie maß ihn mit hochmütigen und erstaunten Blicken.

Nach dem Brief, den sie ihm aus Paris als Antwort auf den seinen nach Venedig geschrieben, hatte sie alles andere eher erwartet, als ihn in Nohant zu sehen.

»Du hast recht, dich zu wundern, Aurore. Aber ich wollte keine langen Korrespondenzen. Ich bin der Feder nicht mächtig wie du. Ich würde ohne weiteres den kürzeren ziehen. Wie du siehst, bin ich bereits reisefertig, ich werde dich

also nicht länger als ein paar Minuten inkommodieren. Ich wollte dir nur nachdrücklich wiederholen, was ich dir geschrieben: ich bestehe darauf, daß die Scheidung vollzogen wird. Mein Advokat ist bereits an der Arbeit. Deine vielen Freunde werden nicht anstehen, dir einen vortrefflichen Verteidiger zu besorgen.«

Damit zog er seinen Hut und ging so eilig zu Hippolyte hinüber, mit dem er einen mehrwöchentlichen Jagdausflug verabredet hatte, daß George kaum Zeit fand, ihm ein gleichgiltiges »Tu, was du willst« nachzurufen.

Was war ihr die Scheidung von Dudevant in diesem Augenblick! Ein Nichts, ein leerer Wortschwall.

Ihre Seele war so zerrissen, so verzweifelt, daß neben dieser Verzweiflung nichts mehr Sinn und Raum hatte.

Zum erstenmal war ihr Nohant nichts, ihre Kinder weniger als nichts. Sie überließ Maurice sich selbst und Solange Julie, obwohl es nur allzu klar am Tage lag, wie schlechten Händen die Kleine unwissentlich anvertraut gewesen war. –

George hatte sich oben in ihrem kleinen Zimmer eingeschlossen. Rastlos, wie ein eingefangenes Edewild, lief sie verzweifelt grübelnd zwischen den vier engen Mauern hin und her. In immer gleichem Kreislauf bewegten sich ihre Gedanken:

Ich habe Alfred fortgetrieben. Da er gegangen, liebt er mich nicht mehr. Pagello, diesen einfachen, ehrlichen Menschen, der mir gedient hat, wie ein treuer Hund, habe ich verlassen.

Die Welt, wer weiß, vielleicht auch ein Teil derer, die sich meine Freunde heißen, verachtet mich – was soll ich noch

hier? Ich muß ein Ende machen! Gott, der meine arme Seele besser als die Menschen kennt, wird mich in Gnaden aufnehmen!

In fliegenden Worten teilte sie Boucoiran ihren Entschluß mit, aus dem Leben zu scheiden, und bat ihn, zu kommen, um ihre letzten Wünsche entgegenzunehmen.

Aber während George' Selbstmordgedanken sich zu einer förmlichen Manie auswuchsen, wartete sie mit fieberhafter Ungeduld auf ein Lebenszeichen Alfreds.

Endlich kam ein Brief aus den ersten Septembertagen, von Baden datiert. Ein Brief so wilder, glühender Leidenschaft voll, daß er George das Blut in den Adern stocken machte.

Durch lange, lange Seiten sprach Alfred ihr nur von seiner Liebe, von seiner heißen verzweifelten Leidenschaft. Den Schluß bildete die flehentliche Bitte um einen Brief.

»... Ich werde mich nicht vom Fleck rühren, bis ich nicht einen Brief von Dir erhalte, in dem Du mir nur von Deiner Liebe schreibst. Und sage mir, daß Du mir Deine Lippen, Deine Zähne, Dein Haar, Dein Antlitz, das ich besessen, Dein alles gibst. Und daß Du mich küßt! Du mich! O mein Gott, mein Gott! Wenn ich daran denke, schnürt sich mir die Kehle zusammen, mein Blick verwirrt sich, meine Knie wanken. Ach, wenn es furchtbar ist zu sterben, furchtbarer noch ist es, so zu lieben! Welchen Durst, mein George, welchen Durst habe ich nach Dir! Ich beschwöre Dich, schreibe mir diesen Brief. Ich sterbe. Lebewohl! Schreibe nach Baden (Großherzogtum) bei Straßburg, poste restante. O mein Leben, mein Leben, ich drücke Dich

*an mein Herz, meine George, meine schöne Geliebte,
meine erste, meine letzte Liebe!«*

Als Boucoiran nach Nohant kam, war von Selbstmord nicht mehr die Rede. Das Geständnis der heißen, unwandelbaren Liebe Mussets hatte George dem Leben und der Vernunft zurückgegeben.

Sie antwortete ihm im Ton ruhiger Freundschaft. Nun, da sie den Beweis seiner glühenden Leidenschaft in Händen hielt, war es ihr ein leichtes, sich verständig, ja beinahe kühl zu geben.

Pagello hatte ein paar Tage in Nohant verbracht. Dann kehrte er mit dem beschämenden Gefühl nach Paris zurück, dieser Frau, die einen Geliebten wie Musset um seinetwillen verraten hatte, nur noch ein unbequemer Gast zu sein.

In Paris nahm er seine Studien in den Hospitälern, die Vorlesungen bei Huet, Amussat und Lisfranc wieder auf und gedachte sie fortzusetzen, bis die Sand Ende Oktober Nohant wieder mit dem Quai Malaquais vertauschen würde. Das war der Zeitpunkt, den er für seine Rückkehr nach Venedig festgesetzt hatte.

So endlos sich dem Einsamen die Stunden dehnten, endlich kam die Abschiedsstunde doch!

George saß am Kamin, Boucoiran stand hinter ihr, als Pagello zum letzten Mal bei der Geliebten eintrat. Schweigend, abgewendeten Hauptes reichte er der Frau, die er noch immer anbetete, die Hand. Auch sie blieb schweigsam, wie erstarrt, aber sie sah ihn an mit ihren großen sanften Augen. Endlich wandte auch er den Blick ihr zu.

»Sie wollen gehen, mein Freund? Ich kann Sie nicht halten. Aber glauben Sie mir, es tut mir weh, Sie zu verlieren.«

Er neigte sich auf ihre Hand und küßte sie. Zu sprechen war er nicht imstande.

Trotz ihrer gütigen Worte und ihres sanften traurigen Blickes empfand Pagello mit unbeirrbarer Klarheit, daß George froh sei, den unbequemen, langweiligen Italiener los zu werden. Und er beugte sich diesem Gefühl, in still beherrschter Ergebung.

Vielleicht wäre er andern Sinnes geworden, hätte er hören können, wie warm und herzlich George zu Boucoiran über ihn sprach.

»Er ist ein einfacher, ehrlicher Mensch, bei dem ich geglaubt habe, meinen Frieden zu finden. Ich werde nie aufhören, ihn lieb zu haben.«

Boucoiran schüttelte den Kopf.

»Welch eine seltsame Frau Sie sind! Und Welch eine seltsame unglückselige Abneigung Sie haben, einen Menschen für den anderen zu opfern!«

»Wollen Sie mir diese Gutmütigkeit als Unrecht vorwerfen?«

Boucoiran schüttelte den Kopf.

»Nein, aber es ist ein Gewicht mehr an der Beschwerung des Lebens.«

»Wohl möglich. Übrigens haben Sie ja selbst Pagello lieb gewonnen und Mitleid mit ihm gehabt. Sie und Tattet!« Ein feines Rot der Freude färbte ihr blasses Gesicht. »Noch gestern sprach ich mit Musset darüber.«

»Herr von Musset ist hier?« fragte Boucoiran unliebsam überrascht. Wußte er doch, Mussets Rückkehr bedeutete eine neue Liebesphase für die Frau, der er so von Herzen den endlichen Frieden gönnte!

»Seit vorgestern. O, ich bin sehr glücklich, mein lieber Freund!« — —

War es wirklich das Glück, das ihnen zurückgekehrt war? Sie glaubten es beide. Ihre Phantasie, ihre aufgeregten Sinne, zauberten es ihnen vor.

Aber immer wieder trat die Vergangenheit zwischen sie und zerstörte, was nur künstlich wieder aufgerichtet war. Die alten Leiden packten sie an.

Die Eifersucht, die gegenseitige Überwachung, das unheilvolle Mißtrauen, das am Ende das Grab jeder Liebe wird.

Sobald sie im Zorn voneinander gegangen waren, fiel Musset in sein wildes, ungezügelttes Leben zurück. Er trank und spielte, er durchtollte die Nächte mit gramzerrissenem Herzen. Wenn er dann zu George zurückkam, ihre Verzeihung zu erleben, redete sie nicht wie einst mit kalten nüchternen Worten auf ihn ein. Sie vergab ihm, was er an ihr und sich gesündigt, in dem immer stärker erwachenden reuevollen Bewußtsein dessen, was sie ihm in Venedig angetan hatte — —

Paul Musset und Tattet, denen Alfreds verzweifelte Briefe aus Baden das Herz zerrissen hatten, redeten ihm gegen ihre Überzeugung zu, das Band mit George Sand neu zu knüpfen. Sainte Beuve, der Vertraute George', bat Musset, die Frau nicht zu verlassen, die trotz allem nur ihn geliebt hatte. Gustave Planche, der endlich seine Zeit gekommen glaubte, brach einen Streit mit Musset vom Zaun, der nicht unweit vom Duell sein Ende nahm.

Boucoiran verhielt sich passiv. So sehr er eine endgültige Trennung herbeiwünschte, wußte er, er war ganz ohne Einfluß auf Frau Sands Entschlüsse.

In den Klubs und Cafés, beim Billard, Schach und Domino, in den Theaterfoyers, in den Salons und auf den Jours wurden, nicht eben zum Vorteil der Frau, die Fragen öffentlich diskutiert: Würde diese merkwürdige Versöhnung andauern? Hatten diese beiden exaltierten Menschen sich nur zu einem Epilog zusammengefunden, oder wollte Musset eine neue Probe auf die Treue seiner Geliebten wagen? – –

Um die Mitte November reiste George plötzlich nach Nohant ab. Musset ging nach Bourgogne zu seinem Onkel.

Todmüde von unablässigen Kämpfen, in der Angst, sich an den Wunden, die sie einander schlugen, zu verbluten, sich im Zorn ganz zu verlieren, fühlten sie beide, eine Trennung war notwendig geworden. –

Die ersten Tage in Nohant rührten mit sanften Fingern an ihr gefoltertes Herz. Dann sank die Einsamkeit wie ein atemberaubender Alp auf sie nieder.

Alfred dagegen war ruhig und gekräftigt nach Paris zurückgekehrt. Er hatte es nach hartem Kampf gegen sich selbst mit der Arbeit versucht, sie schien zu gelingen.

Wie Boucoiran schrieb, saß Musset lange Abende, oft bis tief in die Nacht hinein in seinem Zimmer, das kerzenhell wie zu einem Fest erleuchtet war.

»Les confessions«, »Lorenzaccio«, »On ne badine pas avec l'amour« sollten endlich vollendet werden. Vorbei war es mit dem Frieden von Nohant. Von heißer Leidenschaft getrieben fuhr George nach Paris zurück. Sie zählte die Stunden bis zum Wiedersehen. Ihr oft so träges Blut raste. So wie jetzt

glaubte sie Alfred nie geliebt zu haben. O, welch ein Glück, wieder beieinander zu sein.

Gleich nach ihrer Ankunft hatte sie die Fenster weit aufgerissen. Vornübergebeugt wartete sie darauf, ihn kommen zu sehen.

Sie wartete, wartete lange Stunden. Endlich schlug die Klingel an – ein Bote – ein Brief. – Er kommt nicht – er will sie nicht sehen – er will die schwer erkämpfte Ruhe nicht aufs neue gefährden.

Ist dies Wahrheit oder ein gräßliches Trugbild ihrer Phantasie? Alfred weigert sich zu kommen? Zu ihr zu kommen? Wie wilde Tiere fallen die Schmerzen, die Verzweiflung über sie her, packen sie an mit wütend zerfetzenden Pranken.

Wollte Gott unerbittlich Gerechtigkeit üben? Sollten die Tränen, die sie jetzt vergießt, eine Vergeltung für die Tränen sein, die sie in Venedig fließen machte?

Sie fleht Alfred an zu kommen – er hört sie nicht. Zu stolz zum Betteln, versucht sie ihre Tage auszufüllen. Nur nicht denken, nur nicht fühlen!

Sie geht zu Delacroix, ihrem alten Freunde, ihm zu ihrem Porträt für die Revue zu sitzen. Sie bringt ihm Zeichnungen von Alfred und holt des Meisters Rat und Urteil darüber ein. Welch traurig-süßes Glück, von ihm zu sprechen!

In den Nächten, in denen sie keinen Schlaf finden kann, klagt sie ihre Qualen ihrem »journal intime«.

O, diese Einsamkeit, diese furchtbare Einsamkeit! Noch hat sie sich niemandem anvertraut. Endlich hält sie sich nicht mehr. In einer der langen Sitzungen verrät sie Delacroix ihren verzweifelten Kummer.

»Lassen Sie sich gehen, meine Liebe, das ist der beste Rat, den ich Ihnen geben kann. Ich spiele in ähnlichen Fällen

niemals den Stolzen; ich bin kein geborner Römer. Ich gebe mich meiner Verzweiflung hin. Sie quält mich, sie höhnt mich, sie prügelt mich, sie tötet mich. Wenn sie genug hat, wird sie müde und läßt mich in Ruhe.«

In dieser Nacht schrieb George zum erstenmal wieder an Alfred, einen Brief voll wilder Verzweiflung. Sie schwur ihm, wenn er diesmal ihren Bitten nicht nachgäbe, etwas zu tun, was ihm bitter leid sein würde. Sie würde ihr Haar abschneiden, das er so über alles geliebt!

Musset überfällt ein eisiger Schreck. Er kämpft schwer. Die Angst foltert ihn, daß die Liebe aufs neue über ihn kommen könne, die Angst und der glühende Wunsch zugleich.

Am Ende siegte der Wunsch. Aber das Zusammensein verlieh kühl. Es enttäuschte beide. Über das, was Venedig zwischen sie gebracht, kamen sie nur fort, wenn sie einander mit glühender Leidenschaft ersehnten.

George schrieb ein zweites-, ein drittesmal: Sollte dies frostige Begegnen das Ende ihres langen Sehnsens gewesen sein? Alfred antwortete nicht. Er war nun doch entschlossen, sich freizumachen, den Kampf nicht wieder aufzunehmen. Als er eines Abends nach Hause kam, fand er ein verschnürtes und versiegeltes Paket.

Eine schmerzliche Ahnung ließ ihn zögern, das Siegel zu brechen. Mit zitternden Fingern löste er endlich die Schnur. George' wundervolles Haar, das er so oft und heiß geküßt, in das er sein Antlitz so oft zärtlich vergraben, fällt ihm entgegen. Sie hatte ihren Schwur gehalten.

Ein Brief lag dem Paket bei.

»Ich habe eine fixe Idee: ich will Deine Freundschaft, ich will Deine Achtung wiederhaben. Das ist das einzige, was mich noch aufrecht erhält. Deswegen kann ich mich auch nicht entschließen, von Dir fortzugehn. Bin ich Dir fern, was wirst Du dann von mir überhaupt noch erfahren? Du wirst vermuten, daß ich irgendwelchen neuen törichten Streich begehe. Soll ich mich einsperren? Das würde in Deinen Augen nichts anderes sein, als eine neue romanhafte Schrulle. Ich will Dir den Beweis erbringen, daß ich lieben, leiden und dulden kann! Während ich dies schreibe, es ist elf Uhr Vormittags, schläfst Du vermutlich noch! Ich nehme an, Du hast wieder einmal die Nacht zum Tage gemacht. Alfred, ich will Deine Freundschaft! . . . Du wirst mich jetzt nicht schön finden, mit abgeschnittenem Haar; mit tiefen Ringen unter den Augen und eingefallenen Wangen; Du aber verkehrst mit schönen weißen, blonden, geschmückten, rosigen Frauen! Und alles das soll ich ertragen – um nichts! Ich bin dreißig Jahre alt, und ich bin noch schön, oder würde es wenigstens in acht Tagen wieder sein, wenn ich aufhören könnte zu weinen.«

Mein Gott, was sollte er tun? Auch Paul wußte keinen Rat. »Sie wird sich töten, wenn ich ihren Bitten nicht nachgebe!«

Von Angst gefoltert, lief Alfred tagsüber verzweifelt im Zimmer umher!

Wieder war es vorbei mit der Arbeit. Kaum, daß es dunkelte, stürzte er fort. An den Spieltisch, zu den Weibern, zum Champagner, sich zu betäuben.

In der dritten Nacht, es ging schon gegen Morgen, wurde Paul aus dem Schlaf geweckt.

Der Diener kam und meldete, eine Dame wünsche ihn zu sprechen, da Herr Alfred nicht zugegen sei. Paul wußte sofort, wer im Salon auf ihn wartete. In einen schwarzen Mantel gehüllt, die Kapuze über den Kopf gezogen, fand er George Sand gegen den erloschenen Kamin gelehnt.

Sie umklammerte seine Hände mit ihren eiskalten.

»Ich muß Alfred sprechen, ich muß ihn noch einmal sprechen! Ich beschwöre Sie, verhelfen Sie mir dazu. Ist er wirklich nicht zu Hause, so führen Sie mich in sein Zimmer. Gestatten Sie mir, auf ihn zu warten. Sie sind ein Edelmann. Erbarmen Sie sich einer verzweifelten Frau.«

Paul gewann es nicht über sich, ihrer rührenden Bitte, ihren flehenden Augen zu widerstehen.

Endlich, nach zwei Stunden, kam Alfred in bester Laune zurück. Er hatte gespielt und gewonnen, im übrigen hatte der Champagner seine Schuldigkeit getan.

Dem feinfühligem Paul griff der krasse Gegensatz zwischen diesen beiden Menschen ans Herz. Die gebrochene, verzweifelte, in mehr als schlichtes Schwarz gekleidete, geisterbleiche Frau, der elegante junge Mann im bronzegrünen, goldknöpfigen Frack und braunseidener Weste; schimmernde Onyxknöpfe im feingefalteten Batisthemd, die Zigarette zwischen den Lippen. Paul entfernte sich unauffällig.

Plötzlich vernahm er heftige Stimmen, lautes Weinen, einen der maßlosen Zornausbrüche Alfreds. Durch den Salon, an ihm vorüber, stürzte die Sand in wilder Verzweiflung.

In seinem Zimmer fand er Alfred bleich mit gesenkter Stirn.

»Um Gott, was war geschehen?« Alfred wußte selbst nicht, wie der Streit entstanden war. Aus ihrem ersten Kuß war er emporgewachsen, einem Gorgonenhaupt gleich.

»Ich muß ihr nach,« rief er außer sich. »Sie wird sich ein Leids antun. O mein Gott, wenn es schon zu spät wäre!«

Er lief, wie gejagt, barhaupt in die Nacht hinaus. Paul folgte ihm bis an die Haustür. Im fahlen Morgendämmer sah er Alfred davonstürzen.

Er verschloß die Wohnungstür. Er ging in dem großen Treppenflur auf und ab, der sich jenseits der Treppe teilte. Dort aus dem Dunkel tönte plötzlich ein jämmerliches Wimmern. Er nahm eine Kerze von der Treppe und leuchtete in den finsternen Winkel.

Gegen die Wand gedrückt, starr leblos fast, stand George Sand.

Er führte sie sanft in die Wohnung zurück und bettete sie auf dem Divan in Alfreds Arbeitszimmer.

Ihre Zähne schlugen gegeneinander. Sie sprach wie im Fieber. Paul gab ihr ein Beruhigungspulver, legte eine seidene Decke über sie und überließ sie dann sich selbst.

Nach zwei Stunden kam Alfred zurück. »Ich habe sie nicht gefunden. Sie ist tot. Ich bin ihr Mörder,« schrie er verzweifelt, ohne Paul zu Worte kommen zu lassen.

Paul nahm den Bruder bei der Hand und führte ihn in sein Zimmer. George lag schlafend auf dem Divan. Überwältigt sank Alfred zu ihren Füßen und zog sie, glühende Liebesworte stammelnd, in seine Arme.

Kopfschüttelnd verließ Paul das Gemach. —

Kurze Wochen währte der letzte Liebestraum. Dann rissen neue Stürme an ihren Seelen. Sie gingen voneinander in Zorn und Schmerz. Sie kamen wieder zusammen in Reue

und Liebe. Sie schiefen nachts Herz an Herz und schrieben sich tagsüber lange Briefe, in denen sie einander vorwarfen, daß keiner das Maß der Liebe, die Tiefe des Grammes des anderen zu ermessen vermöge. Sie wollten füreinander sterben, sie wollten miteinander leben und konnten beides nicht.

Musset wollte der Versuchung, seine Liebe mit dem Leben zu bezahlen, noch einmal entrinnen. Er kam nicht bis zum Entschluß.

Diesmal war George die Stärkere. Sie fand den Mut, ein Ende zu machen. Ihre Kräfte sind erschöpft, sie fühlt, es ist höchste Zeit, sich wiederzufinden. Ihre Arbeit, ihre Kinder fordern sie gebieterisch zurück.

»Nein, nein, es ist genug. Armer Unglücklicher, ich habe Dich geliebt wie einen Sohn mit der Liebe einer Mutter. Die Wunde blutet noch. Ich beklage Dich, ich verzeihe Dir alles, aber wir müssen uns trennen, ich fühle, ich werde sonst schlecht . . . Je weniger Du das Recht hast, eifersüchtig zu sein, je mehr bist Du es. Es ist wie eine Strafe Gottes, die auf Deinem armen Haupt liegt. Ich muß an meine Kinder denken, an meine Kinder! Lebewohl! Lebewohl! Armer Unglücklicher! Meine Kinder! Meine Kinder!«

So befreite nach einer endlosen Kette seliger Freuden, unsäglicher Leiden am Ende die Mutter die Liebende.

13. KAPITEL

In einem der modernen, reich dekorierten Boulevardscafés saßen zwei Herren in lebhaftem Gespräch. Unberührt lagen die Dominosteine vor ihnen auf dem Marmortisch.

Jetzt beugte sich der ältere von beiden zu Alfred Tattet hinüber, der mit dem Gesicht zur Straßenfront saß.

»Haben Sie Ihren Freund Musset noch nicht bemerkt? Er sitzt rechts hinter uns und spielt mit einem alten Herrn Schach.«

Tattet nickte.

»Ich möchte ihn nicht stören. Sie sehen es beide nicht gern; er und sein Onkel Desherbiers sind passionierte Spieler.«

»Er sieht blaß und angegriffen aus. Lebt er so wüst, oder kann er sich über den Verlust der Sand nicht trösten? Sie verzeihen meine Frage! Wenn man zwei Jahre im Ausland war — —«

»Beides, mein lieber Graf! Das Herz würde sich Ihnen umdrehen, hörten Sie ihn mit seiner melancholischen Stimme sagen: »Meine Geliebte war braun. Sie hatte große Augen. Ich liebte sie. Sie hat mich verlassen.« Er kann sie nicht vergessen! Er liebt sie noch immer und wird sie lieben bis zu seiner letzten Stunde.«

»Könnte er sich nicht entschließen, Paris auf eine Weile zu verlassen?«

Tattet schüttelte bekümmert den Kopf.

»Wie oft haben Paul und ich ihn darum gebeten. Er ist ein zu eingefleischter Pariser. Er behauptet, in keiner andern Luft atmen zu können. Kennen Sie seine Liebeserklärung an Paris? Sie hat eine seltsame Doppelbedeutung.

*»O Paris! O Paris! l'infidèle maîtresse,
Qu'on veut toujours quitter et qu'on reprend toujours!«*

»Und die Sand?«

Tattet zuckte die Schultern.

»Schwer zu sagen. Ich gehöre nicht zu den Grausamen, die behaupten, die Sand zerbräche skrupellos das Glas, aus dem sie sich satt getrunken hat. Mag sein, sie betrauert ihn tief. Sie ist ein merkwürdiges Gemisch von Verschlossenheit und breiter Redseligkeit.«

»Aus ihren sowie aus seinen letzten Schriften klingen wehmütige Akkorde nach. Bleibt man, wenn ich fragen darf, noch immer dabei, zu behaupten, Musset gehe grade in diesen seinen weltschmerzlichen Poesien darauf aus, Byron zu kopieren?«

»Vorurteile lassen sich schwer brechen, lieber Freund. Ich teile diese Ansicht ebensowenig wie Sie. Und Musset selbst hat ein durchaus reines Gewissen. Erst kürzlich gab er auf einen derartigen Vorwurf sehr treffend zurück:

»Ich habe nur ein kleines Glas, aus dem ich trinke, aber es ist mein eigenes.«

»Und die Scheidung der Sand, ist sie vollzogen?«

»Vor wenigen Monaten, ja. Das Gericht von La Châtre hat zu ihren Gunsten entschieden. Ich glaube, in der ganzen Sache ist gegen Dudevant mehr gesündigt worden, als er gesündigt hat.

Um aber auch der Sand Gerechtigkeit widerfahren zu lassen, möchte ich behaupten, daß sie selbst sehr genau weiß, sie ist keine Frau, mit der sich leicht und bequem leben läßt. Selbst ein anders gearteter Mann wie Dudevant wäre dazu nicht imstande gewesen.«

»Michel de Bourges hat sie in dem Prozeß vertreten. Man munkelt von einer sehr intimen Freundschaft zwischen ihm und seiner schönen Klientin –«

Tattet überhörte die Bemerkung. Er berichtete kurz, daß die Sand Nohant behalte und auch die Kinder ihr zugesprochen seien.

»Bewahrheitet es sich, daß die berühmte Frau zur Zeit vollständig unter dem Einfluß Leroux' und Laménais' steht? Ich habe sagen hören, Leroux soll sie vor Selbstmord bewahrt haben.«

»Was spricht man nicht alles! Meiner Ansicht nach ist die Zeit, da Leroux die Sand mit seiner dunklen Phraseologie hypnotisierte, längst vorüber. Daß die sozialistischen Ideen, die sein philosophisches System ihr eingepflicht haben, auf lange hinaus ihre Werke beeinflussen werden, daran allerdings zweifle ich nicht. Aber das steht auf einem andern Brett. Als Weib ist sie jedenfalls der Mitwelt zurückgegeben. Sie lebt wieder in der Gesellschaft, sieht Freunde bei sich, und umgibt sich mit lauter tadellosen Menschen. Delacroix, Berlioz, Meyerbeer und Liszt gehören zu ihren Intimen.«

»Auch von Liszt behauptet man, daß er der Sand nahe stehe.«

»Böswillige Verleumdung, mein lieber Bérthol. Die Sand protegiert ganz im Gegenteil voll Takt und Liebenswürdigkeit Liszts Beziehungen zur Gräfin d'Agoult.«¹

»Hat er Chopin schon bei ihr eingeführt? Seine melancholische Musik soll sie während der Trübsal der letzten Jahre mit tiefer Sympathie erfüllt haben.«

»Ich kann Ihnen über diesen Punkt beim besten Willen keine Auskunft geben, lieber Freund.«

¹Später als Schriftstellerin unter dem Pseudonym Daniel Stern berühmt.

In diesem Augenblick, es war nahezu Mitternacht geworden, stürmten fröhliche Gruppen in das Café. Die Damen in großen, reich mit englischen Spitzen und Bändern garnierten Toiletten, durchbrochenen Strümpfen, den winzigsten kleinen Schuhen nach der neuesten Mode und weißen, mit Hermelinstreifen besetzten Handschuhen.

Die Gesellschaft kam von einer musikalischen Soirée bei Pleyel. Alles sprach durcheinander, lachte, neckte sich, und suchte vergebens nach einem Tisch, der sie alle beherbergen konnte.

Tattet, der ein paar gute Bekannte unter den vergnügten Ankömmlingen bemerkt hatte, bot den Herrschaften an, an seinem Tisch Platz zu nehmen. Wenn man sich einrichtete, mochte es allenfalls gehn.

Der Vorschlag wurde mit stürmischem Dank angenommen. Tattet stellte seinen Freund, Graf Bérthol, vor, der erst vor zwei Wochen von seiner Botschaft in London, in Paris wieder eingetroffen war.

»Er wird sich freuen, möglichst viel neues von Ihnen zu hören.«

»Oh, wir können aufwarten,« rief eine lebhaft kleine Brünette, »es war heut himmlisch bei Pleyel. Duprez hat die Arie aus der ›Weißen Dame, O welche Lust Soldat zu sein‹, einfach göttlich gesungen.«

»Und das Duett aus Wilhelm Tell‹ mit Madame Damoreau, war das etwa kein Genuß?«

Vier Personen berichteten zugleich.

»Alles rief nach Rossini. Wann wird er endlich wiederkommen? Lange genug hat der Maestro in Bologna gesessen. Man unterschrieb eine Petition. Die Aufregung war wundervoll!«

»Frau Sand, war sie nicht zugegen?« fragte Bérthol.

»Nein, sie soll wieder rückfällig und fromm geworden sein,« neckte ein Witzbold.

Dem wurde widersprochen.

»Es war ein Zufall, daß die Sand nicht unter den Gästen war. Vielleicht ist sie auch grade in Nohant.«

Eine von Tattets guten Bekannten wandte sich ihm zu.

»Da wir eben bei der Musik waren, wissen Sie, Alfred, daß Chopin wieder kränker und sehr verstimmt sein soll? Fast scheint es, er kommt über die gescheiterte Verlobung mit der Wodzinska nicht fort.«

»Hat die schöne Polin ihn nicht erhört, oder was sonst hat sich zwischen diese Verlobung gestellt?«

»Es mag da vieles zusammengekommen sein. Die Tatsache steht jedenfalls fest, daß Marie Wodzinska den Grafen Starbeck geheiratet hat.«

»Und Chopin nach dieser Heirat noch um vieles reizbarer und melancholischer geworden ist, als Paris ihn vordem gekannt hat.«

»Dieser Frédéric mit seinen zärtlichen braunen Augen, seiner träumerischen Anmut! Er braucht nur zu wollen und neue Herzen fliegen ihm zu. Hoffentlich wird er sich nicht ganz vor der Welt verschließen.«

»Bei dem Jour der Gräfin Marliani¹ in nächster Woche wird Chopin bestimmt erwartet.«

Tattet sah auf die Uhr. Er wies dem Grafen das Zifferblatt. Die Zeiger zeigten auf drei Uhr morgens.

¹Die Gattin des spanischen Politikers und Schriftstellers Manuel Marliani.

»Mein Gott, wie man sich verplaudern kann! Um neun Uhr soll ich schon auf der Botschaft sein.«

Die Herren standen auf und verabschiedeten sich von der lustigen Gesellschaft.

In seinem Arbeitszimmer, in der Rue Chaussée d'Antin, saß Chopin in trostloser Stimmung.

Sein zarter Körper fröstelte in dem feuchten regnerischen Wetter, das den ganzen Tag über geherrscht hatte und das durch Fenster und Türen bis in seinen abgeschlossenen Arbeitswinkel zu dringen schien. Er hielt das Haupt in den schönen aristokratischen Händen vergraben. Er mochte nichts sehen, nichts hören!

Der ganze Raum war in mystisches Dunkel gehüllt. Nur auf dem Flügel brannten ein paar Kerzen. Bis ins Grenzenlose schienen die dunkelgebliebenen Ecken den Raum zu dehnen. Die hellen Möbel leuchteten hier und da hervor und schienen groteske, gespenstische Formen anzunehmen.

Das um den Flügel gesammelte Licht glitt einer Welle gleich über das Parkett und floß mit den grellrot flackernden Flammen des Kamins zusammen.

Ringsum hauchten Blumen ihren schwermütigen Duft aus. Auf einem Porträt, dem Spiegel gegenüber, war ein einziger heller Fleck sichtbar. Die goldschimmernden Seidenlocken der Gräfin d'Agoult, die das edle Oval des schönen Antlitzes umrahmten.

Chopin stöhnte leise auf. Welch ein grausam leerer, öder Tag! Keiner seiner Freunde war bei ihm gewesen, seinen Schülern hatte er abgesagt, weil er das Gefühl hatte, ihnen heute nichts geben zu können! Er hatte keine Taste angerührt, kein einziger musikalischer Gedanke war ihm gekommen!

Langsam, mit einer seiner charakteristisch anmutigen Bewegungen ließ er die Hände von dem bleichen Gesicht sinken. Langsam strich er das lange seidenweiche kastanienbraune Haar aus der Stirn, langsam hob er die hellen braunen Augen. Ein schwermütig verhaltenes Lächeln irrte um seinen Mund. Seine Gedanken gingen einen weiten Weg, legten eine lange Zeitstrecke zurück. Wieder einmal stand er in dem kleinen Garten in Marienbad. Wieder einmal hielt er zwei liebe schöne Hände in den seinen, sah er in ein süßes blasses Mädchengesicht, in ein paar schwarze traurige Augen, von denen es Abschied zu nehmen galt.

Einen langen, traurigen Abschied, aber auch ein glückverheißendes Aufwiedersehn! – – Und dann! Oh Marie, wie konntest du mir das antun! Mir, deinem Freunde, den du so zärtlich geliebt!

Mit einem trüben Lächeln schüttelte er die Gedanken ab. Er war jung! Das Leben lag vor ihm. Er war gefeiert, auf Händen getragen! Vor allem, er hatte seine geliebte Kunst!

Er reckte die wundersam biegsamen Glieder. Er wollte wieder leben, wollte wieder er selbst sein!

Es war neun Uhr vorüber.

Er wollte ausgehn, nicht länger einsam, wie in einer Gefängniszelle sitzen, von traurigen Erinnerungen an Ketten gelegt.

Grade im Begriff, Hut und Mantel zu nehmen, fiel ihm ein, daß heut Abend die Soirée bei der Marliani stattfindet, zu der er sein Kommen bestimmt zugesagt hatte. Das traf sich gut. Eine Menge guter Bekannter würde sich dort zusammenfinden. Er würde auf andere Gedanken kommen.

Dann plötzlich schwankte er wieder. Liszt, der gestern mit Marie d'Agoult den Tee bei ihm genommen, hatte ihm erzählt, daß er die Sand bei der Marliani treffen würde. Und lächelnd hatte er hinzugefügt:

»Nun hilft dir kein Widerstand mehr, mein lieber Frédéric; nun wird sich George' Wunsch, dich kennen zu lernen, endlich erfüllen und die schöne geistreiche Frau, Maries und meine liebe Freundin, wird dir – ich wette drauf – sehr gefallen, trotz deiner Antipathie gegen schreibende Frauen und deiner hartnäckigen Versuche, ihr aus dem Wege zu gehen.«

Chopin schüttelte den Kopf,

Nein, er würde der Soirée fernbleiben! Schon hatte er sich wieder in seinen Stuhl fallen lassen, als der Diener meldete, soeben habe die Komtesse Marliani einen Boten geschickt. Herr Chopin würde dringend erwartet.

»Ich habe den Frack, das Batisthemd und die grauseidne Weste schon zurecht gelegt.«

Der Alte sah mißbilligend auf seinen unschlüssigen Herrn.

»Herr Chopin sollten sich nicht wieder anders besinnen. Herr Chopin müssen sich zerstreuen, sonst können Herr Chopin nicht schlafen und nicht arbeiten.«

Das letzte Argument des Alten verfehlte seine Wirkung nicht. Chopin machte sorgfältig Toilette und fuhr zu Frau Marliani.

Es war zehn vorüber, als er die Treppen hinaufstieg. Alles still. Kein Kommen und Gehn! Die Gesellschaft oben mußte schon vollzählig versammelt sein, und noch niemand wieder aus ihrem Bann gelassen haben.

Von einer mahnenden Ahnung getroffen, blieb er plötzlich wie festgewachsen stehen. Sollte er nicht doch lieber

umkehren? Niemand hatte ihn bemerkt. Er besann sich, welchen Tag und welches Datum man heute schrieb. Dienstag, den 18. Keine ominöse sieben oder dreizehn, kein Montag oder Freitag, Tage, die der Abergläubische wie den Teufel fürchtete.

Die Jahreszahl 1837 freilich, die würde er wohl oder übel noch eine Weile über sich ergehen lassen müssen!

Irgendwo wurde das Geräusch raschelnder Frauenkleider laut. Ein feiner Veilchenduft drang von irgendwoher auf ihn ein. Rasch stieg er die Treppe vollends hinauf.

Er mußte seiner Nerven Herr werden, durfte nicht jeder törichten Ahnung nachgeben.

Die lebenswürdige Wirtin empfing ihren späten Gast mit offenen Armen.

»Endlich! Ich fürchtete schon. Sie würden wieder abtrünnig werden.« –

Chopin fand eine buntgemischte Gesellschaft von Künstlern, Literaten, Parlamentariern, Herren und Damen der haute finance, und der Diplomatie. Er wurde von allen Seiten umringt und herzlich begrüßt.

Delacroix, Ary Schaffer, der Hannoversche Gesandte Baron von Stockhausen – Chopins Schüler – gehörten zu seinen nächsten Bekannten.

Über die Köpfe der anderen fort grüßte ihn Freund Mickiewicz.

Die Pariser Salons wetteiferten, den berühmten polnischen Dichter bei sich zu sehen.

In einer Ecke des Sales sah er Harry Heine mit Meyerbeer plaudern.

Von Liszt, der schon mit den Vorbereitungen zum Aufbruch nach Bellagio beschäftigt war, war nichts zu sehen.

Die Gräfin ging nicht mehr in Gesellschaft, sie erwartete um Ende Dezember ihre zweite Niederkunft,¹ der sie in ihrer Villa am Comersee entgegensehen wollte.

Zu Chopins großer Erleichterung schien die Sand nicht anwesend zu sein.

Er zog sich in einen stillen Winkel, nahe dem Kamin, zurück, und ließ die Gesellschaft Revue passieren.

Manch schöner, reizvoller Frauenkopf erregte sein Interesse, aber nicht einer hielt den Vergleich mit Marie Wodzinska aus.

Die liebenswürdige Wirtin war an Chopin herangetreten und hatte ihn leise gefragt, ob er ihr und ihren Gästen die große Freude machen würde, zu spielen.

»Ich habe Ihr Lieblingsinstrument, einen schönen Pleyel hier.«

Er hatte mit dem Kopf geschüttelt. »Später, wenn der Schwarm sich verlaufen hat.«

Es dauerte nicht allzulange, bis die Säle anfangen sich zu leeren. Die meisten der Gäste folgten noch anderen Einladungen. Ja, es kam vor, daß jetzt auf der Höhe der Saison ein Diner, zwei Soupers und ein Jour binnen drei bis vier Stunden erledigt werden mußten.

¹Am 25. Dezember 1837 wurde in Bellagio Liszts zweite Tochter Cosima – die Gattin Richard Wagners – geboren. Sie erhielt ihren Namen nach dem von Liszt und Marie d'Agoult gleich heiß geliebten Comersee, dem Lago di Como.

Am 18. Dezember 1835 war Liszts ältere Tochter Blandin in Genf geboren worden.

Ohne daß er auf eine weitere Aufforderung gewartet hätte, setzte Chopin sich ans Klavier. Ein Murmeln des Entzückens, dann atemlose Stille. Alles lauschte in tiefer Andacht.

Chopin improvisierte Variationen über ein polnisches Volkslied, »Les adieux du lancier«.

Wie ein Hauch glitten seine zarten Finger über die Tasten und versinnbildlichten mit plastischer Klarheit den einfachen Vorgang: Ein Soldat hat den Ruf ins Feld erhalten. Er nimmt Abschied von seinen Eltern. Man hört ihn in langsamem Trab davonreiten. Er kehrt wieder um, seine Schwester noch einmal in die Arme zu schließen. Dann ein kurzer Galopp, innehaltende Pferdehufe. Der Soldat macht vor der Hütte seiner Geliebten Halt. Lange, lange wird die Stille der Nacht durch keinen lärmenden Laut unterbrochen. Der Morgen graut, neue Hufschläge rascher, schwächer werdend. Lauschend steht die Geliebte. Aus – vorbei. Niemals kehrt er zurück.

Chopin spielte mit bleichen Wangen, die schwärmerisch zärtlichen Augen gesenkt. Ihm war zu Mut, als sei er selbst dieser Soldat, allen Schrecken und Gefahren des Zufalls preisgegeben, als habe er selbst Abschied von der Geliebten genommen, um sie nie, nie wieder zu sehen.

Wieder stieg die liebliche Landschaft vor ihm auf, in der er Marie zuletzt geküßt, die dunkelgrünen Tannen, die rieselnden Bäche, die weiten köstlichen Matten des Böhmer Waldes. Er atmete die würzige Luft, die aus dem Grund der dunklen Wälder stieg, gemischt mit einem feinen Veilchenduft, der von irgendwoher auf ihn eindrang. Seine Finger entlockten den Tasten die letzten Akkorde schwermütiger Resignation.

Langsam hob er den gesenkten Blick.

Am Ende des Flügels warten zwei heiße dunkle Augen auf die seinen. Ein schönes bleiches Frauenantlitz, umrahmt von einer Fülle dunkler Locken, hat sich zu ihm hinübergebeugt.

Träumt er? – Höhnt ihn eine Vision? – Ist Marie Wodzinska zurückgekehrt, ihm ihr Wort zu halten? – Nicht mehr das ätherische Mädchen, voll keuscher Grazie, nein, ein vollerbühtes Weib, gereift in der Sonne und den Stürmen des Lebens!? –

Stumm saß er, die Hände noch auf den Tasten.

Da näherte sich ihm Mariens Doppelgesicht. Zwei schöne Frauenhände ergreifen die seinen und pressen sie mit verständnisvollem Druck.

Der Traum wich der Wirklichkeit.

»Lélia?« fragte er zögernd.

Schweigend nickte George.

Still, wie es Chopins Gewohnheit nach dem Spiel war, verschwand er hinter einer blühenden Wand von Azalien und Kamelien.

»Seltsam!« flüsterte er. »Seltsam!«

Nach einer Weile bogen die Zweige sich voneinander. George Sand trat zu Chopin.

»Darf ich Ihnen noch einmal danken, verehrter Meister?«

Sie fragte es mit ihrer dunklen, immer ein wenig verschleierten Stimme, die Chopin in nichts an den hellsilbrigen, melodischen Klang erinnerte, den er an Marie Wodzinska so sehr geliebt.

»Wie lange schon war es mein Wunsch, Sie kennen zu lernen, Sie einmal aus nächster Nähe zu hören, Ihnen zu sagen, wie sehr ich Ihre Kunst liebe, wie ich in ihr jenes polnische

Ideal der Liebe bewundere, das sich bis zum frommen Kultus der Frau steigert. Nun hat sich dieser Wunsch so herrlich erfüllt!«

Der erregbare Künstler, empfänglich für jeden Beweis des Verständnisses, für jedes Lächeln des Glücks, vergaß, was ihn bisher von George Sand ferngehalten hatte. Mit Entzücken lauschte er auf die geistvollen, verständnisinnigen Worte der berühmten Schriftstellerin, sah er in die leidenschaftlichen dunklen Augen, die so tief in sein innerstes Wesen zu blicken schienen. Wahrhaftig, Liszt hatte recht, als er ihm vor kurzem gesagt, daß George Sand, ohne eigentlich musikalisch zu sein, ein ebenso feines als sicheres musikalisches Verständnis besitze.

Aber nicht lange so lenkte er das Gespräch von seiner Person und seiner Kunst ab. Chopins feinfühligere Seele widerstand es, sie zu entblößen oder von anderen entblößt zu sehen. Er fing an, von den Werken der Sand zu sprechen, die er, der französischen Sprache vollkommen mächtig, fast ausnahmslos kannte.

»Wenn man Sie sieht,« – er warf einen bewundernden Blick auf die schöne, für seinen luxuriösen Geschmack nur allzu einfach gekleidete Frau – »ist es nicht leicht zu glauben, daß Sie, so jung noch, schon so viel ernste, schwere Wahrheiten in die Welt gesandt haben.«

George lächelte ein wenig melancholisch.

»Das Leben hat mir weit mehr Ernstes und Schweres beschert, als meine Bücher verraten. Ich habe viel verloren, viel begraben. Aber noch ist mein Leben reich. Ich habe meine Kinder, meine Freunde und mein Nohant, das mir erst jetzt wieder, seit ich allein auf der geliebten Heimatsscholle hause, ganz ans Herz gewachsen ist. Im Frühjahr, wenn

der Park grün ist, wenn die Veilchen und der Flieder blühen, müssen Sie mit Franz und Marie nach Nohant kommen.«

Chopin sagte gern zu. Er dachte es sich sehr reizvoll, mit dieser geistreichen Frau in nähere Verbindung zu treten.

Sie sprachen von dem teuer erkämpften Glück Liszts und Marie d'Agoult.

»Auch Marie hat viel Schweres hinter sich. Der Tod des geliebten Vaters, das traurige Verhältnis zur Mutter, vor allem ihre unglückliche Ehe, die sie sechs Jahre mit bewundernswertem Heroismus ertragen hat.«

Chopin beugte beistimmend den Kopf.

»Ich kenne ihrer beider Geschichte. Ich darf wohl ohne Überhebung behaupten, zuerst auf Liszts jungen Feuergeist hingewiesen zu haben. Marie kannte Franz schon als Knaben, als das von ganz Paris angestaunte Wunderkind, das man hier »le petit Litz« nannte. Die treibende Sehnsucht ihrer Seele nach dem Genie, die Liebe und Bewunderung des leidenschaftlichen Mannes für die schöne glänzende und doch so tief veranlagte ältere Frau, hat diese beiden seltenen Menschen zusammengeführt. Der Himmel möge ihnen ihr Glück bewahren!«

Frau Marliani trat hinter die blühende Kamelienwand.

Mit stillem Lächeln beobachtete sie die beiden tief im Gespräch Versunkenen. Dann legte sie George die Hand auf die Schulter.

»Liebe Freundin, die Gäste brechen auf. Sie wollen nicht gehen, ohne ihnen beiden die Hand gedrückt zu haben.«

George und Chopin verstanden. Sie traten mit Frau Marliani in den Salon zurück.

14. KAPITEL

Lange Wochen vergingen, bevor George Sand und Chopin einander wiedersahen.

Zu den musikalischen Soiréen, bei denen Chopin seine intimen Freunde, eine Anzahl hervorragender Persönlichkeiten aus der polnischen Aristokratie bei sich zu sehen pflegte, an denen seine Schüler sich hören ließen, und Delphine Potocka mit ihrer herrlichen Stimme entzückte, hatte Chopin zweimal Einladungskarten nach dem Quai Malaquais geschickt.

Es war weder George Sand selbst, noch eine Antwort gekommen. Chopins leichtverletzte Art sträubte sich dagegen, Nachforschungen anzustellen. Er legte die vereitelte Hoffnung, der schönen und geistvollen Frau näher zu treten, resigniert zu den übrigen Enttäuschungen seines Lebens und versuchte die Stunde hinter der Kamelienwand zu vergessen.

Bei einer dritten Soirée hörte er ganz durch Zufall Delacroix zu Heine sagen: »Wissen Sie, Verehrtester, daß Frau Sand mir wieder einmal entwischt ist? Grade wollte ich ein neues Porträt von ihr beginnen, als mich ein flüchtig geschriebenes Blatt aus Nohant erreicht.«

»Im Frühjahr, lieber Freund, wenn Sie in Nohant sind! Jetzt muß ich arbeiten, arbeiten, arbeiten! Darum bin ich Paris und seinen mancherlei ablenkenden Emotionen entflohen!«

Heine warf einen bedeutsamen Blick zu Chopin hinüber, der mit dem Sänger Adolf Nourrit im Gespräch stand.

Chopin wandte in heißer Verlegenheit den Blick. War es möglich, daß Heine, mit dem er sich durch halbausgesprochene Worte, leise angeschlagene Töne verstand, sein keusch bewahrtes Geheimnis erraten hatte? Ahnte der scharfsinnige Dichter, daß im Herzen Chopins eine tiefe und stille Sehnsucht nach der Frau lebte, der er nur eine kurze Stunde lang in die schönen heißen Augen geschaut?

Stolzer und herber noch verschloß sich Chopin vor den anderen. Niemandem gönnte er den Schlüssel zu dem, was ihn tief innerlich bewegte, am wenigsten dem sarkastischen Freunde, dem an der Sand nichts als ihre körperliche Schönheit sympathisch war, die zu preisen er allerdings nicht müde wurde. — — —

Mit dem nahenden Frühling wurde es stiller in den Konzertsälen und Salons.

Viele von Chopins Freunden und eine Anzahl seiner Schüler und Schülerinnen hatten Paris schon verlassen, um ins Ausland zu gehen. Nur Adolf Gutmann und Jules Fontana, diese beiden Getreuen, die Chopin auch in allen geschäftlichen Dingen unermüdlich zur Seite standen, waren noch in der Stadt. Mit ihnen Mickiewicz, der täglich den Weg in die Rue Chaussée d'Antin machte, um dem Freunde zuzuhören, oder ihm Abschnitte seiner wundervollen Dichtungen zu lesen, und gemeinsam mit ihm von dem schönen unglücklichen Vaterland zu träumen.

Chopin der für gewöhnlich sehr sparsam mit seiner Zeit umging, konnte sich mit Mickiewicz stundenlang in Erinnerungen verlieren.

Er wurde es nicht müde, von seiner Familie zu hören und zu erzählen, mit der er in ununterbrochenem brieflichen Verkehr geblieben war. Vor allem sprach er gern von seiner

Schwester Louise, die den weiten Weg von Warschau nach Paris nicht scheute, um ihnen dann und wann ein zärtliches Wiedersehen zu ermöglichen.

Mit so ängstlicher, bis zur Krankhaftigkeit gesteigerter Zurückhaltung Chopin sich vor der Welt verschloß, vor dem Freunde und Landsmann, vor dem Dichter, der ihm im Fühlen und Denken wahlverwandt war, erschloß er schrankenlos sein reiches edles Herz.

Eines Tages, in den Gärten und im Bois trugen die Büsche und Sträucher schon grüne Spitzen und zwischen den Hecken fingen die Veilchen an zu blühen, hatte Chopin vergebens auf den Freund gewartet.

Die Sonne lockte. Der Arbeit und des Grübelns müde, nahm er einen Wagen und fuhr ins Bois. Jede Berührung mit der Natur machte ihn zum neuen Menschen. Alles Traurige, Schwere, fiel von ihm ab, sobald er sich von Gärten, Bäumen, grünenden Wiesen und Blüten umgeben sah.

Er bestellte den Wagen nach einem kleinen Restaurant am Lac inférieur und schlug, von der Hauptallee abbiegend, einen schmalen verschwiegenen Weg ein, der zwischen alten Bäumen und immergrünem Strauchwerk scheinbar ins Dickicht führte.

Brust und Hals, die ihm während der angestrengten Tätigkeit in der dicken Pariser Luft letzthin öfters peinliche Schmerzen verursacht hatten, wurden mit jeder Minute freier. Fröhlich schritt er dahin. Aus dem sanften Rauschen des milden Westwinds, aus dem Zwitschern der Vögel, die dem Frühling entgegenjauchzten, strömten anmutige Melodien auf ihn ein. Sein ganzes Wesen war in Heiterkeit getaucht.

Heute schwiegen alle düsteren Ahnungen, nur eine reizvolle blieb: ihm war's, als müsse dieser Tag ihm ein besonderes Glück bringen.

Der kleine Weg leitete nicht ins Dickicht, wie es den Anschein gehabt, sondern auf einen breiten Fußsteig hinaus, der gradewegs zum Wasser führen mußte.

Als Chopin die kleine Biegung genommen hatte, sah er um zwanzig Schritt vor sich eine Dame gehen. Zuerst fiel dem eleganten Mann, der nicht nur bei sich, sondern auch bei anderen viel auf sorgfältige und gewählte Toilette gab, eine gewisse Nonchalance der Kleidung auf. Als er seinen Schritt beschleunigte und der Voranschreitenden näher kam, bemerkte er unter dem kleinen, nicht eben nach der neuesten Mode gefertigten Hut, Locken von einem wundervollen Kastanienbraun. Ein freudiger Schreck durchzuckte ihn und ließ ihn einen Augenblick atemlos innehalten. Träumte er oder war sie es wirklich – George Sand?

Da blieb sie stehen, um einem Rotkehlchen zuzusehen, das sich auf einen Koniferenzweig geschwungen und lustig in die blaue Luft hinauszwitscherte. Mit wenigen Schritten war er bei ihr. Von dem leisen Geräusch aufgescheucht, flatterte der Vogel davon. George wandte sich nach dem Störenfried um. Chopin sah in zwei tiefe, dunkle Augen und fühlte erst in diesem Augenblick ganz, wie sehr er sich nach ihnen gesehnt hatte.

»Monsieur Chopin! Welch eine Freude, Sie wiederzusehn!«

»Oh Madame! Welch eine glückliche Überraschung!«

Sie hielten sich bei den Händen und sahen sich lächelnd an.

»Enfin! Enfin!« Er preßte ihre Hände mit sanftem Druck.

»Delacroix wird Ihnen gesagt haben, daß ich ihm davon-
gelaufen, ganz plötzlich nach Nohant aufgebrochen bin?
Aber was müssen Sie von mir gedacht haben, daß ich Ihre
liebenswürdigen Einladungen nicht beantwortet habe? Ich
fand sie erst gestern Abend in meiner Wohnung.«

Er wehrte lächelnd ab.

»Sie werden jetzt in Paris bleiben?«

»Zwei Tage, bis ich meinen Jungen reisefertig gemacht
habe. Ich will ihn für den Sommer, und wenn es sein muß,
länger noch, vom Collège fortnehmen. Er wächst mir zu
schnell und leidet an rheumatischen Schmerzen. Er soll sich
erst einmal gründlich in Nohant auskurieren und seinen Ta-
lenten und Neigungen leben. Einem jungen Menschen von
14 Jahren mit der Begabung meines Jungen kann man den
Schulzwang auf die Dauer nicht zumuten. Und Sie, Mon-
sieur Chopin? Wann dürfen wir Sie in Nohant erwarten?
Franz und Marie haben mir für den Mai spätestens ihren
Besuch versprochen. Die kleine Cosima wird dann aus dem
Ärgsten heraus sein und kann ihrer Pflegerin überlassen
bleiben.«

Chopin hatte ihr andächtig zugehört. Man hatte ihm so
viel von George Sands Schweigsamkeit erzählt, die unter
Umständen an Unliebendigkeit streifen konnte. Es freu-
te ihn, sie heut wie das erstemal lebhaft und angeregt zu
finden. So durfte er annehmen, daß seine Gesellschaft sie
nicht langweile.

In der stillen Hoffnung, ein paar Stunden mit ihr zusam-
menbleiben zu dürfen, fragte er nach dem Ziel ihrer Wande-
rung.

»Eigentlich wollte ich nur einen langen Spaziergang ma-
chen, aber es ist so schön draußen, daß ich die größte Lust

hätte, irgendwo im Bois zu speisen und wenn es nur ein paar Eier und ein Bissen kaltes Fleisch wären.«

»Das trifft sich prächtig. Ich habe meinen Wagen an das kleine Restaurant am ›Unteren See‹ bestellt. Wenn Sie gestatten, speisen wir zusammen. Sie dürfen mit Bestimmtheit auf frische Gemüse, ein Poulet, eine Omelette und ein Glas vor-trefflichen Bordeaux rechnen!«

»Nun, was wollen wir mehr! Also avanti! Sie sehen aus, als ob ein vortrefflicher Bordeaux Ihnen sehr von Nutzen wäre, Herr Chopin!«

»Es fehlt mir nichts, nur ein bißchen abgearbeitet bin ich!«

Scherzend, voll innerer Fröhlichkeit sich wiedergefunden zu haben, legten sie den letzten Teil des Weges zurück. Sie ließen sich über den See bis zu der kleinen Insel fahren, auf der, im Schweizerstil erbaut, das bescheidene Restaurationshaus lag.

Chopin wollte das Essen im Freien serviert wissen, aber George legte ein energisches Veto ein. Sie hatte ihn auf dem Wege ein paarmal husten hören, und wußte überdies von Marie, daß er leicht anfällig sei und sich vor kühlen Temperaturen hüten müsse.

Gerührt von ihrer fast mütterlichen Fürsorge, küßte er ihre Hand, und ging ihr voran ins Haus, um das kleine Diner zu bestellen.

George schritt an den wenigen besetzten Tischen vorüber, an das Ufer zurück, an dem die kleine Gondel noch lag, die sie herübergebracht hatte. Sie fütterte die Enten und wilden Schwäne, die auf dem klaren Spiegel des künstlichen Sees schwammen und in Schwärmen herbeikamen als die ersten Brocken ins Wasser fielen.

Über dem munteren Spiel der Tiere hatte sie nicht darauf geachtet, daß nahe der Stelle, an der sie stand, zwei Personen an einem dicht ans Wasser gerückten Tischchen Platz genommen hatten.

Plötzlich drang der Klang einer Stimme an ihr Ohr, der ihr bekannt vorkam, ja, der ihr früher einmal vertraut gewesen sein mußte. Sie wandte sich um und stutzte einen Augenblick. Wahrhaftig, nein, sie irrte nicht – es war Sandeau, dem sie seltsamerweise während all der langen Jahre nirgendwo begegnet war. Neben ihm, zärtlich an ihn gedrückt, saß ein junges Mädchen, dem Anschein nach eine kleine Arbeiterin, die er für einen freien Tag aus der staubigen Fabrik herausgeholt haben mochte.

Jetzt hatte Sandeau auch sie erkannt. Ein wenig verlegen rückte er von der Kleinen fort. Dann grüßten sie einander, unsicher, wie zwei Leute, die nicht recht wissen, wie sie zueinander stehen.

George ging mit einem seltsam melancholischen Lächeln langsam nach dem Hause zurück. Mein Gott, dachte sie, wie wunderbar das Leben mit einem spielt. Dieser Mann, der da eng umschlungen mit einer kleinen Blumen- oder Handschuhmacherin sitzt, bedeutete mir für kurze Zeit die Welt. Kein Wimperzucken, kein noch so kurzer rascherer Herzschlag ist von einer Neigung übriggeblieben, die uns damals Ewigkeitsdauer zu haben schien! Ist es die Liebe wert, daß man ihr so viel von sich gibt, daß man ein kurzes, rasch entschwindendes Glück mit tausend Schmerzen und unerhörten Qualen erkauft!?

Tief in Gedanken blieb sie mitten auf dem Wege stehen. Sei ehrlich gegen dich selbst, George. Bist du nicht trotz dieser Erkenntnis auf dem Wege, es abermals mit dem Glück

der Liebe zu versuchen? Hat dieser blasse, zarte, anmutige, poetische Mensch mit seiner melancholischen Kunst dich nicht schon halb bezwungen? War er es nicht, der dich so eilends von Paris fortgetrieben? Hat er nicht jetzt schon dir den Frieden von Nohant gestört? Wahre dich, George, wahre dich! Denk an Venedig und seinen traurigen Epilog, der dir und einem anderen so viel Herzblut gekostet hat!

In der Tür stand Chopin. Er hielt zwei wundervolle dunkelrote Rosen in der Hand, die er einem Blumenstock der Wirtin geraubt hatte.

»Kommen Sie!« bat er, »kommen Sie, George!«

Er grüßte sie mit einem unbeschreiblichen Blick und drückte ihr sanft die Rosen in die Hand, von denen er die Dornen sorglich entfernt hatte.

Es war ein seltsames Mahl, dies erste Mahl zu zweien.

Die Augen sprachen mehr und beredter, als die Lippen es vermocht.

Nach einer Weile fragte Chopin:

»Weshalb sind Sie so traurig, George? Tut es Ihnen leid, mit mir gegangen zu sein? War es zu kühn von mir, Sie darum zu bitten? Hab' ich Sie in irgend etwas verletzt?«

Sie reichte über den Tisch herüber dem Feinfühligem die schöne Hand, die er andächtig küßte.

»Nein, nein. Nur – es geht mir so vieles durch den Kopf, das sich nicht immer meistern lassen will. Auch hab ich viel Schweres durchgemacht während der letzten Jahre. Alle Unerquicklichkeiten einer Scheidung und den Tod meiner Mutter, der mir tief zu Herzen gegangen ist. Ich habe sie zärtlich geliebt, umso zärtlicher vielleicht, weil wir fast das ganze Leben lang getrennt gewesen sind, weil sie mir nie hat Mutter, ich ihr nie Kind habe sein dürfen.«

»Arme George!«

Sie nickte ihm dankbar zu.

»Ich wüßte wohl etwas wie eine stille Insel, auf der Sie meine Gedanken zur Ruhe bringen könnten, Frédéric?!«

»Ich täte es gerne! Oh, wie gern!«

»Nohant, mein liebes schönes Nohant! Sie finden sogar einen Pleyelschen Flügel dort! Wissen Sie, wovon ich geträumt habe, als ich an meiner letzten Arbeit schrieb?«

Sie sah ihm tief in die zärtlichen Augen.

»Ich träumte davon, wie schön es sein müsse, wenn Sie in Nohant am Flügel säßen und sanft präludierten, während ich arbeite. Nichts zwischen uns, als eine trennende Efeuwand, damit eines das andere nicht ablenke von seiner Kunst.«

Er wiederholte bewegten Herzens ihre Worte. »Nohant! Nohant!«

Sie wurden aufgeschreckt aus ihren sanften Träumen. Die Gäste, denen es draußen zu kühl geworden, betraten geräuschvoll das Gastzimmer. Auch Sandeau und das kleine Fabrikmädchen waren unter ihnen.

Sandeau nahm taktvoll in der entferntesten Ecke Platz. Dennoch war es George, als reiße seine Gegenwart sie brutal in die Wirklichkeit zurück.

Auch Chopin irritierte es, daß sie nicht länger allein waren. Er wollte um keinen Preis, daß etwa Bekannte sie sähen, daß der Ruf der heimlich angebeteten Frau durch ihn Schaden litte.

»Ist es Ihnen recht, wenn wir gehen?«

George nickte stumm. Er half ihr den Schal umlegen. Dann traten sie ins Freie. Es war inzwischen empfindlich

kühl geworden. Da der Wagen offen war und die große Fahrstraße staubig, schlug George vor, den Weg durch das Bois zu Fuß zu machen. So schnitten sie ein gutes Stück der Straße ab und hatten dann keine allzulange Fahrt mehr.

Langsam sank die Dämmerung herein. Langsam, in tiefem Schweigen schritten sie über die schmalen Fußsteige.

Chopins Atem ging schwer und beklommen. Alles riß ihn zu der geliebten Frau an seiner Seite, aber er hielt sich beherrscht zurück. Er fürchtete, daß ein heißes Wort, eine begehrlche Bewegung sie verletzen könne, sie, die so tief in Gedanken verloren ging, vielleicht mit den ihren weit, weit von ihm fort.

Binnen zehn Minuten war es so dunkel geworden, daß sie den Weg kaum mehr sahen.

»Es nicht schlimm, wir werden gleich draußen sein,« tröstete er. Kaum daß er ausgesprochen, stieß George so heftig gegen eine Wurzel, daß sie strauchelte. Er fing sie in seinen Armen auf, um sie nicht zu Boden fallen zu lassen.

Als er den weichen warmen Frauenkörper an dem seinen fühlte, die duftende köstliche Haarfülle an seiner Wange, da war es vorbei mit seiner Beherrschung. Fester schlang er den bebenden Arm um sie und drückte seinen Mund auf den ihren. Einen Augenblick wehrte sie sich in zitternder Angst vor der Liebe, die auf sie eindrang, sie aufs neue in Fesseln zu schlagen drohte. Dann blieb sie willenlos an seiner Brust. Die Glut seiner werbenden Küsse ging über sie hin.

Über Nohant lachte ein blauer Frühsommerhimmel.

So viel gute Stunden der geliebte Heimatsboden ihr beschert, so glückgesättigt wie in diesen Sommermonden war

er ihr nie vordem erschienen. Der Rasen schien lichter zu grünen, die Bäume über dem alten Dach sich frischer und laubreicher zu wölben, die Blumen an den Hecken, Büschen und auf den Beeten bunter, düfteschwerer zu blühen.

Wie ein schöner Traum flossen die sonnengoldnen Tage, die milden Nächte dahin.

George hatte das Haus voller Gäste, aber keiner störte den anderen in seinen Beschäftigungen und Liebhabereien. Bis zur Dinerstunde, um sechs Uhr, war ein jeder frei, zu tun, was ihm das liebste war. Für die Jäger gab es Flinten und Hunde, für die Freunde des Fischfanges Kähne und Netze, für die Billardspieler ein abgelegenes Zimmer, in dem sie niemand störten, der tagsüber arbeiten wollte.

Fußtouren in die dunkelgrünen Wälder der Berry, Kahnfahrten auf dem Indre wurden veranstaltet und trotz all dieser Abwechslungen lag eine ungestörte Harmonie über dem kleinen Schloß, die jedem, der den Tag zur Arbeit nützen wollte, wie mit weichen Fittichen umfing.

Delacroix machte Baumstudien in dem alten Park und suchte in der weiblichen Bevölkerung der Berry nach einem Modell für ein geplantes Heiligenbild.

Liszt arbeitete an einer neuen Rhapsodie; Marie saß an seiner Seite und sänftigte den Feuerkopf, wenn er wieder einmal aus Rand und Band geraten wollte.

Am glücklichsten war Chopin. Außer dem steten Beisammensein mit der Geliebten, ward ihm der seltene Genuß, auf dem Lande arbeiten zu können. Sein Organismus, der ihm in der Dunst- und Staubatmosphäre von Paris den ganzen Winter über so viel Qualen bereitet hatte, kräftigte sich in der reinen gesunden Luft, wenn sich auch der Husten noch nicht ganz verlieren wollte.

Hier in Nohant brauchte er nicht mit seiner Zeit zu geizen. Die musikalischen Gedanken flogen ihm nur so zu und wie mit Zauberhand waren sie niedergeschrieben. Ob er stundenlang die Arbeit George' mit seinen Präludien begleitete, ob er Arm in Arm mit ihr durch den stillen Park schritt, ob er sie an seinem Herzen hielt und ihre heißen Umarmungen, ihre zärtlichen Küsse trank, ob er mit den Kindern spielte, so harmlos heiter, wie nur er es verstand, immer war seine Muse bei ihm.

Nur selten fiel ein Schatten über das junge Glück. Er breitete seinen dunkeln Mantel über die Tage, die Hippolyte Chätiron, von Bourges kommend, in Nohant verbrachte.

Die Gesellschaft dieses Mannes, dem jede gesellschaftliche Form fehlte, dessen ganzes Auftreten Chopins feinfühligem Empfinden roh und brutal erscheinen mußte, wirkte beinahe körperlich schmerzhaft auf ihn ein.

Eine kurze Zeit hatte George die Empfindlichkeit des Freundes dem Umstand zugeschrieben, daß Hippolyte sie über Gebühr in Anspruch nahm.

Bald aber glaubte sie den wahren Grund zu kennen. Wie recht hatte Chopin! Wie recht! War es nicht im Grunde Hippolytes brutales Auftreten gewesen, das sie zuerst von Nohant fortgetrieben hatte??! –

Sie saßen in der kleinen Rosenlaube, in der Nähe der Kirchhofspforte. Chopin niedergeschlagen und ermüdet von dem lauten Lärmen Hippolytes, das heut schon in aller Morgenfrühe das Haus beunruhigt hatte.

Maurice hatte sein Skizzenbuch vor sich, in dem er zum soundsovielten Male seine schöne Mutter porträtierte, die ganz artig still hielt. Solange stand an Chopin gelehnt und

bat ihn, eines seiner komischen Gesichter zu schneiden, oder den alten Sam aus der Herberge zu kopieren.

»Niemand kann das schöner wie Sie! Bitte, bitte, machen Sie den alten Sam, Herr Chopin.«

Sie strich ihm mit der kleinen runden Kinderhand so sanft bittend über die Wangen, daß er trotz seiner düsteren Stimmung fast schwach geworden wäre.

George fuhr energisch dazwischen.

»Nichts da, Solange. Du sollst unsere Gäste nicht quälen. Du siehst, Herr Chopin ist müde und nicht zu Späßen aufgelegt. Geht jetzt an Eure Arbeiten, kleines Gelichter.«

Solange verzog den hübschen Mund und Maurice betonte sehr energisch, daß er grade beim Dekorationsmalen sei und in keinem Fall an seine Exerzitien gehen könne.

»Wenn du nicht vorwärts kommst, mein Junge, mußt du darauf gefaßt sein, daß ich dir einen Hauslehrer kommen lasse.«

»Wenn es Boucoiran ist, meinerwegen!«

George gab dem Frechdachs einen kleinen Klaps.

»Du weißt recht gut, daß Herr Boucoiran in Paris mit Besserem beschäftigt ist, als dich unnützen Jungen Mores zu lehren. Und nun marsch, allons, alle beide!«

Als sie allein waren, nahm George Chopins Kopf zwischen beide Hände und küßte den Geliebten auf die Stirn.

»Armer Chip. Wie sehr sie dich alle quälen! Aber von heut ab sollst du Ruhe haben! In einer Stunde ist Hippolyte zu seinem Gastfreund in Bourges unterwegs und wird sich diesen Sommer nicht mehr in Nohant sehen lassen!

»Oh George, das hast du um meinerwillen getan? Wieder eine neue Dankesschuld!«

»Du brauchst mir nicht zu danken, Liebling. Ich bin selbst froh, wenn er fort ist, und glaubst du, daß Franz und Marie sehr erbaut von Hippolytes Gesellschaft sind? Nicht mal Delacroix findet ein rühmenswertes Modell an ihm.«

Er umfaßte sie sanft und küßte sie zärtlich auf den Mund.
»Oh George, George, wie lieb ich dich habe! Fand ich ein Wort, daß all mein Denken und Fühlen umschließt! Jedes ist zu arm dafür.«

Sie strich ihm liebkosend über das seidenweiche Haar.
»Sprichst du nicht in deinen herrlichen Tönen zu mir? Sie sagen mir mehr als Worte können. Wie ist es, Frédéric? Hast du deine wundervolle Mazurka gestern noch vollendet?« Er schüttelte den Kopf.

»Gestern nicht – du weißt –«

»Ja, ich weiß. Es ist ja nun vorüber. Heut Abend werden wir ganz unter uns sein und ein paar wundervolle Stunden haben.«

»Und eine wundervolle Nacht, George?«

Sie sah ihm glücklich in die Augen und lächelte geheimnisvoll.

»Vielleicht.«

»Wie recht hat Heine, wenn er von der Rätseltiefe deiner Augen spricht! Schade, daß er diesen Sommer in Deutschland ist.«

»Er wäre doch nicht nach Nohant gekommen und ich hätte ihn nicht darum gebeten. Viel mehr leid ist es mir, daß Balzac verhindert ist.«

George lachte.

»Nach seinen brieflichen Andeutungen scheint er irgend einer verrückten Entdeckung auf der Spur, die ihn in Paris festhält.«

»Du warst einmal sehr gut Freund mit ihm, Aurore?«

»Im Anfang meiner Karriere, ja. Ich habe viel von ihm gelernt und mag ihn trotz all seiner Extravaganzen gut leiden. In den letzten Jahren habe ich wenig mehr von ihm gesehn. Auch von manchen anderen Freunden nicht. Über der Arbeit geht das Leben gar zu schnell an einem vorüber.«

Sie kam noch einmal auf Chopins neues, unter dem Dach von Nohant entstandenes Werk zurück.

»Ich habe eine Bitte, Chip. Widme mir deine Mazurka! Diese erste in Gis-Moll und die drei anderen, die du noch projektierst! Du sagtest selbst, unsere Liebe habe sie gezeugt, dein Glück sie geboren!«

Als er nicht antwortete, sondern mit trübem Lächeln vor sich hinblickte, fragte sie irritiert.

»Du willst nicht? Ja, warum nicht in aller Welt?«

»Verstehst du das nicht ohne Worte?«

Sie zuckte die Schultern.

Was konnte er meinen?

»Sieh, meine George, meine süße kleine Aurore, ist es nicht genug, wenn unsere Liebsten und Nächsten wissen, wie nahe wir uns stehn? Geht es die Welt an, was wir fühlen? Würde ich je deinen geliebten Namen auf eines meiner Werke setzen,¹ ihn mit dem meinen zugleich in die Welt hinausstreuen, es wäre ein sicheres Zeichen, daß unsere Liebe tot wäre. Gott wolle es verhüten.«

George schwieg und erhob sich langsam von ihrem Sitz an Chopins Seite.

¹Chopin hat George Sand aus Gründen feinfühligter Diskretion niemals ein Werk gewidmet.

»Ich will jetzt zu meinen Armen gehn. Auf Wiedersehn, Frédéric.«

Er machte eine Bewegung ihr zu folgen.

»Laß nur. Ich weiß, Armut und Elend sind dir zuwider.«
Er nahm still ihre Hand.

»Verzeih! Es ist gewiß nicht das Rechte. Aber ich kann nicht dagegen an!«

Sie saßen auf der Parkterrasse. George und Chopin schweigsam, ein wenig voneinander entfernt, Liszt und die Gräfin in heiterster Laune. Unten im Park ging Delacroix mit den Kindern. Er erklärte Maurice, wie die Wirkung der sanft einfallenden dämmernden Schatten sich in Farben umsetzen lasse und versprach Solange, ihr ein reizendes Engelskostüm für die Märchenaufführung zu zeichnen, die Maurice in Szene setzen wollte.

»Du wirst alle Herzen bezaubern, meine kleine Solange.«

»Sie sind viel netter als Herr Chopin,« versicherte Solange geschmeichelt, »er wollte heute absolut keine Gesichter schneiden, so sehr ich ihn darum bat!«

»Dummes Ding,« fiel Maurice der kleinen Schwester ins Wort. »Masken macht man nicht am hellichten Tage. Übrigens hat Herr Chopin mir versprochen, bei unserer Vorstellung hinter der Szene zu spielen. Wenn das nicht nett ist!«

Solange zuckte verächtlich die weichen, runden Schultern.

»Gesichterschneiden ist viel schöner, oder wenigstens wieder mal Blindkuh spielen!«

Oben erzählte Marie ihre erste und einzige Begegnung mit Goethe, die sie als ein kostbares Kleinod treu im Herzen bewahrte.

»An einem schönen Herbstsonntagnachmittag spielte ich mit meiner Kusine im Garten Onkel Bethmanns¹ in Frankfurt am Main. Plötzlich sahen wir durch die lange, gerade Allee einen stattlichen, alten Herrn auf uns zukommen, neben ihm der Onkel, um ihn und hinter ihm die ganze Familie, als ehrerbietige Gefolgschaft.

»Es ist der Herr von Goethe«, flüstert mir meine Kusine zu.

Gleichzeitig höre ich meinen Namen rufen. Mein erster Gedanke war, davonzulaufen, mich zu verstecken, aber es war schon zu spät. Der Onkel und Herr von Goethe standen dicht neben mir. »Dies ist meine kleine Nichte Flavigny«, hörte ich den Onkel sagen.

Goethe lächelte gütig und sprach ein paar Worte mit mir, die ich in meiner Verlegenheit nicht verstand. Dann ließ er sich auf einer Gartenbank nieder und behielt mich an seiner Seite.

Erst allmählich, während er sich mit den Verwandten unterhielt, fand ich den Mut, in das edelschöne Antlitz des Dichters aufzusehen. Sein Flammenblick erwiderte meinen schüchternen, während seine Hand wie spielend über meine Locken glitt. Ich wagte nicht zu atmen. Fast wäre ich ihm zu Füßen gefallen. Ich hatte das Gefühl, daß die magnetische Berührung dieser Hand für mich ein Segen, eine Art göttlicher Vorsehung bedeute.«

Tiefe Stille herrschte, nachdem die Gräfin ihre Erzählung geendet.

Liszt beugte sich über sie und küßte die blonden Locken, auf denen Goethes Hand ruhte. Auch George und Chopin

¹Die Mutter Marie von Flavignys, verheiratete Gräfin d'Agoult, war die Schwester Moritz von Bethmanns, dessen Kunstsinn Goethe so hohe Anerkennung zollte.

saßen eng beieinander Hand in Hand. Die Erinnerung an das Genie des größten deutschen Dichters hatte alles Kleinliche ausgelöscht.

Nach einer Weile fragte George: »Wollen wir ein wenig musizieren?«

Liszt war sofort dazu bereit. Er ging in den Salon, dessen Türen weit offen standen. Nach einem kurzen, brillanten Präludium fing er an, eine von Chopins »Grande Polonaise« zu intonieren. Chopin hörte aufmerksam zu. Nach einer kleinen Weile fing er an unruhig zu werden und auch Marie sah mit einem Ausdruck gespannten Staunens nach der offenen Tür. In übermütiger Laune trug Liszt die Polonaise mit eigenen Variationen geschmückt vor.

Chopin erhob sich mit einem verstörten, nichts gutes kündenden Gesicht. Die Frauen sahen sich ängstlich an.

Delacroix, der mit den Kindern aus dem Garten heraufgekommen war, sobald Liszt die Tasten gerührt hatte, vermochte sich den stummen Vorgang nicht zu erklären. Ein paar Augenblicke stand Chopin an den Türpfosten gelehnt. Dann übermannte es ihn.

»Ich bitte dich, mein Lieber,« sagte er, nur mit Mühe einen scharfen Ton unterdrückend, »wenn du mir die Ehre erweist, ein Stück von mir zu spielen, so spiele es auch so, wie ich es geschrieben habe. Mich dünkt Chopin allein hat das Recht, Chopin zu variieren.«

Liszt war nicht im Geringsten beleidigt. Er stand, auf und sagte artig:

»Gut, spiele du selbst.«

»Mit Vergnügen.«

Chopin setzte sich an seinen geliebten Pleyel. Im gleichen Augenblick flog eine dicke, graue Motte von der Terrasse ins

Zimmer, geradewegs in die Lampe auf dem Instrument und löschte sie aus.

Chopin bat, die Lampe nicht wieder anzuzünden.

Es war ihm in diesem Augenblick sehr lieb, daß niemand der auf der Terrasse sitzenden ihm ins Gesicht sehen konnte. Es war nicht notwendig, daß jedermann darum wußte, wie wehe ihm Liszt, wenn auch gewiß unabsichtlich, getan hatte.

Er spielte seine »Grande Polonaise« so hinreißend, wie nur er selbst seine Werke wiederzugeben vermochte. Als er geendet, konnte seine kleine Zuhörerschaft kein Ende finden, ihm zu applaudieren. Auch Liszt streckte ihm die Hand entgegen.

»Wahrhaftig, Freund, du hast recht. Die Werke eines Genies wie das deine, sind geheiligt. Es ist eine Entweihung, an sie zu rühren. Du bist ein Dichter der Töne, ich bin nur ein Virtuos.«

Chopin erwiderte den Händedruck des Freundes.

»Wir haben jeder unsere Eigenart, Franz, und das ist gewiß gut so!« – –

Um wenige Tage später saßen die Freunde wiederum auf der Parkterrasse beisammen. George hatte ihren Gästen ein paar Kapitel aus ihrem schon in Venedig entworfenen, jetzt nahezu vollendeten Roman »Leone Leoni« vorgelesen. Chopin hatte den Kindern sein Versprechen gehalten und Blindkuh mit ihnen gespielt, und für Solange den alten Sam aus der Dorfherberge so täuschend in Maske und Geste kopiert, daß auch die Erwachsenen aus dem Lachen nicht herauskamen.

Dann, als der warme Abend in die laue Nacht sank, wurde der Wunsch nach Musik laut. Chopin der stets bereit war zu

spielen, wenn er wußte, daß er seinen Zuhörern eine wirkliche Freude damit bereitete, gab vornehmlich Liszts Bitten mit Freuden nach. Sie traten alle zusammen in den Salon. Liszt zog die Vorhänge zu und löschte die Lichter.

Als Chopin sich an den Flügel setzen wollte, raunte er ihm ein paar leise Worte zu. Chopin trat zurück und unbemerkt von den Anwesenden nahm Liszt Chopins Platz ein. Man hatte um eine Wiederholung der »Grande Polonaise« gebeten.

»Einzig, einzig,« flüsterten die entzückten Zuhörer. »So kann nur Chopin Chopin spielen.«

Nachdem Liszt geendet, zündete Chopin die Lichter auf dem Klavier an. Das Staunen war unermesslich, als man Liszt am Flügel sah.

»Habe ich meine Scharte ausgewetzt, Frédéric?« fragte er liebenswürdig.

Chopin legte seinen Arm um die Schulter des Freundes.

»Auch ich glaubte wie die anderen, es sei Chopin, der gespielt habe. Du bist ein Teufelskerl, Franz, und kannst, was du willst.«

15. KAPITEL

So schön die Tage von Nohant gewesen waren, eine Enttäuschung hatten sie doch gebracht, und zwar eine sehr herbe: weder Chopins noch Maurice' Befinden hatte sich gebessert. Sobald kühle oder regnerische Tage kamen, ergab es sich, daß beider Gesundheit viel zu wünschen übrig ließ. George bat Doktor Gaubert, den einzigen Arzt, in den sie noch Vertrauen setzte, nach Nohant. Sie gab sich den Anschein, als sei es nur Maurice, um den sie sich Sorge.

Innerlich verzehrte sie die Angst um Chopin. Eine an sich nicht allzuschwere Erkältung hatte die heftigsten Anfälle von Husten und Brustbeklemmungen nach sich gezogen. Dazu kam, daß George schon in Paris hatte davon reden hören, Chopin sei brustleidend, um nicht zu sagen schwindsüchtig.

Es ließ ihr keine Ruhe, bis Gaubert ihn nicht untersucht hatte. Der Arzt, der schon für Maurice ein südliches Klima ins Auge gefaßt hatte, beruhigte Frau Dudevant, fügte aber hinzu, daß es nicht nur gut, sondern unumgänglich notwendig sei, daß auch Herr Chopin den Winter im Süden verbringe.

Nun stand George' Entschluß fest, ihre beiden Sorgenkinder in ein milderes Klima zu entführen, ehe die rauhe Jahreszeit einsetzte.

So traumhaft schön Chopin es sich dachte, mit der Geliebten und ihren Kindern, die ihm warm ans Herz gewachsen waren, einen Winter im Süden zu verbringen, so schwer war er von Entschluß. Ein Sklave seiner Gewohnheiten, hing der Gedanke, Paris, die Freunde und Bekannten, seinen Arzt, sein Zimmer, sein Klavier zu verlassen, wie Bleigewichte an ihm.

Dazu kam, daß er aus dem Plan, mit George Sand eine lange weite Reise zu unternehmen, um jeden Preis ein Geheimnis gemacht haben wollte. Es drückte ihn schwer, daß er zumindest Gutmann und Fontana würde einweihen müssen.

Gutmann, der seine Stelle bei einer Anzahl Schüler und Schülerinnen einnehmen, und in Gemeinschaft mit Fontana ihn geschäftlich würde vertreten müssen!

Ein dritter Grund, der Chopin nicht zum Entschluß kommen ließ, war der triftige, daß er kein Geld hatte. Wenn Camille Pleyel nicht darauf einging, ihm 2000 Franken Vorschuß auf die geplanten »Vingt-quatre Préludes pour le piano« zu geben, war an eine Realisierung seiner Träume überhaupt nicht zu denken.

»Fahr nach Paris, Chip,« machte George seiner Unschlüssigkeit ein Ende. »Bered dich mit Gutmann und Fontana. Bestimme Pleyel und vergiß keinen Augenblick, daß es nicht um unsere Liebe, sondern um deine Gesundheit geht, die, wie mich Gaubert versichert, aufs schlimmste gefährdet ist, wenn du den Winter nicht im Süden verbringst. Ich habe mich für Majorca entschlossen. Klima und Vegetation sollen bezaubernd sein. Du und Maurice, ihr werdet mir gesund werden. Wir werden arbeiten. Wir werden glücklich sein.«

Glückstrahlend kehrte Chopin eine Woche später von Paris nach Nohant zurück.

Alles war aufs beste geordnet. Pleyel gab das Geld. Die Freunde hatten versprochen, ihn aufs beste zu vertreten und ihn über alles Wichtige auf dem laufenden zu halten.

Daß er Gutmann und Fontana verpflichtet hatte, nichts darüber verlauten zu lassen, daß er die Reise nach dem Süden in Gesellschaft von George Sand mache, verschwieg Chopin der Freundin. Was seinem Zartgefühl die höchste Ehrung für die geliebte Frau dünkte, würde sie als kränkende Verleugnung ihrer Person auffassen. Sie verstanden sich nun einmal auf diesem Punkt nicht. Wozu an Dinge rühren, die ihm schon mehr als eine Wunde geschlagen hatten!

George neckte.

»Und wirst du den Freunden auf ihre Nachrichten Antwort geben, oder wirst du dich brieflich ausschweigen wie

in Paris, wo du lieber von einem Ende der Stadt zum andern läufst, mündlich deine Botschaften anzubringen, ehe du dich entschließt, auch nur das kleinste Billet zu schreiben.«

Er küßte sie zärtlich auf den neckenden Mund.

»Es wird schwer halten, mein liebes Herz, per pedes von Majorca nach Paris zu eilen, um Gutmann über die Fortschritte meiner Schüler auszufragen und Pleyel zu berichten, wie weit ich mit meinen Präludien und seinem Vorschuß gekommen bin.«

George Sand war mit ihren Kindern und einer Kammerfrau in den ersten Tagen des November aufgebrochen. In Perpignan trafen sie mit Chopin zusammen, der in der Vorfreude auf eine herrliche Zeit die vier Tage und vier Nächte im Postwagen sehr gut ertragen hatte. Bei blauem Himmel und strahlendem Sonnenschein wurde die Überfahrt von Port-Vendres nach Barcelona zurückgelegt. So groß auch beider Sehnsucht nach Majorca war, hielt die erste Station auf spanischem Boden sie doch für ein paar Tage fest. Da die Wanderungen durch die Stadt, die Besichtigungen der Sehenswürdigkeiten und Eigentümlichkeiten Barcelonas sich für Chopin bald als zu anstrengend erwiesen, ließ George Barcelona Barcelona sein und schiffte sich bereits am dritten Abend mit ihren Sorgenkindern und der wilden, in Gesundheit strotzenden Solange auf dem Mallorquin nach Palma ein.

Die Nacht war dunkel, aber wundervoll mild. Alles an Bord schlief, bis auf George, die an Deck geblieben war und nachdenklich dem phosphorisierenden Leuchten im Kielwasser des Schiffes zusah.

Plötzlich fühlte sie zwei Arme um ihren Hals und einen Kuß auf ihrer Wange. Chopin hatte es in der engen heißen

Kajüte, in die sie ihn fürsorglich verbannt hatte, nicht ausgehalten. George schalt ein wenig, dann aber war sie's zufrieden, den geliebten Freund an ihrer Seite zu haben. Sie wickelte ihn fester in seinen Mantel. Still saßen sie Hand in Hand und sahen in die dunkle, sternenlose Nacht, die wie eine rätselhafte Verheißung über ihnen lag. Andächtig lauschten sie auf das leise Rauschen der Wellen und das sanfte Lied des Steuermanns, das in seinen Rhythmen und Modulationen seltsam fremdartig an ihr Ohr schlug. Bei anbrechendem Tage kamen die steilen Ufer von Majorca in Sicht und um acht Uhr in der Frühe schiffte der Mallorquin seine Passagiere, die nicht nur aus zweibeinigen Individuen, sondern zum Gaudium Solange's auch aus einer zahlreichen Herde rosiger Schweine bestand, in Palma aus. –

Es war ein völliger Rausch, der George und Chopin umfing, als sie den Fuß auf dies märchenschöne Eiland setzten. Sie wußten nicht, was sie mehr entzückte, die Eigenart der Stadt mit ihrem Reichtum an interessanten Bauten, der wundervollen Kathedrale, dem Börsengebäude, dem stattlichen Rathaus und dem imposanten Palacio real, oder die nahen Berghänge mit ihren Öl-, Mandel- und Maulbeerbäumen, die Talsenkungen mit ihren grünen Orangepflanzungen, die malerischen kleinen Bauernhütten in arabischem Stil!

Sie drückten einander die Hand und sahen sich tief in die Augen. Wie befreit hob sich Chopins müde, kranke Brust.

»Wie schön ist es, hier zu sein! Welch ein Glück, George! Ach, welch ein Glück!«

George hatte die Kammerfrau mit den Kindern vorangeschickt, um ein Gasthaus zu erfragen. Mit hilfloser Geberde kehrte Lisette, Solange mit übermütigem Lachen, Maurice

mit ernster, ruhiger Miene an den verabredeten Platz des Rendezvous zurück.

»Es gibt nichts, kein einziges Gasthaus, Mama. Es soll überhaupt nicht leicht sein, Unterkunft zu finden. Die Leute hier sind schwerfällig und mißtrauisch. Dazu furchtbar arm und o, wie gräßlich unsauber.«

Solange schrie vor Lachen. »Wir müssen auf der Straße schlafen, chère maman! Wie arme Vagabunden! Welch ein Spaß!«

Chopin machte ein verstimmtes Gesicht. Armut und Unsauberkeit! Zwei Dinge, an die nur zu denken ihn krank machte!

»Komm komm, Chip,« tröstete George lächelnd, »es wird sich schon etwas finden.«

George betrachtete eine ganze Anzahl von Häusern, in denen Zimmer leer standen, aber sie kam jedesmal kopfschüttelnd, unverrichteter Sache zurück. Endlich fanden sie ein Unterkommen, bei dessen Anblick Chopin ein Grauen überfiel.

Drei kleine Zimmer in einem jämmerlichen Hause, beinahe unmöbliert. Drei Feldbetten, vier Strohstühle und ein paar Matten, das war alles.

Überdies roch die ganze Wohnung nach Knoblauch und Zwiebeln. Chopin stemmte sich wie ein störrischer Gaul. George redete gut zu. Es war das einzige Quartier, das wenigstens die Möglichkeit gab, ein paar Tage darin zu hausen.

»Sei gut, Chip. Nur für diese Nacht. Wir können nicht, wie Solange es sich so spaßhaft denkt, auf der Straße kampieren. Geh mit dem Wildfang spazieren. Setzt Euch irgendwohin, wo es schön ist. Wir haben Sommerhitze, sie wird dir

gut tun. Laßt Euch eine ordentliche Mahlzeit geben. Maurice und ich, wir werden mit Hilfe Lisettes schon ein wenig Ordnung und bessere Luft schaffen.«

Als die beiden gegangen waren, nahm George ihren großen Jungen beiseite.

»Sei du klug und vernünftig, mein Junge! Laß dir nichts von Ekel merken, selbst wenn wir Ungeziefer in den Betten und Skorpione in der Suppe finden, die ich uns bestellt habe. Mit jeder Grimasse würden wir unsere Wirtsleute verletzen. Sie beobachten schon jetzt mit Mißtrauen unsere Mienen und werden jedenfalls eine schwere Beleidigung darin sehen, daß wir Reinigungs- und Lüftungsversuche wagen.«

Maurice nickte und verschlang hungrig die Suppe, die die Wirtin gerade auftrug. Es waren zwar keine Skorpione, aber dafür soviel Pfeffer und Knoblauch darin zu finden, daß sie wie Feuer im Munde brannte.

Als Chopin und Solange nach ein paar Stunden wiederkamen, ganz erfüllt von der wundervollen Landschaft, die die Stadt in nächster Nähe umgab, herrschte endlich so etwas wie Sauberkeit und gute Luft in den drei engen Räumen.

Am zweiten Tage fand George außerhalb der Stadt eine wundervoll, mitten in einem großen Garten gelegene Villa, um den billigen Preis von 50 Francs monatlich. Sie gehörte einem Senor Gomez, der mit seiner Familie in einem kleinen Nebenbau wohnte. Auch in der Villa war die Einrichtung allerprimitivster Art, die Wände einfach weiß getüncht.

Dafür aber war das Haus gut, vielleicht zu gut ventiliert und machte seinem Namen Son-Vent – Haus des Windes – alle Ehre. Seine Lage am Fuß sanftgerundeter, fruchtbarer

Berge, mitten in einem Tal voll üppigster, südlicher Vegetation, seinem Blick auf die Kathedrale und einer wundervollen Rundschau über die See, war einfach zauberhaft.

Während George damit beschäftigt war, das Haus einigermaßen wohnlich zu machen, lebte Chopin in einem förmlichen Rausch des Entzückens. Er überwand sogar seine Schreibfaulheit, um die Freunde in Paris an seinem Glück teilnehmen zu lassen, zu dessen Vollendung nur das Klavier fehlte, das Pleyel ihm zu schicken versprochen.

»Mein lieber Freund!« so schrieb er an Fontana, »ich befinde mich in Palma unter Palmen, Cedern, Kak-tus, Aloe und Oliven-, Orangen-, Zitronen-, Feigen- und Granatbäumen usw., welche der Jardin des Plan-tes nur Dank seiner Ofen besitzt. Der Himmel ist wie ein Türkis, die See wie Lapis Lazuli und die Berge wie Smaragden. Die Luft? Die Luft ist genau wie im Himmel! Am Tage scheint die Sonne, und folglich ist es warm – alles trägt Sommerkleider. Während der Nacht hört man überall und zu jeder Stunde Gitarrenspiel und Gesang. Enorme Balkone mit überhän-gendem Weinlaub, Mauern aus der Araberzeit. – – – Die Stadt wie alles hier, weist nach Afrika! – – – Mit einem Wort ein reizendes Leben. Lieber Julius, gehe zu Pleyel – das Klavier ist noch nicht angekommen – und frage ihn, auf welchem Wege er es geschickt hat –. Die Präludien sollst Du bald haben.« –

Wundervolle Wochen ernster, fruchtbarer Arbeit, gemein-samen Genusses, folgten.

Während der kühleren Morgen- und Abendstunden wurden sie nicht müde, die fremdartige Landschaft zu durchstreifen. George gab sich aufs lebhafteste den Eindrücken hin, die die paradiesische Natur in ihr auslöste, während Chopins Empfindungen, von gleicher Tiefe, weniger offenkundig zutage traten. Auch wirkte die Landschaft nicht gleichmäßig auf ihn. Zuweilen, wenn zwischen die blaugoldenen Sommertage ein trüber Tag fiel, dunkle Wolken jagten und der Sturm über die See heulte, erfüllte ihn eine große Bangigkeit. Der durchdringende Schrei des Adlers auf der Klippenspitze, die düstere Unbeweglichkeit der von grauen Wolken umspinnenen Höhen, weckten Fieberphantasien in seiner Seele. Ja, sich selber unbewußt, sehnte er sich aus der großzügigen Welt, die ihn umgab, fort in die Stille seines engumfriedeten Arbeitsreiches.

Aber solche Stunden, wenn es wirklich Stunden waren, huschten vorüber wie Schatten, die ein strahlendes Gestirn vertreibt, kaum daß sie zu dunkeln beginnen.

Fast der ganze Tag gehörte der Arbeit. Viele Stunden widmete George dem Unterricht ihrer Kinder, den sie mit strenger Konsequenz vollkommen systematisch durchführte. In der übrigen Zeit schrieb sie an ihrem neuen Roman »Le compagnon du tour de France«, während Chopin an seinen Präludien komponierte.

Auf sein Spiel mußte George freilich noch immer verzichten. Das Klavier war an der Grenze festgehalten worden; da sie aber nicht leben konnten, ohne daß eines an der Arbeit des anderen teil hatte, versuchte Chopin, so gut es ging, die Geliebte mit Worten in den Gefühls- und Gedankeninhalt seiner Präludien einzuweihen.

Niemand war glücklicher als er, wenn er sich von der geliebten Frau verstanden wußte. Nicht immer gelang es. Dann konnte er reizbar und empfindlich werden und George mit seinen Launen quälen.

Seine krankhafte Einbildungskraft spiegelte ihm in solchen Stunden Bilder vor, die der Wahrheit nicht im Entferntesten entsprachen. George verstand ihn nicht mehr, also liebte sie ihn nicht mehr. Ihre Gedanken, ihre Gefühle, waren nicht mehr bei ihm, sie schweiften in eine ihm unbekannte Fremde. Oder: seine Kunst war im Niedergang begriffen. Sie konnte sich selbst einer Frau von der Intelligenz, dem Genie, der Leidenschaft einer George Sand nicht mehr verständlich machen. Er war ein kranker, abgetaner Mann!

Vergebens versuchte George, ihn zu beruhigen, ihm seine bizarren Einbildungen auszureden, nichts wollte helfen, bis irgend ein glücklicher Zufall, ein Brief aus der Heimat, eine schöne Blume, die Solange vor ihn hinlegte, ein wundervoller Duft, den ein Luftzug von den Bergen oder dem Meer herübertrug, ihm die bezaubernd liebenswürdige Anmut seines Wesens zurückgab.

Eines Abends, nach dem Spaziergang, las George ihm ein paar Kapitel aus ihrem neuen Roman »Le compagnon du tour de France« vor, den sie in Majorca beenden wollte.

Chopin folgte ihr mit Anstrengung und Staunen. Wie ganz anders als George' frühere Werke mutete die Geschichte dieses Handwerksburschen auf der Wanderschaft ihn an! Was er hörte, schien ihm der Gipfel des Doktrinären zu sein. Die Einflüsse der theorisierenden Demokratie Laménais' und Pierre Leroux' waren unverkennbar.

Während George las, erinnerte sich Chopin, schon im vorigen Winter bei Lamartine davon gehört zu haben, daß man

allgemein befürchtete, die Apostel des neuen Sozialismus, mit denen George sich nach der Trennung von Musset so eng verbrüdet hatte, möchten unheilvoll auf das Schaffen der Sand wirken. Bereits aus ihren letzten Artikeln für die »Revue des deux mondes« glaubte man den Schluß ziehen zu dürfen, daß der Dichterin über ihren sozialistischen Ideen die lebendigen und mächtigen Akzente, mit denen sie bisher die Seelen bewegt und erschüttert hatte, verloren gehen würden.

War schon eingetroffen, was man gefürchtet hatte?

Bekommen gestand Chopin sich's ein, dieser »Compagnon« war kein »Jaques«, keine »Lélia«!

Eitel Theorien, kühl erwogene, religiös-sozialistische Ideen, aber kein raschpulsierendes, blutwarmes Leben, klangen aus dem Motiv, daß eine junge adlige Dame einem Handwerker ihre Hand bietet und dieser Handwerker die gebotene Hand einfach ausschlägt. –

Chopin hatte über seinem Grübeln nicht bemerkt, daß George schon eine ganze Weile mit Lesen aufgehört hatte. Jetzt begegnete er einem seltsam dunklen Blick, der sich mit bohrender Frage auf ihn heftete.

»Mein lieber Freund, ich predige nicht gern tauben Ohren.« Sie stand auf, nahm ihr Manuskript und wollte sich entfernen.

»Aber George, ich bitte dich, ich habe aufs aufmerksamste zugehört. Meine Gedanken waren so ganz bei der Sache, daß –«

»Nun, und –?«

Er wollte ihr weder wehe tun, noch sie belügen. Es war ja auch viel des Großen und Schönen in dem, was er gehört,

viel glänzende Stilistik, viel psychologisierende Kunst. Vielleicht irrte er. Vielleicht irrten die anderen, wenn sie glaubten, daß George auf falschem Wege sei. Durfte er sie verwirren mit seinem Urteil?!

Mit raschem Wort durchschnitt sie die Kette seiner Gedanken.

»Ich weiß, was du denkst, Frédéric; ich sehe es deinen Mienen an. Mein Standpunkt ist der: einer verständigen Frau bedeutet ein verständiger und rechtlicher Mann unter allen Umständen – – – einen Mann, was immer sein Stand sein möge. Im übrigen, wenn deine aristokratische Denkweise dir ein Verständnis nicht gestattet, solltest du deine Religion zu Hilfe nehmen. Die Lehren Laménais' und Leroux', die ich zu verkörpern trachte, sind es wert, mit offenen Herzen und offenen Sinnen aufgenommen zu werden! Da du ein gläubiger Katholik bist, sollte es dir nicht allzu schwer fallen!«

Chopin hätte ihr antworten können, daß gerade das philosophisch-religiöse System, mit dem Pierre Leroux den Katholizismus zu ersetzen trachtete, jeden gläubigen Katholiken abschrecken mußte, daß ihm persönlich Leroux' Dogmen voll dunkler Phraseologie, der Mystizismus in seinen Reden, der seinen Worten einen Anschein von Tiefe geben sollte, von Grund aus antipathisch war, aber da er grundsätzlich schon seit langem jeden Disput über Religion sowie über soziale und politische Fragen vermied, sagte er nur:

»Ich wollte dir gewiß nicht wehe tun, Aurore, und bin überdies gar nicht befugt, den Richter über dein Schaffen zu machen. Nur, du weißt, ich habe keinen Sinn für das Gewaltsame, ich schrecke vor jeder Übertreibung zurück.«

»Ja, ja, ich weiß,« erwiderte sie spöttisch, »Michel Angelo flößt dir Schauern ein, Rubens ist dir unerträglich, der gigantische Beethoven zu kolossal. Du ziehst Raffael, Mozart und Haydn vor. Nun, jeder nach seinem Geschmack, mein Lieber. Ich befinde mich bei dem meinen recht wohl.«

Als ob diese erste ernsthafte Verstimmung auf der Palmeninsel der Auftakt zu quälendem Ungemach gewesen, setzte bereits am nächsten Morgen die langgefürchtete Regenzeit ein.

Bald erwies es sich, daß die märchenschöne Villa Son-Vent nahezu unbewohnbar wurde. Die Mauern waren so dünn, daß der Kalkbewurf wie Schwamm aufging, und wenn der Wind, der durch Türen und Fenster blies, auch nicht kalt war, wurde dieses Haus ohne Kamine, ohne jede Möglichkeit, es zu erheizen, doch bald zu einer Stätte fast unerträglichen Mißbehagens.

Um die Feuchtigkeit aus den Zimmern zu ziehen, die auf Chopins reizbare Atmungsorgane von nachteiligster Wirkung war, ließ George Kohlenbecken aufstellen. Die Wirkung war eine total verfehlte. Der reizende Geruch der Kohlen legte sich dem Erkrankten weit schwerer noch auf die Brust. Er begann heftiger zu husten und die Beängstigungen, die ihn im vorigen Winter so böse gequält hatten, stellten sich in erhöhtem Maße ein.

Chopin mußte das Bett hüten.

George war die sorgsamste Pflegerin. Sie umgab ihn mit einer zart erfinderischen Fürsorge, die heilsamer auf ihn einwirkte, als die Besuche der Ärzte samt ihren Medikamenten. Nur auf kürzeste Zeit wich sie von seinem Krankenlager. Sie kannte weder Müdigkeit, noch Abspannung, noch Langeweile. Ihre Kinder, ihre Arbeit waren für den Augenblick

beiseite geschoben. Maurice trotzte in wiedererwachender Gesundheit allen Unbilden der Witterung, Solange war die blühende Frische selbst; sie durften schon eine Weile sich selbst überlassen bleiben.

Nach und nach gelang es ihr, den Trübsinn zu brechen, der Chopin seit seiner Krankheit nicht mehr losgelassen hatte. Ihre Zärtlichkeiten, ihre gleichmäßige Liebenswürdigkeit, die Heiterkeit, die die Kinder um ihn verbreiteten, verscheuchten die finsternen Ahnungen, die ihn heimsuchten und ihm den Tod mit grauser Gewißheit vorspiegelten.

Langsam ließen die Beängstigungen, die fieberhaften Krisen nach. Der Zauber, den die geliebte Frau auf ihn übte, gaben ihm den Willen zum Leben zurück.

Langsam fand er die Harmonie seiner Seele wieder, ward er sich dankbar bewußt, was es für den Mann und Künstler bedeute, mit der Geliebten auf dieser zauberischen Insel zu weilen, die nur für den Augenblick durch graue Regennebel umdüstert war.

Nur der Husten wollte nicht weichen und dieser Husten war es, der eine neue Katastrophe heraufbeschwor.

Schon seit Chopin sich gelegt hatte, war es George' und Maurice' klug beobachtenden Blicken nicht entgangen, daß die Magd, die schlecht und recht die Küche versorgte und mit Lisette die Hausarbeit teilte, ihnen in weitem Bogen aus dem Wege ging. Sie war nicht dazu zu bewegen, das Krankenzimmer zu betreten, noch irgend ein Stück zu berühren, das aus dem Krankenzimmer kam. Dona Gomez und die Kinder umgingen das Haus nur in möglichst weiter Entfernung, und Senor Gomez selbst schien der Erdboden verschluckt zu haben. Auch die Lieferanten betraten das Haus

nicht mehr. Sie stellten die Waren vor der Tür der Villa ab, gleichviel ob es in Strömen darauf niederregnete.

Nach langen Kreuz- und Querfragen kam George hinter die Wahrheit: Chopin wurde der Lungenschwindsucht für verdächtig gehalten, eine Krankheit, die nach der Ansteckungstheorie der spanischen Heilkunde der Pest gleichkam.

Kaum war ihr die Erkenntnis dieser Lächerlichkeit aufgegangen, als aus Palma, wohin er sich geflüchtet, ein Brief Gomez' eintraf, in welchem der Biedermann in seinem eleganten spanischen Schriftstil erklärte, »man *hielte* in seinem Hause eine Person, welche eine Krankheit *hielte*, deren ansteckende Kraft sein Haus und voraussichtlich das Leben seiner Familie bedrohte, weshalb er bitte, sein *Palais* in möglichst kurzer Zeit zu räumen«.

In einer angefügten Nachschrift gab er den Herrschaften kund und zu wissen, daß sie selbstverständlich für das infizierte Bett, das dem Flammentode geweiht sei, ebenso für die Reinigung und einen neuen Anstrich der gesamten Wohnung aufzukommen hätten.

George verpflichtete Maurice, ihrem Vertrauten in dieser fatalen Angelegenheit, Chopin mit keinem Wort den wahren Sachverhalt zu enthüllen. Sein Zartgefühl hätte zu empfindlich darunter gelitten, wenn er erfahren, welche Konsequenzen seine Krankheit nach sich ziehe.

Die große Frage war, wo sollten sie hin, da sie in der Son-Vent weder bleiben wollten, noch konnten!?

Das Gerücht von der Pest, mit der Chopin Palma weit im Umkreis infizierte, hatte sich wie ein Lauffeuer verbreitet. Es war keine Hoffnung, selbst für den höchsten Preis auch nur für eine Nacht ein Obdach zu finden.

Mitten in diesem fruchtlosen Frage- und Antwortspiel zwischen Mutter und Sohn, ließ sich zu George' unermeßlichem Staunen ein Herr in der Villa melden. Es war schwer, ihm einen trockenen Platz anzubieten. In komischer Verzweiflung wies George auf die durchnäßten Möbel und den Fußboden, über den kleine Lachen ungeniert ihre Spuren zogen.

Der Besucher nahm die Dinge gleichfalls von der heiteren Seite. Er stellte sich George als der französische Konsul vor, der gekommen war, der Familie in seinem Hause ein Obdach anzubieten, bis sich eine brauchbare Wohnung gefunden habe; im übrigen sei er einer solchen bereits auf der Spur.

Zum sofortigen Transport für den Kranken bot er seinen Wagen an und mit einer Erleichterung, die beinahe so groß war, wie das Entzücken bei ihrem Einzug, verließen sie das ungastliche Son-Vent.

Schon am nächsten Morgen fuhren George und Maurice nach dem Karthäuserkloster Valdemosa hinaus, an das der Konsul sie gewiesen hatte. Ein spanischer Flüchtling hatte sich aus politischen Gründen seit Monaten mit seiner schönen Gattin in den alten Mauern verborgen gehalten.

Aus unaufgeklärten Gründen mußte das geheimnisvolle Paar plötzlich die Gegend verlassen. Die Zellen, die sie bewohnt hatten, waren frei geworden.

Nichts stand im Wege, daß George mit den Ihren endlich eine bleibende Stätte darin fand.

16. KAPITEL

Valdemosa! So hold der Klang des alten Karthäuserklosters sich ins Ohr schmeichelte, so hold waren die Tage,

die dem Einzug in die alten grauen, halbverfallenen Mauern des verlassenen Klosters folgten. Mitten in den Bergen, zwischen Felsen und See, stieg es auf. Rings umgeben von fruchtbaren Höhenzügen, grünen Tälern, durchrieselt von silberklaren Bächen, umhegt von Rosen und Orangen, von blühenden Palmen- und Feigenbäumen.

Chopin erholte sich sichtlich, trotzdem der Regen nicht aufhören wollte.

Nur die äußeren Daseinsbedingungen wollten sich immer noch nicht regeln lassen; ja sie wurden für Chopins verwöhnten Geschmack, für sein subtiles Empfinden zu förmlichen Qualen.

George tröstete liebevoll und geduldig:

»Nur Mut, Chip. Es wird sich alles machen! Nur nicht den Kopf verlieren.«

»Zwischen Felsen und See, in einem großen verlassenen Karthäuserkloster, in einer der Zellen, mit Türen größer als die Tore von Paris, stelle Dir mich vor, unfrisiert, ohne weiße Handschuhe, bleich wie gewöhnlich.«

So schrieb Chopin an Fontana, ohne mit einer Silbe seine innere Glückseligkeit zu berühren.

»Die Zelle hat die Gestalt eines Sarges, ist hoch und an der Decke voll Staub. Die Fenster klein, vor den Fenstern Orangenbäume, Palmen und Zypressen; dem Fenster gegenüber, unter einer maurischen Filigran-Rosette steht mein Bett. An seiner Seite ein altes viereckiges Ding, einem Schreibtisch ähnlich, kaum benutzbar; darauf ein schwerfälliger Leuchter (ein großer Luxus) mit einem kleinen Talglicht. Werke von

Bach, meine Notizen und alte Schreibereien, die nicht von mir herrühren, das ist alles, was ich besitze. Völlige Stille . . . , man könnte laut schreien und niemand würde einen hören . . . kurz, es ist ein sonderbarer Ort, von dem aus ich Dir schreibe.«

Während Chopin trotz allen äußeren Ungemachs fleißig an seinen Präludien arbeitete und sich, bis das längst avisierete Pleyelsche Instrument eintraf, mit einem armseligen Majorcaer Klavier begnügte, von dem George behauptete, daß es wie das Klagegeheul eines eingemauerten Mönches durch die Hallen seufze, während Solange sich mit dem régime indirect und dem Partizipium plagte, Maurice den Thucydides verwünschte und nach der Sonne seufzte, die ihm endlich das Durchstreifen der mit tausend rätselvollen Schönheiten angefüllten Landschaft gestattete, tat George, was in ihren Kräften stand, um das Leben zwischen den Klostermauern nach Möglichkeit behaglich zu gestalten.

Freilich waren die Tische und strohgeflochtenen Stühle, die sie für teures Geld erstand, um nichts besser, als man sie in den Bauernhütten der Berry fand. Das Sofa aus weißem Holz, mit Kissen von Matratzenstoff und einer Wollstopfung, konnte nicht gerade bequem und üppig genannt werden und die großen, gelben Ledertruhen waren allenfalls Kuriosa, durften aber nicht als vollgültiger Ersatz für die fehlenden Kleiderschränke gelten. Hingegen bewährten sich die Feldbetten mit ihren sauberen Matratzen und den wattierten Kattunsteppdecken vortrefflich. Matten und dickwollige Schaffelle, ein eigens in Palma für sie fabrizierter Ofen von merkwürdiger Form, den eine reizende Tonvase mit einer Efeugirlande krönte, ein schwerer gotischer Stuhl

aus geschnitztem Eichenholz mit einem zur Aufbewahrung von Büchern eingesetzten Kasten, den George von Sakristan aus dem verschlossenen Betzimmer eines Mönches erbettelt, machten den Luxus und das Behagen der kleinen Klosterwohnung aus.

Fruchtloser waren George' Anstrengungen in bezug auf die Verpflegung. Die wundervollen, saftigen Trauben, die Kartoffeln aus Malaga, die Kürbisse aus Valencia, in gebratenem Zustand serviert, waren die einzigen Speisen, die allgemeinen Beifall fanden. Wie gern hätte George, zum mindesten für Chopin, eine kräftige Fleischbrühe, saftiges Geflügel, zartes Wildpret, wohlschmeckende Fische zubereitet!

All diese schönen Dinge gehörten ins Reich der Unmöglichkeiten. Das Geflügel bestand aus Haut und Knochen, die Fische waren trocken, fast ungenießbar. Schwein, Schwein und abermals Schwein, Schwein in jeder möglichen und unmöglichen Gestalt, war die Losung. Schweineschmalz und Öl die Zutaten, die keinem Kochkünstler und keiner Kochkünstlerin aus Händen zu winden waren.

Dazu kamen die Schwierigkeiten des Einkaufs. Da niemand von ihnen die Kirche besuchte, hatten sie sich bei den Dorfbewohnern von Valdemosa nicht eben beliebt gemacht.

Wenn die Bauern sich überhaupt dazu herabließen, den »Ketzern« etwas zu verkaufen, rechneten sie das Doppelte und Dreifache des eigentlichen Preises dafür an und lieferten die denkbar schlechteste Ware. Das Brot war so hart wie Schiffsgebäck, Fleisch und Gemüse vom Regen durchweicht, die Früchte halb verfault. Wenn es sich irgend einrichten ließ, fuhr George selbst nach Palma hinein, um wenigstens Chopins subtilen Geschmack einigermassen zu befriedigen.

Eines Tages brachte sie eine freudige Nachricht mit, die Ankunft des langerwarteten Klaviers. Chopin war außer sich vor Freude. Nun galt es noch ein vierzehntägiges Hin und Her, ehe das Instrument gegen dreihundert Francs Eingangszoll von der Douane abgeholt werden konnte. Glücklicherweise wurde es ohne Unfall ausgeschifft und feierlich im Karthäuserkloster in Empfang genommen. –

Seit Chopin seinen geliebten Pleyel wiederhatte, schien ein neuer Geist über ihn gekommen zu sein. Das stark poetische Empfinden, das ihm beim Betreten der Insel aus jedem ihrer zauberischen Winkel entgegeneströmt, war wieder Herr über ihn geworden.

Er komponierte unermüdlich mit einer wunderbaren Leichtigkeit, wie in einem Rausch, aus dem es kein nüchternes Erwachen gab.

In dem Blumengarten mit seinen Granaten, seinen Zitronen- und Orangenbäumen, der sich unter seinem Fenster dehnte, spielten die Kinder. Maurice hatte sich an die langersehnte Gartenarbeit gemacht. Er grub einen Teil der Beete um, er pflückte gemeinsam mit Solange die reifen Früchte von den Bäumen, er ließ die noch immer sichtbaren Spuren des Regens durch kleine, selbstgegrabene Kanäle in den gemauerten Kanal am Gelände der Terrasse ablaufen.

Es war schon gegen Abend, dem Abend des Fastnachtsdienstag, als Solange's lockendes Rufen: »Chip, Chip, Chip!«, das dem Tirili einer Lerche glich, Chopin von seinen Noten aufsehen ließ.

Mit kräftigeren Akzenten rief Maurice nach der Mama, die, endlich der Wirtschaftseinrichtungen ledig, an dem Schluß des »Compagnon« arbeitete.

Als beide in den Garten hinunterkamen, hörten sie ein sonderbar klapperndes Geräusch. Maurice legte den Finger auf die Lippen, und Solange flüsterte geheimnisvoll: »Gebt nur acht, gebt nur acht, es ist etwas furchtbar merkwürdiges, was jetzt kommt,« und dabei steckte sie, von einem angenehmen Gruseln erfaßt, den reizenden Kopf in die Falten von George' leichtem, weißen Sommerkleid.

Näher, ganz nahe kam das Geräusch. Noch konnten sie nichts erkennen, als einen langen Zug dunkler Gestalten, der sich zwischen den Felsen dem Kloster entgegenwälzte. Endlich erschien ein schwacher Schimmer weißen Lichtes, hinter ihm der rote Schein von Fackeln, zuletzt eine Bande halb lächerlicher, halb grauslicher Gestalten, von dem gehörnten Luzifer geführt, dessen blutrotes Gesicht sich wahrhaft teuflisch von seiner schwarzen Gewandung abhob.

Solange, die neugierig zwischen George' Rockfalten hervorgelugt hatte, kreischte laut auf vor Entsetzen und grub ihr reizendes Gesichtchen tiefer in den weichen, durchsichtigen Stoff.

Chopin, leicht irritiert und nervös, hatte den Arm um George gelegt; Maurice stand allein seinen Mann und sah den springenden Teufeln mit Vogelköpfen und Pferdeschwänzen, den Teufelinnen im grotesken Flitterstaat, den entführten Schäferinnen in weißen und rosaroten Gewändern, lachend ins Gesicht, wie sie mit ihren klappernden Kastagnetten näher kamen, und schließlich mit Kreischen und Geschrei in der Zelle der Schaffnerin Maria Antonia verschwanden, in der sie ein Fastnachtstänzchen zu riskieren gedachten.

Alle drei lachten sie weidlich über den grotesken Spuk. Nur Solange wollte sich nicht beruhigen und mußte zu Lisette in die hinterste Zelle gebracht werden, wo sie nichts mehr von der Teufelsmusik hören konnte.

Bei Maria Antonia begann das aus einer kleinen Gitarre, einer kreischenden Violine und vier Paar Kastagnetten bestehende Orchester, die kühnen Rhythmen des heimischen Jotas und Fandangos zu spielen. Maurice hatte sich zu den Tanzenden, reichen Pächtern und wohlhabenden Dorfbewohnern aus der Umgegend, gesellt. George und Frédéric saßen auf einer Bank vor der Zelle und hörten der Musik eine Weile schweigend zu.

Endlich fragte George:

»Findest du sie sehr heiter, diese Tanzmusik der Insulaner? Sie scheint mir eher etwas Melancholisches zu haben.« Chopin nickte.

»Sie ähnelt den spanischen Rhythmen, mag aber streng arabischen Ursprungs sein. Höre nur diesen Bolero. Er ist nicht uninteressant, aber die andalusische Grazie fehlt ihm völlig.«

Jetzt setzten die Kastagnetten zu einem Wirbel ein, der wie der Wirbel einer Trommel klang. Dann wurde er plötzlich durch eine unisono gesungene Melodienphrase unterbrochen, die nicht enden zu wollen schien.

Chopin wurde unruhig.

»Die Musik macht dich nervös. Komm Chip. Folgen wir Solange's Beispiel.«

Chopin lächelte.

»Soll ich mich hinter Lisettes Rücken verstecken? Das würde dir wenig gefallen, mein Liebling.«

Über den Felsen war der Mond aufgegangen. Chopin schlang den Arm um die Geliebte und führte sie durch das Geklüft ein Stückchen talwärts.

Zwischen den Rosen- und Orangenbüschen, auf denen tagsüber die Sonne warm geschienen, fanden sie ein Ruheplätzchen.

Eine ganze Weile saßen sie Hand in Hand, ohne sich zu rühren, wie eingehüllt in traumhafte, düfteschwere Stille. Dann zog er die Geliebte ans Herz und küßte sie heiß und verlangend, während seine Hand liebkosend über das weiße, weiße Gewand strich, das sie nur wie ein Hauch umhüllte.

»Wie schön du bist, George. Ach, wie ich dich liebe!«

Sie hob das Haupt und sah ihm tief in die zärtlichen, braunen Augen.

»Du hast Schöner geliebt, mein Chip, und du wirst Schöner lieben!«

Er schüttelte den Kopf.

»Niemals, George!« Es klang feierlich durch die Stille.
»Niemals werde ich ein Weib lieben nach dir!«

Sein Atem ging schwer vor tiefer, innerer Bewegung. Sie fürchtete, er möchte sich wieder schaden in der kühler werdenden Nachtluft. Sie mahnte zum Aufbruch. Er aber wollte nichts davon hören. Er wollte allein sein mit der schweigenden Nacht und der geliebtesten aller Frauen. Sie strich ihm sanft mit der Hand über das seidenweiche Haar. Mit ihrer weichen, bedeckten Stimme sagte sie:

»Ich will nicht den Mentor spielen und dich mahnen, vernünftig zu sein. Du, und dieser Tag, waren so heiter, lassen wir ihn ausklingen wie er begonnen hat.«

Chopin nahm ihre Hand und küßte sie mit lebenswarmen Lippen.

Ein Gefühl heißer Dankbarkeit schwoll in ihr auf. Gottlob, es ging ihm besser. Bald vielleicht war er genesen. Nicht wie den armen Fieberkranken von den Lagunen würde sie diesen Mann nach Paris heimsenden oder bringen müssen!

Chopin hatte ein Rosenbüschel gebrochen, das neben ihm niederhing und streichelte in rhythmischen Bewegungen George' schöne Hand damit.

»Du hast recht, ich war heiter heut und ich hatte tausende von Gründen dazu. Soll ich sie dir erzählen?«

Er lehnte sich mit einer anmutig-scherzhaften Gebärde an ihre Schulter.

»Du warst da, meine Geliebte, lieb und schön! Auf meine Préludes wird Pleyel nicht mehr lange zu warten brauchen. Ich bin heute trotz aller Selbstkritik zu der Überzeugung gekommen, sie gelingen, sie werden ganz das, was ich gehofft und gewollt. Oh, und das ist noch lange nicht alles. Höre nur weiter. Als der laue Wind von der See her durch mein Zellenfenster strich, als mein Blick den fernen weichgeschwungenen Höhenzügen folgte, über denen der Himmel blaute, als Rosen und Orangen ihre Düfte bis in den fernsten Winkel meiner Zelle sandten, da fiel mir die Mazurka in Cis-Moll ein, nach der ich schon so lange gesucht habe. War es nicht ein Tag zum Glücklichsein?!«

»Und der Brief aus Paris?«

Chopin lächelte.

»Er kam von Gutmann! Er scheint gut mit meinen Schülern fertig zu werden. Die Anfänger exerzieren brav ihr Clementisches ›Gradus ad Parnassum‹, mit dem mir jeder anfangen muß. Übrigens dürfen sie mit dem Tausch ganz zufrieden sein. Adolf geht sicherlich sanfter mit ihnen um als ich. Er wird nicht maßlos heftig wie ein gewisser Monsieur Chopin, sobald ein harter Anschlag seine Nerven foltert, oder ein Schüler schwer begreift. Er wird auch keine Stühle oder Bleistifte zerbrechen, wie ein gewisser polnischer Heißsporn, wenn er Grund zum Ärger zu haben glaubt.«

»Du mit deinen feinen zarten Fingern Stühle und Bleistifte zerbrechen? Du, der du die Tasten mehr zu streicheln als anzuschlagen scheinst?« fragte George mit ungemessenem Staunen.

»Sie sind nun einmal so ungeberdig, diese zarten Finger, wenn sie in Rage und Wut geraten. Aber lieber streicheln und kosen sie zur Nacht im Rosenhain ein wunderwundervolles Weib, mit Märchenlocken und tiefen, tiefen Nixenaugen. Oh George! George!«

Er preßte sie an sich, durstig, heiß. Er küßte ihre dunklen Locken, ihre schwellenden Lippen, die wundervollen Schultern, die ihm aus dem spinnwebfeinen, weißen Stoff entgegenblühten. Sein ganzes Wesen löste sich wie in eine weiche, wohlige Glückswelle, die alles zu verschlingen schien, was je an Qual und Pein auf ihm gelastet hatte. — — —

Der Mond stand hinter Wolken, als sie eng umschlungen durch die Felsen wieder zum Kloster aufstiegen.

George bog den Kopf zurück, daß er auf seiner Schulter lag und sah zum Himmel auf.

»Wolken! Hoffentlich künden sie keinen schlechten Tag. Ich möchte morgen mit Maurice auf Abenteuer ausziehen.

Du weißt, wir sind beide leidenschaftliche Mineralogen. Wir wollen in die zwei Stunden entfernten Höhlen, wo sich Alabaster, Achat, Jaspis und Bergkrystall finden soll. Begleitest du uns, Chip?»

»Nein, mein Lieb, ich würde nur eine Last für euch sein. Und dann, du begreifst, ich möchte mich nicht unterbrechen. Mein Glück soll Pleyel nicht zu kurz kommen lassen. Am Ende aller Enden verdank ich ihm die Seligkeit, bei dir zu sein.«

Die Wolken hatten recht behalten. Der nächste Tag und auch der kommende war wenig einladend für eine weite Expedition. So vergruben sich beide wieder in die Arbeit. Chopin, dessen Stimmung von einem Tag zum anderen schwankte, fand plötzlich vieles zu ändern und zu verwerfen.

»Ich begreife dich nicht,« sagte George, als er mit seinen Nöten zu ihr kam. »Du warst doch vorgestern Nacht noch so sehr von deinen Präludien überzeugt. Laß, was du so stark empfunden und so sorglich durchgearbeitet, wie es ist. Glaube mir. Ich rate dir gut. Deine Präludien sind Meisterwerke. Kein zweites Mal wirst du die Erscheinung der verstorbenen Mönche, den Nachklang der Grabgesänge, die man ihnen sang, die heiteren Motive des lustigen Gelächters der Kinder unter deinem Fenster, die schwirrenden Gitarren, den Gesang der Vögel im duftigen, feuchten Laub so wundervoll wiedergeben!«

Chopin schüttelte verstimmt den Kopf. Er war wieder einmal unzufrieden, mit sich, mit den anderen, mit der ganzen Welt.

Er hatte schlecht geschlafen, neuer Hustenreiz hatte ihn gestört. Seine krankhafte Einbildungskraft hatte ihm plötzlich wieder allerhand Schreckbilder vorgegaukelt.

In den dunklen Gängen des Klosters hatte sichs von unheimlichen Geräuschen geregt. Er bildete sich ein, düstere Klagelaute vernommen zu haben. Die Geister der Verstorbenen drangen auf ihn ein.

Am fünften Tage hatte sich der Himmel wieder geklärt. George und Maurice machten sich für ihre Wanderung bereit.

Als George in Chopins Zelle kam, ihm Lebewohl zu sagen, bat er sie flehentlich, den Plan fallen zu lassen. »Es ist ein heißer Tag, die Sonne sticht, es wird ein Unwetter geben. Ich fühle es. Ein Unglück wird geschehen. Bleibe daheim, George. Ich bitte dich, bleibe daheim. Ich würde mich zu Tode um dich ängstigen!«

Sie runzelte die Brauen. Ihr ganzes Wesen rebellierte gegen dieses Verlangen. Er war gesund genug, einen Tag allein zu bleiben. Er durfte sich kein ungeschmälertes Eigentumsrecht über ihre Person anmaßen. Ihre Kinder waren auch noch da, und die eigene Lust an Abenteuerlichem, Ungewöhnlichem, an dem er mit seinem zarten Körper, seiner empfindsamen Seele niemals würde teilhaben können.

»Mein lieber Chip, das sind alles krankhafte Einbildungen. Maurice und ich, wir werden einen herrlichen Tag haben. Mach' du das beste aus dem deinen,« sagte sie kühl und war aus der Tür, ehe er ihr noch ein Wort des Abschieds hatte sagen können.

Er schloß sich in sein Zimmer ein und versuchte zu arbeiten. Als es nicht gelang, unternahm er einen kurzen Spaziergang in der Richtung, in der George und Maurice, mit Hacken und Spaten ausgerüstet, fortgegangen waren.

Allein, ohne sich um Solange zu kümmern, die ein paar mal vergebens an seine Tür geklopft hatte, nahm er seine bescheidene Mahlzeit ein. Nach Tisch setzte er sich an das Klavier.

Er war ruhiger geworden. In ein paar Stunden würde George zurück sein und noch war nichts von dem prophezeihten Unwetter zu spüren.

Plötzlich, er mochte eine Stunde gearbeitet haben, kroch ein Schatten über das Notenpapier, das vor ihm auf dem Klavierpult stand.

War es schon Abend geworden? Er wandte sich nach dem Fenster um. Wie eine undurchdringliche, schwere, schwarze Wand hing der Himmel nieder. Dann plötzlich ein Knattern, Donnern, Prasseln, Pfeifen, als solle die Welt in Trümmer gehen. Eines jener südlichen Unwetter war losgebrochen, das die Grundfesten der Natur zu erschüttern scheint, das Ströme aus ihren Ufern treten läßt, Felsen lockert und stürzen macht, Wege zu tiefen, unergründlichen Seen wandelt.

Eine würgende Angst schnürte Chopin Kehle und Brust. Er glaubte ersticken zu müssen. Wo war George in diesem Chaos der Naturgewalten?

Von welcher Klippe hinabgeschleudert in die Tiefe? In welcher Höhle verschüttet? Von welchem Felsstück meuchlings erschlagen? Sie war tot! Zweifellos tot! Er hatte es vorhergewußt, daß sie sterben würde, ihm entrissen war!

Tränen stürzten aus seinen Augen und linderten seine Qualen. Nach einer Stunde schien die Gewalt des Unwetters gebrochen.

Es regnete noch, aber das Donnern und Krachen, das flutende Stürzen nie geahnter Regenmassen aus dräuenden Wolken war vorüber.

Chopin trocknete die Augen und tupfte den kalten Schweiß von der Stirn. Einen Augenblick lang stand er am geöffneten Fenster, die Stirn gegen den hölzernen Rahmen gepreßt und sah in den verwüsteten Garten hinunter.

Auf die zerfetzten Rosen- und Granatenbüsche, auf die Steine, die den Kanal einfaßten, tropfte einförmig der Regen »Klick! Klick! Klick!« mit schwermütig, monotonem Tonfall.

Chopin setzte sich ans Klavier. Seine Finger glitten über die Tasten. Aus seinem gequälten Herzen, aus der regengepeitschten Natur rauschten ihm erschütternde Töne zu, und Phase um Phase baute sich aus diesen Tönen das herrlichste seiner Präludien¹ auf.

Er saß noch im Dunkeln am Klavier, als die Tür sich auf tat und George und Maurice mit zerrissenen, triefenden Kleidern, ohne Schuh, ohne Kopfbedeckung eintraten.

Er schreckte auf mit einem lauten Schrei. Dann sank er wie leblos zurück, eine tiefe Ohnmacht hatte ihn umfassen.

George machte Licht und schickte Maurice fort, sich umzuziehen. »Sage Lisette, daß sie mir trockene Kleider hinlegt.«

Mehr gereizt als gerührt über diesen Beweis seiner tiefen Sorge um sie, betrachtete George kopfschüttelnd den

¹Das Präludium in Des-Dur, das sogenannte »Regenpräludium,« das tatsächlich in diesen Stunden der Angst um die Geliebte geboren ward.

Ohnmächtigen. Was sollte werden, wenn die Liebe dieses Mannes die Freiheit ihres Handelns in immer wachsendem Maß beschränkte? Wenn sie in all ihren Bewegungen gefesselt und gebunden war, keinen Schritt mehr tun konnte, welcher Art immer, ohne ihn tödlich zu verletzen!?

Jetzt schlug Chopin die Augen auf. Er starrte sie an und sagte schwer, mit entsetzten Akzenten:

»Ich wußte es ja, daß Ihr tot wäret!«

Sie fuhr ihm leicht mit der Hand über das bleiche Gesicht.

»Wir sind nicht tot, Chip! Komm doch zu dir! Sieh mich an! Sehen Tote so aus, so zerraut und zerfetzt und von Regen triefend? Wir sind mitten in eine Überschwemmung hineingeraten, aus der wir uns nur mit großer Kaltblütigkeit retten konnten. Maurice hat sich als kleiner Held gezeigt. Unsere schöne Beute haben wir freilich eingebüßt und Schuh und Hüte und Hacken und Spaten dazu. Hättest du mich nicht gehindert, meinen Jungensanzug mit nach Majorca zu nehmen, wir hätten leichteres Spiel gehabt.«

»Und ich habe geglaubt, ihr wäret tot und ich selbst läge auf dem Grunde eines tiefen Sees und schwere, eisige Wassertropfen fielen taktmäßig auf meine Brust.«

»Du hattest eine tiefe Ohnmacht, Chip. Und die Wassertropfen, höre nur, sie fallen taktmäßig vom Dach durch das Wasserrohr in das steinerne Becken unter deinem Fenster.«

»Es muß wohl so sein,« gab er kopfschüttelnd zu.

Am nächsten Abend spielte Chopin George sein Des-Dur-Präludium vor. Sie verstand ihn nicht, oder wollte ihn nicht verstehen, nicht die immer gesteigerte Herzensangst, nicht die Welt von Liebe, die sich in seinen Tönen offenbarte. Während ihm der Gedanke fast das Herz gebrochen hatte,

daß er sie, die ihm Leben und Seligkeit war, an die grausam entfesselten Elemente verlieren könne, hatte sie in ihrer abenteuerlichen Expedition nur einen unterhaltenden Zeitvertreib, einen Nervenkitzel gesehen, den ihre Natur zum Schaffen brauchte und um den sie sich um keinen Preis und von niemandem bringen lassen würde. — — —

Das herzliche Einvernehmen, das während der letzten Wochen mit wenigen Ausnahmen zwischen ihnen geherrscht hatte, wollte sich nicht wieder einstellen.

Mehr und mehr drängte sich George das bedrückende Bewußtsein auf, durch Chopins Liebe beengt und in ihrer freien Bewegung beeinträchtigt zu sein. Chopin selbst war verdrossen, in sich gekehrt, verschlossener denn je. Nur in seiner geliebten Kunst strömte er seine Schmerzen aus. In seine Töne mischten sich die Seufzer eines kranken Herzens, der Aufruhr seiner aus dem Gleichgewicht gebrachten Seele.

Nachdem die Märcheninsel ihnen nüchtern und freudlos geworden war, beschlossen sie, ihre Zelte in Valdemosa abzubrechen und nach Frankreich zurückzukehren.

Die Rückfahrt gestaltete sich weit weniger angenehm, als die Hinfahrt es gewesen war. Chopin litt auf dem »Mal-lorquin«, der sie nach Barcelona zurückbrachte, wie er sie hingetragen, an fast völliger Schlaflosigkeit. Die Unruhe an Bord, der Geruch der am meisten begünstigten Passagiere, — der Schweine, machten ihn krank.

Als sie nach der Landung in Barcelona den französischen Konsul zum erstenmal begrüßten, konnten sie sich nicht enthalten, ihm ein von Herzen kommendes »Vive la France« entgegenzurufen.

Der »Phénicien« brachte sie vierzehn Tage nach ihrer Abreise von Palma, um Anfang März, nach Marseille.

Chopins Gesundheitszustand erforderte es gebieterisch, hier Rast zu machen. George bestand darauf, daß der Patient sich von Doktor Cauvière, einem Arzt von hervorragendem Ruf, untersuchen lasse.

Cauvière erklärte Chopins Zustand für sehr ernst, wenn auch nicht für bedenklich, trotzdem der Patient wiederholt Blut spie. In jedem Fall würde er bis zum Mai in Marseille und in seiner Kur bleiben müssen.

George dachte nicht daran, Chopin zu verlassen. Sie fand sich darein, »in dieser Stadt der Kaufleute und Krämer, in dem das geistige Leben eine unbekannte Sache ist«, zwei Monate auszuhalten. Die Freude auf den Sommer in Nohant tröstete sie. Dort wollte sie all ihre Freunde wieder bei sich sehen. Chopins Genesung, die in Marseille rasche Fortschritte machte, würde sich in Nohant, das er so über alles liebte, vollends befestigen. Einen tief schmerzlichen Einschnitt in die gleichförmigen Tage von Marseille machte der jähe gewaltsame Tod Adolphe Nourrits. In einem Anfall von Verzweiflung hatte der berühmte Tenorist sich am 8. März in Neapel aus dem Fenster gestürzt. Der Gedanke, daß seine Beliebtheit durch Duprez' Erfolge auf dem Spiel stehe, hatte ihn in den Tod getrieben. Die gebrochene Gattin, die einem siebenten Kind das Leben schenken sollte, begleitete die Leiche ihres Mannes von Neapel nach Paris. In Marseille wurde für den Vielbetrauerten eine Totenfeier veranstaltet und, obwohl der Arzt und George nichts davon hören wollten, hatte Chopin seine Mitwirkung bereitwilligst zugesagt.

In der kleinen Kirche Notre-Dame-du-Mont fand die Trauerzeremonie statt.

Chopin saß an der Orgel. Bei der Elévation der Hostie ertönte in wehmütigen Klängen Schuberts Lied von den Gestirnen, das Nourrit so oft gesungen, mit dem er Stürme der Begeisterung entfacht hatte. Wie ein Klage-ton aus dem Jenseits drang Chopins Spiel auf die bewegten Hörer ein und ließ manche heiße Träne fließen.

Seltsam widerstreitende Gedanken durchstürmten den Spielenden. Der da unten im Schiff der Kirche zwischen schwarzen Bahrtüchern gebettet lag, zu dessen Gedächtnis er der Orgel ihre schwermütige Klage entlockte, er ruhte aus von Kampf und Sieg, von den Stürmen und Ungewittern des irdischen Daseins, die ihm, dem Lebenden, oft so hart, ach, unerträglich erschienen.

Dennoch beneidete er den Toten nicht. Dennoch scheuchte er mit Grauen, in dieser Stunde mehr denn je, das Todesahnen, dennoch hing er brünstig am Leben. Und er fragte sich zwischen Zagen und Hoffen, was wird es dir bringen, wenn du wieder in deine zweite Heimat kehrst?!

17. KAPITEL

Im »Théâtre Francais« war ein neuer Stern entdeckt worden, und mit ihm feierte die klassische Tragödie ihre Auferstehung, die seit Talma den Romantikern hatte weichen müssen. Die Propheten, die diese Wendung vorausgesehen, hatten recht behalten!

Der Stern hieß Rachel Felix und er hatte seltsamerweise schon etliche Monde lang am Himmel gestanden, ohne daß der Pariser seine Leuchtkraft bemerkt hätte.

Ja, die »kleine Rachel« war schon dreizehnmal in ihren Hauptrollen – vor leeren Bänken aufgetreten.

Erst als Jules Janin im »Journal des Débats« Paris die Augen öffnete, ward man des Staunens der Bewunderung, der Begeisterung voll.

Das Journal ging von Hand zu Hand. In den Cafés riß einer dem anderen die Nummer fort.

Wo hatte man Augen und Ohren gehabt?!

Janin schrieb: »In dein Augenblick, da ich zu Euch spreche, feiert das »Théâtre Français« einen jener seltenen Triumphe, auf die eine Nation wie die unsere mit Recht stolz sein darf, wenn sie zu sittlichen Gefühlen, zur vornehmen Sprache, zur Liebe in Keuschheit und Zucht zurückkehrt und den zahlreichen gewaltsamen Barbarismen entrissen wird. Ja, jetzt besitzen wir das erstaunlichste, seltsamste kleine Mädchen, welches unser Geschlecht jemals auf den Brettern gesehen hat! Dies Kind, merkt Euch seinen Namen, dies Kind heißt Fräulein Rachel. Wunderbar, ein kleines unwissendes Ding ohne künstlerische Bildung, ohne Schule, das mitten in unsre alte Tragödie hineintritt!

Und dieser alten Tragödie haucht das junge Mädchen neues kräftiges Leben ein. Ja, Leben und Funken sprühen um sie her. Fürwahr es ist ein Wunder!

Fragt sie nur nicht, was Tankred ist, was Horatius, was Hermione; davon weiß sie nichts! Sie weiß überhaupt gar nichts! Aber sie hat etwas Besseres als alles erlernte Wissen: sie hat den göttlichen Funken des Genies, der alles rings um sie her erhellt.

Kaum betritt sie die Bühne, so wächst sie riesengroß empor. Sie hat die Gestalt der homerischen Helden, ihr Haupt erhebt sich, ihre Brust breitet sich, ihr

Auge belebt sich, ihre Gebärde ist wie ein Laut, der aus der Seele dringt und ihr von der Leidenschaft des Herzens ganz durchdrungenes Wort schalt in die Weite und verhalt. Und so schreitet sie im Drama daher und säet Schrecken und Entsetzen!

Auch in die Rue Pigalle Nr. 16, in der George Sand seit einigen Monaten wohnte, während Chopin sich in der Rue Tronchet Nr. 5 eingemietet hatte, war Jules Janins begeisterter Artikel wie ein Weckruf, eine Fanfare, die eine neue Ära der klassischen Kunst auf der Bühne kündete, gedrungen.

Wenige Tage später erschien eine eingehende literarische Studie über die Rachel aus Mussets Feder in der »Revue des deux mondes«.

»Ein junges Mädchen ist die Ursache eines merkwürdigen Umschwunges am Théâtre français', die die wichtigsten literarischen Fragen anregt.«

George las mit heißen Augen. Das Theater, dem sie seit ihrer Freundschaft mit Chopin weiter entrückt worden war, als ihr lieb gewesen, fing plötzlich an, sie wieder in seinen Bann zu ziehen. Nachdem sie Janin und Musset gelesen, fiel ihr der halb vergessene Plan wieder ein, für Meyerbeer ein Opernbuch zu schreiben. Auch erinnerte sie sich der Skizze zu einem Drama, das sie vor zwei Jahren flüchtig entworfen und das sie nach Liszts und Maries Tochter, »Cosima« nennen wollte.

»Spiridon«, »Les sept cordes de la lyre« waren vollendet. Warum sollte sie nicht daran denken, ihre Kunst auch einmal der Bühne zu weihen? Vielleicht konnte sie der Rachel eine Rolle schreiben? Keinen Augenblick wollte sie mehr

versäumen, dieses Wundergestirn am Theaterhimmel kennen zu lernen.

Sie schlug den Figaro auf und sah nach den Anzeigen. Für morgen war Racines »Bajazet« mit der Rachel als Roxane angekündigt. Es traf sich gut so. Heute hätte sie schwerlich abkommen können. Sie erwartete Solange, die in einem vornehmen Pariser Fräuleininstitut ihren letzten Bildungsschliff erhielt.

George nahm die »Revue des deux mondes« noch einmal vor und versenkte sich in Mussets Artikel. Mit welcher Leidenschaft er schrieb! Vielleicht liebte er sie, diese kleine geniale Jüdin, von deren Namen plötzlich ganz Paris erfüllt war.

Erregt sprang George auf. Sie durchmaß den schönen, vornehm eingerichteten Raum, der keinen Vergleich mit ihren Mansarden in St. Michel und am Quai Malaquais aushielt.

Warum sollte Musset die Rachel nicht lieben? Sie war ja sein Genre. Er liebte schwarze Augen, dunkle Schönheiten über alles. Auch wäre es nicht das erstemal gewesen, daß er sein Herz und seine Sinne an ein Kind des Volkes verschenkt hätte, und ein solches sollte ja die kleine Rachel sein, die Tochter eines blutarmen jüdischen Handelsmannes aus dem Elsaß.

Aber sie war ein Genie und er sollte kein zweites Mal ein Genie lieben. Ihre Stirn runzelte sich. Ein feindseliges Licht brannte in ihren Augen. Sie ließ sich auf den Divan fallen und zündete eine Zigarette an. Sie rauchte in hastigen Zügen.

Wo war sie hingegangen? Was gingen sie Alfreds Liebschaften an? Mochte er sie herholen, woher er wollte! Aus der

Hefe des Volkes oder aus dem Schoß der Orléans, die, wie man sagte, jetzt zu seinen Intimsten gehörten.

Die Tür ging auf.

Chopin, der drüben im Salon gespielt hatte, brachte ihr seinen Freund Gutmann.

Sie riß sich aus ihrem Grübeln. Wie immer, empfing sie Gutmann mit großer Liebenswürdigkeit. Er hatte die neue Wohnung noch nicht gesehen. Mit Stolz zeigte sie ihm die Zimmer. Den kleinen, mit altertümlichen Möbeln originell eingerichteten Salon und seinen von Delacroix eigens dafür gemalten Bildern. Ihr Arbeitszimmer mit seinem weichen, braunen Teppich, den braunen Ripsvorhängen, den schönen, zum Teil wertvollen, alten Gemälden, den Möbeln aus dunklem, geschnitztem Eichenholz und seinen mit braunem Samt gepolsterten, runden Sesseln.

»Beinahe wie bei Senor Gomez, oder in unseren Zellen in Valdemosa,« sagte sie scherzend. Dann nickte sie Chopin zu.

»Du siehst gut und angeregt aus, lieber Freund. Ist dir etwas besonders angenehmes passiert?«

»Ich hoffe, es wird etwas angenehmes werden. Du weißt, Moscheles ist seit einer Woche in Paris. Wir sind auf morgen Abend zusammen nach St. Cloud geladen. Die königliche Familie, das heißt die Damen, wünschen Moscheles' Es-Dur-Sonate für vier Hände von uns zu hören.«

»Wie kommt man in St. Cloud gerade auf diese Sonate?«

»Graf de Perthuis¹ hat sie mehrmals von uns gehört, bei mir und bei Leo.² Sie hat ihm sehr gefallen. Ich nehme an, er hat den Herrschaften davon erzählt.«

¹Adjutant Louis Philippe's.

²August Leo, bekannter Pariser Bankier und Kunstmäzen.

»Man wird in St. Cloud hoffentlich nicht nur Kompositionen von Moscheles hören wollen!«

Chopin lächelte.

»Ich glaube, darüber brauchst du dir keine Sorge zu machen.«

»Nun, so wünsche ich dir einen ebenso angenehmen Abend, mein lieber Chip, wie ich ihn selbst erwarte. Ich gehe morgen ins Théâtre français, um die Rachel als Roxane zu sehen.«

Chopin, der ein ausgesprochener Antisemit war, verzog ein wenig den feinen Mund. Aber George schnitt ihm mit dem liebenswürdigen Ruf »Zu Tisch, meine Herren« eine mutmaßlich malitiöse Bemerkung ab.

Der Regen ging in Strömen nieder, als der Wagen, der Chopin und Moscheles nach St. Cloud brachte, vor dem Schloß hielt. Durch eine Reihe von Prunkgemächern wurden sie in einen viereckigen Salon geführt, in dem die königliche Familie im kleinsten Kreise versammelt war.

An einem runden Tisch, mit einer Handarbeit beschäftigt, saß die Königin, um sie herum Madame Adelaide, die Herzogin von Orléans und mehrere Hofdamen. Man war sehr liebenswürdig gegen beide Künstler, vornehmlich aber gegen Chopin, der wie ein verzogenes Kind bewundert und gehätschelt wurde.

Er wurde als erster an den Flügel gebeten. Nach kurzem Besinnen trug er eine Zusammenstellung aus seinen Nocturnes und Etüden vor; danach improvisierte er über Grisars Romanze »La Folie«.

Mit Beifall überschüttet, machte er Moscheles Platz, der alte und neue Etüden spielte und am Ende Mozartsche Themen variierte. Dann folgte die große Nummer des Abends.

Die gespannte Aufmerksamkeit des kleinen Kreises wurde nur durch die Ausrufe »göttlich«, »köstlich« unterbrochen. Nach dem Andante flüsterte die Königin einer Hofdame zu: »Wäre es unbescheiden, um eine Wiederholung zu bitten?«

Es war selbstverständlich, daß die Künstler dem geflüsterten Wunsch nachkamen und das Andante wiederholten. Angeregt durch die Bewunderung, die sie auslösten, spielten sie mit immer wachsender Begeisterung. Vornehmlich Chopin riß die Zuhörer zu enthusiastischen Beifallsäußerungen hin.

Nach dem Souper, das sie an der königlichen Tafel nahmen, überreichte Graf de Perthuis den Künstlern im Namen des Königs wertvolle Geschenke. Chopin erhielt eine goldene Schale, Moscheles ein Reiseneccessaire.

»Mir scheint, der König will Sie bald los werden,« meinte Chopin auf der Heimfahrt mit leiser Ironie.

»Nicht unmöglich,« gab Moscheles gutlaunig zurück. »Aber er hätte sich deswegen nicht anzustrengen brauchen. Meine Zeit für Paris ist ohnedies gemessen.«

Chopin überlegte, ob er den Wagen nicht lieber zu George, als nach seiner eigenen Wohnung dirigieren sollte. Er fühlte sich trostlos unbehaglich in den neuen Räumen. Nach den langen Monaten, die er bei George in Nohant verlebt hatte, kam er sich unglücklich vereinsamt vor, wenn sich nicht dasselbe Dach über ihnen wölbte.

Aber er überwand sich und ließ den Wagen, nachdem er Moscheles an seinem Hotel abgesetzt hatte, nach der Rue Tronchet fahren.

Er wußte, Maurice, der sich ganz der Malerei gewidmet, kam immer erst spät Abends von seinen Studien bei Delacroix nach Haus. Da er ein ebenso fanatischer Theaterenthusiast wie seine Mutter war, würden sie sich heute, wenn George von der Rachel kam, besonders viel zu erzählen haben. So schwer ihm der Verzicht ward, er wollte nicht der Störenfried sein.

Während man in St. Cloud musizierte, hatte sich im Théâtre français der Vorhang zu einem Eindruck gehoben, der alles Erwartete weit überstieg.

George saß mit verhaltenem Atem. Wahrlich, nein, Janin und Musset hatten nicht zu viel gesagt! Diese zarte Gestalt in grünen Samt mit Goldverzierung, getreu nach orientalischem Schnitt gekleidet, das junge, beinahe noch kindliche Gesicht mit den großen, dunklen Augen, das George an maurische Frauenbilder erinnerte, dieser weiche, wenn auch nicht eben volle Ton, die wundervolle Deutlichkeit der Sprache fesselten unwiderstehlich. Mit einer Verschmelzung von Kunst und Natur ohnegleichen entwickelte die Rachel den Charakter der Roxane, dieses von edlem Stolz, Herrschsucht und unerwiderter Liebe durchwühlten Weibes. Gleich in der ersten Szene enthüllte sie den Abgrund einer Seele, deren wilde Leidenschaft imstande ist, ganze Menschengeschlechter hinzuopfern. Ein eherner Klang durchbebte das von Natur zarte Organ. Bis ins grandios furchtbare wuchs das Spiel dieses jungen Geschöpfes.

Für jedes Empfinden fand sie Ausdrucksfähigkeiten ohnegleichen, für den starren Stolz, die ironische Bitterkeit, das tief verletzte Selbstgefühl, die Raserei der Leidenschaft, die

mit den Flammen ihrer Worte, ihrer Blicke den Geliebten verzehren, vernichten zu wollen schien.

Der zweite Akt brachte den Gipfel der Darstellung. Wie die Rachel mit leichenfahlem, eisigem Gesicht zu ihrer Nebenbuhlerin tritt, um ihr das Todesurteil für den Geliebten zu zeigen, wie sie mit entsetzlicher Gleichgültigkeit ihr »Que vous semble?« spricht, wie, nachdem die Gewißheit sie überkommen, daß ihre Liebe verschmäht ist, ihre wilde grausame Rachgier sich zu rasender Wut steigerte, um in dem Aufschrei zu gipfeln:

*»Et d'un même poignard les unissant tout deux
Les percer l'un et l'autre, et moi-même après eux«,*

da hielt das Publikum sich nicht länger; es brach in völlige Raserei aus. Aus tausenden von Kehlen ertönte der Ruf: »Rachel! Rachel! Roxane! Rachel!« und immer wieder »Rachel!«

Erst nachdem der Tumult im Zuschauerraum und die eigene, tiefe Ergriffenheit sich ein wenig gelegt hatten, sah George im Theater um. Zwischen den vergoldeten Eisenstäben der Ränge bemerkte sie verschiedene Bekannte. Mehr noch mochten sich hinter den Schirmen an den Logenbrüstungen verbergen. Aus dem ersten Rang nickte Pauline Garcia ihr zu. George war mit der genialen Sängerin, die versprach, ihre einst so gefeierte Schwester Malibran noch zu übertreffen, in der letzten Zeit viel zusammengekommen.

Heut war Paulines letzter Abend in Paris, bevor sie zu einem längeren Gastspiel nach England ging.

Auf der gegenüberliegenden Seite, zwei Stockwerke höher, entdeckte sie Thérèse Dorval. Die junge Schauspielerin saß mit ernstem, traurigem Gesicht. Wie ein Stein fiel es George auf die Seele, daß sie Thérèse in die Hand versprochen

hatte, ihr ein Engagement am Théâtre français zu verschaffen.

Kein Wunder, daß die talentvolle Schauspielerin niedergedrückt in einem Hause saß, das ihr noch immer die Zugehörigkeit verweigerte!

Sofort nach Schluß des Theaters wollte George in das Konversationszimmer der Künstler gehen.

Vielleicht, daß sie dort noch jemanden traf, der das gerechte Anliegen der Dorval bis auf weiteres befürworten konnte! George kannte den Weg über die Bühne zu dem Künstlerzimmer.

Während die Rachel wieder und wieder vor den Vorhang treten mußte, schlüpfte George zwischen den Kulissen und Versatzstücken durch zu der ihr wohlbekannten Tür. In dem Künstlerzimmer befanden sich nur drei Personen, zwei unbedeutende Chargenspieler, die in »Bajazet« nicht beschäftigt gewesen waren und ein schlanker, blonder, sehr elegant nach der neuesten Mode gekleideter Herr.

George zuckte einen Augenblick zusammen. Sie hatte Musset auf den ersten Blick erkannt. Er stand, ihr den Rücken wendend, vor einem Kostümbild der Rachel und rauchte scheinbar gemächlich seine Zigarette, von der er, wie es schien, noch immer unzertrennlich war.

George wollte unter keiner Bedingung das Zimmer ohne weiteres verlassen. Ihm einmal wieder ins Gesicht sehen, einmal wieder seine Stimme hören, das konnte sie sich nicht versagen. Sie brachte es nicht übers Herz.

Alfred hatte inzwischen Zeit gefunden, sich zu fassen. Der über dem Bilde hängende Spiegel hatte ihm verraten, daß die einzige Frau, die er je geliebt, die er heute liebte wie vor Jahren, in seine fühlbare Nähe getreten war.

Er drehte sich langsam um. Sie standen einander gegenüber, zum erstenmal seit langen Jahren. Er war sehr blaß geworden und hielt den Mund fest zusammengepreßt, als ob er fürchte, es könne ihm ein unbedachtes Wort entschlüpfen. Er reichte ihr auch nicht die Hand. Er zitterte davor, daß schon die Berührung dieser Hand sein Blut kochen machen könne.

Sie sah ihn ein paar Augenblicke stumm, mit großen, fragenden Blicken an.

Dann zog sie ihr Zigarettenetui und sagte mit angenommener Gleichgiltigkeit: »Willst du mir ein bißchen Feuer geben?«

Alfred nickte stumm und reichte ihr seine Zigarette entgegen, an der sie die ihre anzündete. Als sie brannte, grüßte Musset und verließ das Zimmer.

George aber warf sich in einen Stuhl und wartete, eine Zigarette nach der anderen rauchend, auf den Regisseur, um ihm den Wunsch Thérèse Dorvals vorzutragen.

18. KAPITEL

In Paris war eine förmliche Theatermanie ausgebrochen.

War es nur die Rachel und die Neubelebung des klassischen Repertoires? Schwerlich! Man ging auch ins Palais royal, ins Gymnase und Renaissance, ins Théâtre Porte St. Martin, zu den Italienern, in die Große Oper.

Die Pariser Gesellschaft schien sich verschworen zu haben, alles was Bücher hieß, beiseite zu legen, ihre ganze Bildung von der Bühne herab zu schöpfen.

In den Routs, die immer häufiger wurden, auf denen sich allabendlich dieselben Menschen in denselben Salons begegneten, war nur noch vom Theater die Rede und wer zwischen elf und zwölf Uhr von einem Salon zum anderen ging, hatte das Vergnügen, drei- bis viermal dieselben Theaterneuigkeiten, dieselben törichten oder sachlichen Kritiken zu hören.

Auch in der Rue Pigalle, in George Sands Arbeitszimmer, in ihrem Salon, war der Theaterteufel am Werk.

Von ihrer frühesten Kindheit an hatte Aurore, ein Erbteil ihrer Mutter, eine Vorliebe für die Komödie gehabt. Als Kind waren die Wandertruppen, die in la Châtre ihre jämmerlichen Vorstellungen gaben, ihr Entzücken gewesen. Bei den »Anglaises« hatte sie aus dem Gedächtnis Molière inszeniert – mit Geschick alle Stellen fortlassend, die die Schwestern hätten chokieren können –, als junger »Student der Literatur« waren ihre schönsten Abende die gewesen, die sie in Männerkleidern mit den Berrichons auf den billigsten Plätzen der Pariser Theater zugebracht hatte.

Mit der ihr eigenen, zähen Energie hatte sie die Skizze von »Cosima« in wenigen Wochen ausgeführt und das Engagement Thérèse Dorvals als Trägerin der Hauptrolle im Théâtre Français durchgesetzt.

Es war keine leichte Arbeit gewesen, der Freundin an einem Theater Eingang zu verschaffen, an dem eine Mars und eine Rachel abwechselnd das Szepter schwangen, um so schwerer, als Demoiselle Mars, trotz ihrer 62 Jahre, kürzlich in Dumas' neuem Lustspiel »Demoiselle de Belle-Isle« wiederum glänzende Triumphe gefeiert hatte.

Zuerst hatte George ihren alten Freund Buloz für den Plan gewonnen, und mit ihm einen großen Teil der Presse, dann

war sie persönlich bei den Ministern vorstellig geworden und hatte alle Hindernisse gestürmt, bis sie endlich ihr Ziel erreicht hatte. Die Proben sollten in wenigen Tagen beginnen.

Tag für Tag, oft bis in die Nacht hinein, saß man in der Rue Pigalle beisammen. George sprach mit der Dorval wieder und wieder ihre Rolle durch, Bocage, der gefeierte Charakterspieler des Gymnase, gab den jungen Kollegen, die in »Cosima« beschäftigt waren, mit der ihm eigenen lebenswürdigen Ironie gute Ratschläge.

Solange, die wieder in der Rue Pigalle eingezogen war, vernachlässigte ihre Studien und kokettierte mit dem jugendlichen Liebhaber; Maurice schleppte Delacroix von der Staffelei fort, um gemeinsam mit ihm sich an der Frage der Dekorationen und Requisiten zu beteiligen.

Ja, er plante sogar, für sein Theater, das er inzwischen in Nohant hatte einrichten lassen, eine Aufführung der »Cosima« en miniature.

Chopin war von diesem lauten Treiben wie vor den Kopf geschlagen.

Die Komödianten in ihrer maßlosen Eitelkeit, ihren freien Manieren, ihren lauten, wortreichen Tiraden waren ihm im hohen Grade unsympathisch. Es kränkte ihn, George mitten zwischen ihnen, wie in ihrem eigentlichen Element, zu sehen. Es tat ihm weh, seine kleine, liebe Solange, diese kaum erblühte Knospe, mit hineingezogen zu wissen in diesen Kreis, der täglich zu wachsen schien, sich täglich enger um die von ihm geliebten Menschen legte. Aber er schwieg und trug, was er nicht ändern konnte. Er wußte, jede Gegenrede, ja jede Bitte, wäre vergebens gewesen. Er hatte das dunkle Gefühl, George würde ihm nichts in den Weg legen,

wenn er erklärte, daß er fortbleiben würde, solange diese Gesellschaft in ihrem Hause verkehrte.

Die Zustände wurden immer unerträglicher für seine überreizten Nerven.

Die Proben erwiesen sich als ungeheure Aufregungen, das gemeinsame Diner als eine Pönitz. Chopin mußte oft stundenlang auf George warten. Wenn sie dann endlich aus dem Theater kam, war das Essen kalt oder verdorben, so daß er es unberührt stehen lassen mußte, während George es zwischen aufgeregten Klagen oder verbissenem Zorn hinunterwürgte.

»Du wirst sehen, Chip, das Ende vom Liede, der Dank für alle Schererei, wird sein, daß man mich auspfeift und mich mit faulen Äpfeln bewirft.«

Chopin beruhigte sie, so weit seine Kräfte und seine sachlichen Kenntnisse ausreichten.

»Ich denke, man spielt am Théâtre Francais eine Musterkomödie und Madame Dorval hast du dir selbst ausgesucht —«

»Ja, ja,« gab sie ungeduldig zurück und wollte hinzufügen: »Dennoch trifft man nicht immer meine Intentionen, bringt mir nicht, was ich gebracht haben will!«

Aber sie unterdrückte jedes weitere Wort. Am Ende, was wußte Chopin vom Theater!

Endlich war der Tag der Aufführung gekommen. Chopin atmete auf. Die Invasion der Schauspieler würde ein Ende nehmen! Den unaufhörlichen Aufregungen und Unruhen war ein Ziel gesteckt.

Als George den Freund Abends vor der Vorstellung bleich, von heftigen Atembeschwerden zusammengekrümmt, am Kamin fand, dispensierte sie ihn vom Besuch des Theaters.

Boucoiran, Gutmann und Delacroix begleiteten sie und die Kinder.

Trotz einer vorzüglichen Aufführung, trotzdem das Spiel der Dorval ihr Engagement glänzend rechtfertigte, trotzdem die Autorin zu den gefeiertsten Sternen der Literatur gehörte, wurde »Cosima« nicht vor einem Durchfall bewahrt. Man piffte und tobte, man schalt das Stück unerhört unmoralisch, man eiferte gegen die Regierung, daß sie »Cosima« nicht glatt verboten habe.

An den dichterisch schönen Stellen wurde die Partei der Opponenten niedergezischt, stürmische Beifallssalven erschollen. Am Ende verloren die Darsteller, verwirrt von dem ungeheueren Lärmen, den Faden, was die Situation nicht verbesserte. Der Vorhang fiel über einem unentschiedenen Kampf. —

Chopin erwartete die Heimkehrenden schon an der Tür.

»Es ist gekommen, wie ich dir vorausgesagt habe, Chip. Gräme dich nicht, ich bin ganz ruhig geblieben. Wenn das Stück nicht verboten wird, wird es trotzdem seinen Weg machen und am Ende wird man dazu kommen, es zu verstehen. Wenn nicht, so habe ich eben umsonst ausgesprochen, was ausgesprochen werden mußte. Ich habe »Cosima« nie für ein Kunstwerk ersten Ranges gehalten, aber für ehrlich bis zum Grund, für rein und zart in all seinen Empfindungen. Nicht ich bin zu beklagen, sondern der korrumpierte Geschmack der großen Masse.«

Trotz der Aufregungen, die George' Beruf mit sich brachte, trotz der Enttäuschungen, die ihr Umgang, ihr häufiges sich von ihm zurückziehen Chopin bereiteten, hatte er nur den einen sehnlichen Wunsch, wieder mit der geliebten Frau unter einem Dach zu leben. Die Rue Tronchet dünkete ihm

ein feuchtes, ödes Grab. Nur bei ihr war Luft, Leben, Sonnenschein.

George gab seinen Bitten nach, obwohl sie diesem neuen Arrangement manches Opfer an Zeit und Bequemlichkeit bringen mußte.

Sie überließ ihm zwei Zimmer ihrer Wohnung; sie hoffte von diesem Wechsel das beste für seine letzthin wieder bedenklich schwankende Gesundheit. Er würde sich den Unbillen der Witterung nicht mehr auszusetzen brauchen, um zu ihr zu gelangen, er würde an den Kindern gute Kameraden haben, wenn sie selbst zu beschäftigt war, sich ihm zu widmen.

Bald indes erwies sich die Wohnung zu klein für zwei Parteien, die Zimmer zu eng aneinandergerückt. Die zahlreichen Schüler und Schülerinnen Chopins störten George beim arbeiten, wenn auch sein eigenes Spiel ihr nie zu viel werden konnte, und ihr eher einen Ansporn als eine Hemmung bedeutete.

Chopin schlug vor, die Zahl seiner Schüler zu beschränken. Aber davon wollte George absolut nichts hören. Seine materiellen Verhältnisse waren durchaus nicht danach, daß er auf die Stundenhonore verzohten konnte. Ja, George drang darauf, daß er wieder öffentlich spiele, sobald seine Gesundheit sich gebessert haben würde.

In dem vornehmen Square Orléans, in dem Frau Marliani seit einiger Zeit wohnte, hatte diese allzeit hilfsbereite Freundin zwei nebeneinanderliegende »Pavillons« entdeckt, die für ein nachbarliches Zusammenleben Chopins und George Sands wie geschaffen schienen. George war entzückt.

In diesem »kleinen Athen« hatten vorzugsweise Schriftsteller und Künstler ihre Zelte aufgeschlagen. Auch Alexandre Dumas hatte früher einmal im Square Orléans gewohnt. Jetzt sollten mit den Marlianis Pauline Garcia, die sich inzwischen mit dem Schriftsteller Louis Viardot verheiratet hatte, der Pianist Zimmermann, und der Bildhauer Danton, dessen Karikaturengalerie eine Berühmtheit war, George und Chopins Nachbarn werden.

Auch Chopin war durchaus befriedigt von dieser Wahl. Der große, grüne Rasenplatz, der Springbrunnen mit seinen Blumenbeeten gaben dem Square etwas ländlich-anheimelndes. Ein Gefühl von Ruhe überkam ihn, wenn er aus dem Lärm der Straßen von der Rue Taibout her, die kleine Idylle betrat.

Gutmann und Fontana hatten es sich angelegen sein lassen, ihm die Sorge der Einrichtung abzunehmen. Sie wußten überall Chopins vornehmen Geschmack zu treffen, alles Auffallende, Unschöne zu vermeiden.

Auch für die geschmackvolle Aufstellung seiner Liebhaberinnen war gesorgt.

Seine kostbaren Stöcke und Krawattennadeln, seine aparten Schmuckknöpfe, alles war gefällig angeordnet worden. Daß es niemals an einer verschwenderischen Fülle frischer Blumen fehlte, dafür sorgten George und die Kinder, Frau Marliani und Pauline Viardot, seine Schüler und Schülerinnen, in ausgiebigster Weise.

George hatte ein Billard gemietet, um, wie sie sagte, ihren Freunden Nohant ein wenig zu ersetzen. Schon der Kinder halber sah sie viel Gäste bei sich, trotzdem sie tief in neuer Arbeit steckte. Die Nächte mußten wieder einmal erhalten. An einem Sonntagmittag erschien nach langer Zeit Balzac wieder zum Speisen. Liszt und Marie d'Agoult, die

seit einigen Wochen nach Paris zurückgekehrt waren, hatten im letzten Augenblick absagen müssen. So blieb die Gesellschaft auf einen kleinen Kreis beschränkt.

Balzac war bei glänzender Laune. Seine Eleganz glich der vornehmen Chopins gegenüber einer Karikatur. Er selbst hatte kein Auge dafür, sondern kam sich in seiner naiven Eitelkeit blendend vor.

Er charmierte mit Solange und sprach ununterbrochen. Niemand brauchte sich weiter um die Konversation zu bemühen.

Schon bei der Suppe merkte die kleine Tafelrunde, es kommt etwas Besonderes. Alles tuschelte und wartete gespannt. Balzac trank einen Schluck von dem alten Bordeaux, räusperte sich und begann:

»Meine Freunde, wie Sie wissen werden, haben die Gartenbaugesellschaften von London und Brüssel einen Preis von fünfhunderttausend Franken –,« Boucoiran und Maurice stießen sich unter dem Tisch an, »für die Entdeckung der blauen Rose ausgesetzt. Nun denn, meine Herrschaften,« er hob das Glas gegen sich, als wolle er sich zutrinken, »ich habe die blaue Rose entdeckt.«

Ein allgemeiner Tumult entstand. Man gratulierte dem Dichter, der auf diesen neuen, eingebildeten Triumph stolzer war, als auf seine berühmtesten Werke.

In etwas undeutlichen Umrissen erzählte er, wie er zu der Erfindung gekommen war, ohne ihr eigentliches Geheimnis preiszugeben; dann bemerkte er weiter, daß er jedes Samenkorn für fünf Franken verkaufen werde, und nur fünfzig Centimes Unkosten darauf habe.

»Nun, warum gehen Sie nicht gleich ans Werk, Monsieur Balzac, wenn es einen so großen Erfolg verspricht?« fragte

Chopin, den Naiven spielend, mit einem Gemisch von Bosheit und Amusement.

»Weil ich zuviel anderes zu tun habe, Monsieur Chopin. Aber in den nächsten Tagen will ich mich bestimmt der Sache widmen.«

Dann kam Balzac auf andere Lieblingsthemata zurück. Wie eine losgelassene Rakete sprühte seine Rede über die kleine Tischgesellschaft hin. Neu zu erwerbende Häuser, neuerworbener Grund und Boden, großartige Tauschgeschäfte mit phänomalem Gewinn, wie sie der Sultan und der Kaiser von China nicht einträglicher erzielen könnten, alles wirbelte durcheinander, bis ihm endlich der Atem ausging.

Solange schmiegte sich an Chopin.

»Bitte, bitte, Chip, jetzt tu du auch etwas zu unserem Vergnügen. Gieb eine dramatische Vorstellung.«

Chopin, der heut ausnahmsweise vergnügt und ganz bei der Sache war, neckte:

»Wieder den alten Sam? Weißt du noch, Mignonne, wie du mich in der Rosenlaube von Nohant um ihn angegangen?« Solange lachte, daß ihre reizenden, weißen Zähne schimmerten.

»Nein, diesmal nicht den Alten. Le grand Frédéric, bitte, aber nicht dich, sondern den Preußenkönig und Monsieur Liszt. Niemand machst du so göttlich nach, wie Liszt.«

Chopin gewährte lachend.

Er ging an den Spiegel, machte mit ein paar raschen Bewegungen eine Maske zurecht und setzte sich an den Flügel, Liszts Haltung, seine Gesten, seine Mimik täuschend nachahmend.

Selbst Bébé, George' kleines Schoßhündchen, das Liszt nicht leiden konnte und Chopin sehr ergeben war, ließ sich

täuschen und sprang mit wütendem Gekreisch um den vermeintlichen Liszt herum.

Es gab ein Gelächter ohne Ende, besonders als Bébé genug von seinem eigenen Gekl uff hatte und sich, seiner Gewohnheit nach, aufgeregt rund um sich selbst drehte, um seinen Schwanz mit den kleinen, spitzen Zähnen zu fassen.

»Weißt du, Fr ederic,« rief George, die sich bisher ziemlich schweigsam verhalten hatte, lächelnd, »ich an deiner Stelle schriebe ein Klavierstück für Bébé.«

»Warum nicht,« gab Chopin gutlaunig zurück, und improvisierte einen reizenden Walzer in Des-Dur, den er »Valse du petit chien« taufte.

Am Ende wollte auch Maurice seinen Teil zu dem Vergn ugungsprogramm beitragen; er schlug eine Theatervorstellung aus dem Stegreif vor.

Mit wenigen Worten erläuterte er seinen Plan, rückte Möbel zurecht, gab Chopin Anweisungen für seinen Orchesteranteil.

Mitten in dieses laute, wirbelnde Durcheinander von Sprechen, Lachen, M obelr ucken, tönte vom Flur her ein schriller Klingellaut, zwei-, dreimal hintereinander.

Chopins Diener trat in den Salon und streckte seinem Herrn aufgeregt ein Expreßschreiben entgegen.

George trat rasch dazwischen und nahm dem Alten das Schreiben ab. Chopin war leichenblaß geworden.

»Es ist etwas Schreckliches,« flüsterte er mit versagender Stimme. »Ich fühle es, es ist die Vernichtung.«

George winkte dem Diener, zurückzutreten.

»Komm, wir gehen zu dir hinüber. Wir sehen gemeinsam, was es gibt,« sagte sie voll Mitleid mit seiner Schwäche.

Sie schritten über den kleinen, mit Blumen und Rasen bepflanzten Gartenstreifen, der die beiden Pavillons trennte. George mußte den Freund stützen, so wankten ihm die Knie, so ganz versagte ihm der Atem.

Oben, in seinem blumendurchdufteten Salon, bettete sie ihn sorglich auf den Divan. Dann erst öffnete sie, abgewendet von ihm, am Flügel stehend, den Brief. Seine Ahnungen hatten ihn diesmal nicht getrogen. Es war wirklich eine traurige Nachricht, die der Expresßbrief ins Haus getragen hatte. George trat zu ihm und legte ihm die Hand auf die Stirn.

»Mein armes Kind, sei stark. Deine Schwester schreibt: Dein guter Vater ist schwer erkrankt.«

Chopin griff nach ihrer Hand und umklammerte mit seinen eiskalten Fingern ihre lebenswarmen.

»Oh mein Gott, George,« stöhnte er, »mein armer, armer Vater.«

»Es ist ja nicht zu Ende, mein Kind. Dein Vater lebt.¹ Vielleicht ist noch Hoffnung. Raffe dich auf. Fahre zu ihm.«

Chopin richtete sich steil auf und sah sie aus entgeisterten Augen an.

»Schreiben sie so? Erwarten sie mich? Fordern sie von mir, daß ich kommen soll?«

George schüttelte den Kopf. »Du kennst sie. Dazu sind sie viel zu zartfühlend. Aber ich meine, du solltest – – «

Er unterbrach sie mit einer verzweifelten Gebärde.

¹Chopin verlor seinen Vater erst einige Jahre später, ohne ihn wiedersehen zu haben.

»Ich bitte dich, sprich nicht davon. Ich kann nicht! Polen wiedersehen, es niedergebrochen, entartet wiederfinden! Fort von dir, ohne Halt, ohne Stütze! Im Herzen die Todesangst um den Kranken – ich stürbe daran – – –«

Sie fing den halb Ohnmächtigen in ihren Armen auf. In ihren Augen stand ein hartes Licht.

Gott im Himmel, was sollte werden, wenn nicht einmal eine solche Katastrophe, ein so gebieterischer Ruf imstande waren, ihn für eine Weile von ihr loszureißen?! Wenn diesen zärtlichen Sohn nicht einmal die Liebe zu dem erkrankten Vater vermochte, sie für eine kurze Zeitspanne zu verlassen!

Niemals, auch in der Zeit ihrer stärksten Leidenschaft nicht, hatte sie daran gedacht, ihr Leben so eng, so untrennbar mit dem seinen zu verknüpfen!

Wie eine unerträgliche Last legte sich ihr der Gedanke ihrer Unfreiheit auf die Brust. Zu lange, allzulange schon hatte sie sie getragen. Dies Enganeinandergeknüpftsein, das ihm höchstes Glück bedeutete, dünkte sie erschreckende Kerkerhaft. Sie hatte ihn lieb – oh gewiß – heute noch. Es hätte sie schwer getroffen, ihn zu verlieren. Aber so heiß war ihre Liebe nicht, ihr ganzes Sein dafür zu opfern. Abgesehen von ihren Kindern, von ihrer Kunst, denen sie gebieterisch einen ganzen Menschen schuldig war, bäumte sich ihr ureigenstes Naturell gegen eine Neigung auf, die ihr die selbstgewählten Wege verstellte, ihre Ziele verschob.

Oft schon hatte sie sich aufgelehnt gegen diesen Zwang, niemals so heftig als in dieser Stunde, da Frédéric wie gefällt in ihren Armen lag, hingemäht von dem bloßen Gedanken, sich auf Wochenfrist von ihr zu trennen.

Zu anderen Zeiten hatten seine geniale Künstlerschaft, die rührende Zartheit seiner Liebe, seine Schwäche, die ihrer so sehr bedurfte, sie innerlich wieder zu ihm zurückgeführt. Würde es auch nach dieser Stunde noch der Fall sein? Sie zuckte skeptisch die schönen Schultern. Sie fühlte nur allzudeutlich, seine haltlose Schwäche hatte etwas in ihr getötet, das nichts wieder lebendig machen konnte.

Langsam richtete er sich in ihren Armen auf. Eine Frage, halb des Glücks, halb des Zagens, stand in seinen zärtlichen, dunklen Augen.

»Du schickst mich nicht fort? Nicht wahr, du schickst mich nicht fort?«

Er wollte sie küssen, aber sie wich ihm aus.

»Suche zu schlafen, mein armes Kind. Ich werde dir den Diener schicken.«

19. KAPITEL

Wie alljährlich im Frühjahr, brach man auch in diesem Mai nach Nohant auf. George wäre mit den Kindern gern vorerst ohne Chopin in die Berry gegangen. Es dünkte sie eine Befreiung, seine traurigen Augen eine Zeitlang nicht sehen zu müssen, allein mit den Kindern zu sein. So sehr Maurice und Solange an Chopin hingen, es gab doch Dinge in diesen jungen, dem Leben zublühenden Herzen, die nur für die Mutter bestimmt waren. Dennoch konnte sie sich nicht einmal zu einer Andeutung entschließen, so krank und hinfällig war Chopin im Laufe dieses letzten Winters geworden.

Wie stets, besserte sich sein Befinden in Nohant rasch. Die reine Luft erleichterte ihm das Atmen, brachte ihm den Schlaf zurück.

Nach einigen Tagen schon war er imstande, sich an die Arbeit zu setzen und die Skizzen zu den drei Mazurkas in H-Dur, F-Moll und Cis-Moll, welche die Opuszahl 63 tragen sollten, auszuführen. Da wenig Gäste in Nohant waren, konnte man sich ausschließlich der Arbeit widmen.

George schrieb an einem neuen Gesellschaftsroman »Lucrezia Floriani«. Das Werk behandelte die Geschichte einer genialen Sängerin, die in großer Zurückgezogenheit lebt, mit der Welt und der Liebe abgeschlossen hat, aber durch die Leidenschaft des Fürsten Karol bestimmt wird, sich ihm zu ergeben und in die Welt zurückzukehren. Der Fürst entwickelt sich als kleinlicher Tyrann, der die Aufopferung eines ganzen Frauenlebens mit exaltierter Eifersucht vergilt. Lucrezia scheidet am Ende freiwillig aus dem Leben.

Wie immer, las Chopin jede Seite des Manuskripts, die George auf ihrem Arbeitstisch offen für ihn liegen ließ, ebenso wie er ihr jeden Satz seiner Kompositionen vorzuspielen pflegte.

An einem wundervollen Maiabend schritten sie Seite an Seite durch den Park. Der Duft von Rosen und Flieder lag über dem weiten Gelände, in der Ferne blauten die dunklen Wälder der Berry, vom Dorf herauf drang der schwermütige Gesang der Bäuerinnen. Durch die Kronen der alten Kastanien und Ulmen ging es wie leises Raunen und Rauschen.

Sie waren eine lange Weile wortlos nebeneinander hergegangen.

Endlich brach Chopin das Schweigen.

»Sage, George, ich habe letzten Winter oft darüber nachgedacht, aber niemals hat mich die Frage so mächtig ergriffen wie hier im geheimnisvoll stillen Tal der düsterensten

Berry, weshalb vertiefst du dich immer wieder in Gesellschaftsromane? Du liebst doch die Salonmenschen so wenig. Im Gegenteil, du machst mir meinen Verkehr mit ihnen beinahe zum Vorwurf.«

George, die nicht für ein literarisches Gespräch gestimmt war, meinte scherzend:

»Aus Eifersucht, aus Eitelkeit. Wie vermöchte ein in allen äußerlichen Dingen so einfach abgestimmtes Menschenkind wie ich, es mit deinen Potockas, Radziwills, Czartoryskas, und wie deine polnischen Aristokratinnen alle heißen mögen, aufzunehmen?«

Aber Chopin ließ sich nicht stören. Die Ansicht, die er vertrat, war ihm ans Herz gewachsen.

»Sieh, George, ich habe gefunden, jeder Künstler schöpft sein Bestes aus seinem Heimatboden, aus seiner Heimatliebe. Was hat mir mein Polen nicht alles geschenkt?! Du liebst die Berry, wie ich Polen liebe, nur nicht so bitter schmerzlich, denn du hast die Heimatscholle nicht verloren. Ihr seid eines geworden, einander fest ans Herz gewachsen. Weshalb lässt du deine Menschen, deine Konflikte, deine Handlungen, deine Gefühle und Stimmungen nicht in diesem düsterfeierlichen Boden wurzeln, den du kennst und liebst in seiner wundervollen Eigenart?«¹

Obwohl ihre Gedanken abgeschweift waren, blieb unbe-
wußt eine Spur seiner Worte und Ideen in ihr haften. Da sie
schwieg, sagte Chopin traurig:

»Ich sehe, du bist präokkupiirt. Ich bin dir lästig mit mei-
nen Vorschlägen.«

¹Um wenige Jahre später erschienen mehrere, in der Berry fußende Romane der Sand. Unter anderen ihre Meisterromane »La Mare au diable« und »La petite Fadette«.

»Ich bin präokkupiert, ja. Ich erwarte heute oder morgen einen Gast – uns allen noch fremd, den Solange –« Sie brach ab.

Er war sofort bei der Sache, da es um Solange, seinen Liebling, ging.

»Was ist's mit Solange? Wen erwartest du?«

George zögerte einen Augenblick. War es notwendig, daß sie ihn einweihte? Einstweilen gehörte das Geheimnis noch ihr und ihren Kindern. Aber am Ende, sobald der junge Mann kam, um Solange zu werben, und das konnte morgen geschehen, würde er ja doch wissen um was es ging.

»Solange hat bei der Marliani einen jungen Bildhauer kennen gelernt, der sich scheinbar sehr warm für sie interessiert. Ich müßte mich sehr täuschen, wenn Solange Herrn Clésingers Interesse nicht gern sähe.«

»Mein Gott, die kleine Solange! Sie ist ja noch ein halbes Kind! Laß sie ihr Leben genießen, ehe sie heiratet. Und wer ist dieser Clésinger?« setzte er mißtrauisch hinzu. »Jedenfalls ist sie zu schade für ihn –«

George lächelte.

»Wie du dich für die Kleine einsetzt! Du überschätzt das Kind. Ich halte nicht dafür, daß sie für Besonderes geboren ist. Sie ist ein hübsches, frisches, liebenswürdiges, kleines Ding, mit einem starken Hang zur Koketterie. Wenn sich die jungen Leute lieben, mögen sie sich nehmen. Clésinger soll ein sehr begabter und tüchtiger Mensch sein.«

»Man müßte Erkundigungen einziehen.«

»Das habe ich selbstverständlich getan. Delacroix stellt ihm ein gutes Zeugnis aus und Maurice, auf dessen Blick ich mich verlassen kann, hat einen vorteilhaften Eindruck von ihm gewonnen.« –

Am nächsten Tage kam Herr Clésinger. Er hatte sich klugerweise unter Delacroix' Schutz gestellt. Auf den ersten Blick sah man, daß er sich Hals über Kopf in Solange's reizendes Persönchen verliebt hatte. Daß es ihn nebenbei kitzelte, der Schwiegersohn der berühmten Sand zu werden, verheimlichte er keinen Augenblick, ja, er gewann sich die Mutter mit diesem freimütigen Bekenntnis um so sicherer.

Je ablehnender Chopin sich der Wahl Clésingers gegenüber verhielt, um so mehr erwärmte sich George für den jungen Bildhauer. Ja, Chopins Widerstand reizte sie, ihre Zustimmung früher zu geben, als es sonst vielleicht der Fall gewesen wäre. Nach kaum vier Tagen wandelte ein glückliches Brautpaar eng umschlungen durch die verwachsenen Wege des alten Parkes, küßte sich in verschwiegene Rosenlauben und ließ sich gutlaunig von Maurice und seinen Freunden necken.

Außer Chopin gab es noch jemand in Nohant, der alles andere lieber gesehen hätte, als eine Heirat der reizenden Solange mit Clésinger, ja, als eine Heirat Solange's überhaupt, wenn er selbst nicht der Glückliche sein konnte.

Pierre Vernis, ein Schüler Delacroix', den Maurice kurz vor dem Aufbruch nach Nohant im Square Orléans eingeführt, hatte eine aufrichtige, tiefe Zuneigung für Solange Dudevant gefaßt. Er war ein ernster Mensch, der das Leben nicht von der leichten Seite nahm. Obwohl er Maurice' Bitten nachgab und nach Nohant kam, und in Nohant blieb, zehrte der Groll an ihm, daß sich Solange gerade zu dieser Wahl entschlossen hatte. Er war mit Chopin, ohne daß es

zwischen diesen beiden jemals zu einer vertraulichen Aussprache gekommen wäre, einer Meinung, daß diese Ehe¹ nicht zum Glück führen könne.

Vernis hielt sich so viel als möglich von dem Brautpaar fern. Ja, wenn es irgend anging, vermied er jedes Zusammentreffen. Er machte Studien in der Umgegend, lauschte mit stummer Begeisterung auf Chopins Spiel und ließ sich gutwillig von der Hausfrau sondieren und studieren, die, ohne die Ursache seines Kummers zu ahnen, diesen verschlossenen, stillen Menschen mit den unergründlichen Augen sehr anziehend fand.

Nach vierzehntägigem Brautstand fiel es George plötzlich ein, daß Solange noch einen Vater habe, der mit gutem Recht verlangen konnte, daß man ihn um die Hand seiner Tochter bat. Es war eigentlich Chopins ausgesprochener Familiensinn gewesen, der sie auf diesen Gedanken gebracht hatte.

»Sie müssen nach Nérac fahren, mein lieber Clésinger und zwar gleich morgen, ehe Herr Dudevant etwa von anderer Seite von der Verlobung erfährt. Bitten Sie ihn höflich um die Hand Solange's. Er wird nicht nein sagen, ich garantiere es Ihnen. Er ist das Neinsagen nicht gewöhnt.«

Herr Clésinger machte ein langes Gesicht. Er trennte sich sehr ungerne von seiner Braut und dem süßen Nichtstun in Nohant. Solange weinte so bittere Tränen, als ob es einen Abschied auf ewig gälte. Nur der Gedanke, daß die Hochzeit schon in kaum zwei Monaten stattfinden sollte, tröstete sie einigermaßen.

¹Die Ehe der Clésingers gestaltete sich in der Tat nicht glücklich und mußte nach wenigen Jahren getrennt werden.

Mit Clésinger verließen die meisten der Gäste, die zur Verlobung gekommen waren, Nohant.

George konnte auch jetzt keine Gäste brauchen. Sie hatte für Solange's künftigen Hausstand zu sorgen und mußte die letzte Hand an die Korrektur von »Lucrezia Floriani« legen. Das Werk sollte noch in diesem Sommer erscheinen. Sie hätte Pierre Vernis gern zurückgehalten, aber er hatte sich nicht halten lassen wollen. Kaum, daß Clésinger abgereist, war er von einer seltsamen Unruhe erfaßt worden, hatte sich noch mehr denn zuvor von allem zurückgezogen, ja, George hatte zu bemerken geglaubt, daß er vornehmlich Solange in weitem Bogen umging. Mutmaßlich hatte die Kleine den ernstesten Menschen mit irgend einer ihrer kindischen Torheiten gekränkt.

»Nun denn, auf Wiedersehen bei der Hochzeit, mein lieber Vernis,« hatte George ihm beim Abschied gesagt. Pierre aber hatte den Kopf geschüttelt.

»Es wird nicht gehen, Madame. Das schöne Nohant hat zu viel Zeit verschlungen. Ich muß sie nachholen, wenn ich mein erstes, einigermaßen annehmbares Bild auf die Herbstausstellung schicken will.«

George hatte es aufrichtig bedauert. Für den September hatte Pierre Vernis ein bestimmtes Versprechen geben müssen.

Auch Chopin wäre der Hochzeit gern ferngeblieben. Obwohl ihm Clésinger persönlich nicht unsympathisch war, kam er über die Idee, die George eine »fixe« nannte, nicht fort, daß der junge Bildhauer nicht der rechte Mann für seinen Liebling sei. Dennoch konnte er zu keinem festen Entschluß kommen. Einen Augenblick dachte er daran, um die Zeit der Hochzeit nach Polen zu seiner Familie zu gehen.

Aber sogleich verwarf er den Gedanken wieder. Sollte er sich George ganz entfremden, sie vielleicht verlieren?! Allzuviel schon lag zwischen ihnen seit diesem letzten Jahr! Keine Disharmonien, auch kein offener Streit, die sich hätten ausgleichen lassen. Nein, Schlimmeres. Er fühlte sich die Frau, die er noch heute über alles liebte, langsam entgleiten. Es wird wieder anders werden, tröstete er sich, wenn die Kleine aus dem Hause und Maurice wieder bei der Arbeit ist, Maurice, der anfang, sich ein wenig als Familienhaupt zu fühlen und zuweilen bekrittelt, was ihm und George seit Jahren lieb gewesen war!

Kurz vor Solange's Hochzeit erschien »Lucrezia Floriani«. Man hatte in Nohant nicht Zeit, sich mit dem Eindruck zu beschäftigen, den das neue Werk hervorrief, alles wurde bis nach den Feierlichkeiten verschoben, die Maurice in Szene setzte.

Sie fielen in der Tat sehr effektiv aus. »Ein ausgezeichnet inszeniertes Theaterstück,« dachte Chopin traurig und blickte mit wehmütigem Lächeln auf das junge Geschöpf in Brautkranz und Schleier, das dicht und zärtlich an den Erwählten gedrückt, über die mit Blumen bestreuten Parkwege und den Kirchhof zu der kleinen schindelgedeckten Kapelle schritt.

Bei der Tafel gab es bunte Bauernaufzüge in Nationaltracht, Musik und Festgedichte. Die ganze Berry schien aufgeboten, um die Braut zu feiern, die im Grunde nicht viel mehr als ein kleines Mädels war, das die Puppe mit dem Mann vertauschte. — — —

Ein wohliger Frieden lag über Nohant, als der Hochzeitsstrubel verrauscht war. In dem kühlen Salon hinter der

großen Terrasse ließ Chopin träumerisch leise die Hände über die Tasten gleiten.

Zwei, drei Tage noch, dann würde auch Maurice Nohant verlassen, um seine Studien fortzusetzen. Endlich, nach langer Zeit würde er mit George allein sein! All seine Liebe, seine zarteste Fürsorge, seine anbetende Bewunderung wollte er wieder über sie ausgießen, unbeobachtet, unbekittelt sich ihr Herz wieder gewinnen, so wie es einst sein gewesen war. —

Der Landbriefträger hatte die Post gebracht, eine ganze Mappe voll. Die ersten Nachrichten von dem jungen Paar aus Genf, nachträgliche Gratulationen und Dankesgrüße, den »Figaro« und die »Revue«, einen Brief von Buloz, Nachrichten von Franz und Marie.

»Nichts für mich, Maurice?« fragte Chopin, ohne sein Spiel zu unterbrechen.

»Doch hier, ein Brief aus Paris.«

Da Chopin die Handschrift nicht kannte, ließ er das Schreiben unbeachtet liegen.

Erst als er den Flügel schloß, um seinen Morgen-Spaziergang zu machen, nahm er den Brief wieder an sich, und öffnete ihn im Gehen.

Das Schreiben war kurz, die Handschrift fremd, die Unterschrift lautete: »Ein aufrichtiger Freund.«

Er las zwei-, dreimal, ehe er den Sinn begriff. Dann drückte er das Papier zornig zusammen und versteckte es in seiner Brusttasche. Ein Gefühl des Ekels stieg in ihm auf. Pfui, über eine so schmutzige, niederträchtige Verleumdung! Wer in aller Welt konnte ein Interesse daran haben, einer Frau wie George Sand, derartig schändliche Motive unterzulegen! Mit dem Fürsten Karol, der eine so abscheuliche Rolle

in ihrem neuen Buch spielte, sollte er gemeint sein? Mit der Lucrezia sie selbst? Er sollte, wie der Fürst, diese große geniale Frau zu Tode gequält haben mit kleinlicher Tyrannei, mit elenden Eifersüchteleien! Vergebliche Versuche sollte sie gemacht haben, sich seiner zu entledigen, ihre Freiheit zurückzugewinnen, blind und taub sollte er dagegen gewesen sein, bis sie sich selbst verzweifelt den Tod gegeben! Aber sie war ja gar nicht tot, sie lebte ja! Dort drüben, unter dem beschatteten Dach, hinter den alten Ulmen, saß sie an ihrem Arbeitstisch und schrieb, an demselben Arbeitstisch, an dem er tagtäglich die Manuskriptblätter der Lucrezia gelesen hatte!

Er lachte laut und höhnisch auf. Ein Spuk, ein Wahn, das Hirngespinnst eines Tollen!

Gutmann mußte den Brief lesen. Er mußte den Schurken ausfindig machen, der es gewagt hatte, ihn in seiner Ehre zu besudeln. Vor die Spitze seines Degens wollte er ihn stellen.

Nach und nach wurde er ruhiger. Er war durch das kleine Parktor über den Kirchhof und zum Fluß hinuntergegangen. Sollte er George den Brief zeigen? Wie konnte er! Schon das hätte einem verabscheuenswerten Mißtrauen gleichgesehen! Wie aber sollte er der, der er nie gelogen, die in seine Seele blickte bis zu ihrem tiefsten Grunde, seinen Gram, seine Scham, seine Empörung verbergen? Unmöglich, vor ihr eine Maske zu tragen. Unmöglich, ihr zu lügen. Unmöglichlicher noch, ihr die Wahrheit zu sagen. Er mußte fort, es blieb kein anderes Mittel. Er mußte auf ein paar Tage nach Paris, sich mit Gutmann zu besprechen, Rache zu nehmen, das erregte Blut zu kühlen!

Irrte er, oder ging es wie Befreiung über George' schönes Gesicht, als er ihr Mittags seine Absicht ankündigte. Mißtraute er ihr schon? Hatte das Gift, das man ihm ins Blut geträufelt, bereits seine Wirkung getan?

Er hatte sich nicht Zeit genommen, Gutmann zu benachrichtigen. Ungeduldig fuhr er gleich nach der Ankunft in Paris in die Wohnung des Freundes. Gutmann saß am Flügel. Er erschrak heftig bei Chopins Anblick. Was war geschehen, daß der verehrte Meister unangemeldet, bleich wie der Tod, bei ihm eintrat?

Chopin erzählte mit fliegendem, von Zeit zu Zeit versagendem Atem. Den Brief hatte er aus der Brusttasche gerissen und ihn dem Freund gereicht. Gutmann blickte hinein, dann ließ er ihn absichtlich fallen, und bückte sich danach, um Fassung zu gewinnen. Der Arme, Ärmste! Also hatte man ihn nicht geschont. Bis zu ihm hatte man es getragen, all das Häßliche, Niedrige, das man sich in Paris erzählte!

Gutmann hatte sich wieder aufgerichtet. Er nötigte den völlig Erschöpften in einen Stuhl und bestellte Milch und Cognak für ihn.

Ungeduldig herrschte Chopin ihn an. »Was sagen Sie, Gutmann? Halten Sie es für möglich, daß George Sand in diesem Karol eine Enthüllung meines Charakters beabsichtigt hat, die Bloßstellung einer Freundschaft, die mir ein unantastbares Heiligtum gewesen?«

Er brach zusammen. Ein heftiger Hustenanfall erschütterte ihn. Während Gutmann hinauslief, selbst die bestellte Erquickung zu holen, preßte Chopin sein Taschentuch vor den Mund und verbarg es bei Gutmanns Eintritt in seinem Rock, damit der Getreue das dunkle Blut nicht sähe, das ihm aus der Brust gebrochen war.

Nachdem er ein paar Schluck Milch getrunken, hörte der krampfartige Hustenreiz auf.

»Sprechen Sie endlich!«

Gutmann hatte sich gefaßt. Er war zu der Einsicht gekommen, daß der Kranke um jeden Preis geschont werden müsse. Vielleicht war, was der Brief besagte, was man in Paris redete, wirklich nur müßiges Geklatsch, dem jede Basis fehlte.

Seinem liebevollen Zureden gelang es endlich, Chopin zu der Ansicht zu bekehren, daß auf anonyme Briefe nichts zu geben sei.

»Anonyme Briefschreiber sind Feiglinge, teurer Meister. Wer mag sich mit dergleichen Gesindel abgeben, ihm glauben! Wer die Wahrheit zu sagen hat, braucht sich nicht zu verkriechen.«

Mit einiger Mühe ließ Chopin sich überzeugen.

»Und nun kommen Sie, Gutmann, lassen Sie uns ein wenig ins Freie fahren. Wenn man monatelang auf dem Lande gelebt hat, glaubt man in der Pariser Luft ersticken zu müssen. Morgen in der Frühe kehre ich nach Nohant zurück.«

Sie fuhren ins Bois hinaus. An einem der Teiche bemerkten sie noch ein paar leere Sitze. Als sie an den besetzten Bänken vorübergingen, um die freien Plätze zu erreichen, stieß ein junges Paar sich kichernd an.

»Hast du gesehen,« sagte der Herr laut genug, daß man es im Umkreis von fünfzehn Schritten hören konnte, »da geht Fürst Karol!«

Chopin blieb wie angewurzelt stehen. Vergebens versuchte Gutmann, ihn vorwärtszuziehen.

»Seine Lucrezia scheint endlich Schluß gemacht zu haben. Jedenfalls schlauer, als sich abzumurksen.«

Ein leises »Chut, chut«, dann ein lachendes »Was tut es, wenn er es hört? Er wird es ohnedies wissen. Ganz Paris spricht ja davon.«

Mit einem jähen Ruck wandte Chopin sich um. Einen Augenblick schien es, als ob er sich auf die Sprechenden stürzen wollte. Dann riß er Gutmann auf den Fahrweg zurück, auf dem der Wagen sie erwartete.

In dieser Nacht noch fuhr er nach Nohant zurück.

Der Wind heulte um das Haus. Klatschend schlug der Regen gegen die Fenster, und verhängte sie mit grauen Schleieren.

Wie zwei Gefangene, die vergebens an ihren Ketten reißen, liefen George Sand und Chopin in dem engen Raum von George' Arbeitszimmer auf und nieder. Ab und zu blieben sie stehen und sahen einander in die Augen. Der Mann in leidenschaftlichem Zorn, die Frau mit kühl überlegenem Spott.

»Wie oft soll ich dir noch versichern, daß ich nicht daran gedacht habe, dich in dem Fürsten zu porträtieren?«

»Ganz Paris spricht davon.«

Sie zuckte die Achseln.

»Paris spricht eben, was es nicht verantworten kann. Ich habe in dem Fürsten den Charakter eines in sich abgeschlossenen, in seinen Empfindungen und Anschauungen exklusiven Mann gezeichnet. Ein solcher bist du nicht, Frédéric. Im übrigen ist Fürst Karol kein Künstler, sondern nur ein Träumer. Da er kein Genie ist, hat er auch nicht die Rechte eines

solchen. Das habe ich wiederholt in Bezug auf seine Ansprüche auf Lucrezia betont. Im übrigen, du hast das Manuscript hier an diesem Tisch Seite für Seite gelesen. Schließlich müßte dir doch auch aufgefallen sein, was ›ganz Paris‹ behauptet.«

Er schwieg beschämt. Kein Zweifel, sie hatte recht und alle anderen waren im Unrecht. Wie immer leicht zum Verzeihen geneigt, nahm er George' Hand und küßte sie mit ritterlicher Zärtlichkeit.

»Vergib, es hatte manches so den Anschein. Das mag auch die anderen bestimmt haben.«

»Wer will sich vermessen, die Fäden zwischen Wahrheit und Dichtung zu entwirren!? Du selbst als schaffender Künstler solltest am besten wissen, daß solches in das Reich der Unmöglichkeiten gehört. Oder getraust du dich, mir schulmäßig zu beweisen, welcher Gattung der Vogel angehört, der in deinen Melodien zwitschert, in welchem Bett der Bach rauscht, der durch deine Töne klingt, ob der Wind, der in den Bäumen klagt, von Ost, West, Nord oder Süd kommt, ob es Ulmen, Kastanien oder Linden waren, durch die du ihn seufzen läßt, welchem Regiment der Tambour angehört, dessen Wirbel durch deine Lieder klingt?«

Müde vom langen Kampf sank sein Kopf wortlos an ihre Schulter. Sie aber war zu Zärtlichkeiten nicht geneigt.

»Du solltest mich und dich nicht unnütz quälen, Frédéric. Es ergeben sich von selbst genug Quälereien, ohne daß man sie eigens zu suchen braucht.«

Wie er versprochen, kehrte Pierre Vernis mit den Herbstgästen nach Nohant zurück. Aber er nahm weder an den

Jagden, noch an den etwas geräuschvollen Festlichkeiten teil, die den Jagden folgten. Er hielt sich still in Schloß und Park, skizzierte und machte lange Spaziergänge mit George Sand, bei denen sie eifrig philosophische und ästhetische Fragen erörterten. Im allgemeinen schien der junge Maler George heiterer und sorgloser als im Frühling zu sein.

Von Solange und Clésinger war in ihren Unterhaltungen niemals die Rede, obwohl Clésingers seit Monaten wieder in Paris waren.

Vernis erzählte nicht und George fragte nicht. Allgemach war ihr die Vermutung aufgegangen, daß zwischen Pierre und Solange mehr als eine kindische Torheit stehe.

Sie fragte Chopin, der in niedergedrückter Stimmung sich nirgends sehen ließ und ganz seiner Arbeit lebte. Er wußte nichts. Er hatte immer nur die eine zweifelnde Frage, ob Solange auch glücklich sei.

»Du wirst wirklich langweilig mit deiner Sorge um Solange. Weshalb soll eine junge verliebte Frau an der Seite eines jungen verliebten Gatten nicht glücklich sein?«

Chopin antwortete nicht. Was sollte er George auch erwidern? Wer wollte sagen, ob dieser Zweifel an des Kindes Glück nicht etwa nur dem Bewußtsein seiner eigenen Glücklosigkeit entsprang!? — —

An einem warmen Herbstmorgen hatten Pierre und George den davonreitenden Jägern nachgeblickt. Sie standen noch im Hof und sahen in den golddurchwirkten Nebel hinaus, als von der Landstraße aufs neue Hufschläge laut wurden.

Ein offener Wagen bog in die Einfahrt. Unter dem großen Reisehut wurde Solange's Köpfchen sichtbar.

Heiter rief George: »Eine Überraschung! Das lasse ich mir gefallen.«

Herr Clésinger hatte seiner Frau aus dem Wagen geholfen. Mutter und Tochter umarmten sich zärtlich. Der junge Gatte stand mit halb verdrossenem, halb verlegenem Gesicht daneben. Vernis war spurlos verschwunden.

Nachdem der Reiset Staub abgeschüttelt war, setzten sie sich zu dritt zum Frühstück.

»Nun Kinder, was gibt's? Wie geht's? Was führt Euch so plötzlich her?«

»Jean hatte freie Zeit. Was konnten wir besseres tun, als zu dir kommen, chère maman?« schmeichelte Solange.

»Freie Zeit? Das ist nicht gut für einen jungen Künstler. Wer will, findet immer Arbeit.«

Das junge Paar verstummte. Nach einer Weile sagte Clésinger mürrisch:

»Man kann die Arbeit nicht an den Haaren herbeiziehen.«

George sah aufmerksam von einem zum andern. Offenbar spielte Solange nur die Liebenswürdige, Unbefangene, während Clésinger weniger beherrscht verlegen in sein Glas sah.

Unmutig schüttelte George den Kopf. Da stimmte etwas nicht! Sollte sie sich doch in Clésinger getäuscht haben? Sollte Chopin recht behalten? War Clésinger nicht der Mann, dem man seine Tochter anvertraut? Hatte er Solange etwa nur aus Spekulation so heiß begehrt?

»Also, bitte heraus mit der Sprache. Ihr seid zu einem ganz bestimmten Zweck hergekommen. Es gehört kein besonderer Scharfblick dazu, das herauszufinden.«

»Ja, wir haben eine Bitte,« bekannte Solange freimütig.
»Du mußt uns aus der Patsche helfen, Mamachen. Jean –

wir – das heißt – es ist nichts rechtes verdient worden –. Wir haben Schulden machen müssen.«

»Nur ein Darlehen, teure Schwiegermama,« fuhr Clésinger rasch dazwischen. »Natürlich, nur ein Darlehen.«

»Und das reichliche Nadelgeld, das ich Euch für die ersten Monate Eurer Ehe mitgegeben?«

Jean Clésinger zuckte die Achseln.

George streifte ihren Schwiegersohn mit einem unwilligen Blick, stand vom Tisch auf und verließ das Zimmer.

»Abgeblitzt,« rief Clésinger, seiner Schwiegermutter ärgerlich nachblickend. »Geh' und versuche dein Heil bei Chopin, Solange –«

Solange schüttelte energisch den Kopf.

»Nein, der arme Kerl, der Chip, hat selber nur gerade was er braucht. Aber da Ma' so böse ist und du so brummig, will ich zu ihm, mich ein bißchen verziehen zu lassen.«

Nach dem Jagddiner, an dem das junge Paar so harmlos teilnahm, als sei es wirklich nur zu seinem und der Hausfrau Vergnügen nach Nohant gekommen, begab sich die Gesellschaft auf die Gartenterrasse, wo der Kaffee serviert werden sollte.

Nur Solange und Clésinger, denen es allmählich bei der Mutter kalten Blicken nicht eben wohl geworden, stiegen die Treppen zu ihren Zimmern hinauf. Im Halbstock angelangt, kam ihnen von oben her Pierre Vernis entgegen, der während des Diners auf seinem Zimmer geblieben war. Er hatte die Clésingers, mit denen er jede Begegnung zu vermeiden hoffte, um diese Zeit noch im Eßsaal oder schon auf der Terrasse vermutet.

Die unerwartete Begegnung hatte Vernis so verstört, daß er stumm und grußlos an dem jungen Paar vorüberschritt.

Clésinger, von seinem Mißerfolg gereizt und erbittert, stellte den offenbaren Günstling seiner Schwiegermutter.

»Was heißt das? Grüßen Sie gefälligst Madame.«

Als Pierre nicht gleich antwortete, in seiner Verwirrung auch nicht grüßte, riß er ihm den Hut vom Kopf und gab ihm eine schallende Ohrfeige.

George, die im Eßsaal zurückgeblieben war, hatte von der Tür her den Vorgang bemerkt. Rasch nahm sie die wenigen Stufen und gab ihrem Schwiegersohn die Ohrfeige zurück.

»Voilà, Monsieur und nun packen Sie gefälligst Ihre Koffer wieder ein, falls Sie sie schon ausgepackt haben sollten und lassen Sie sich in Nohant nicht mehr sehen. Jeder, der meine Gäste beleidigt, ist hier zuviel. Merken Sie sich das.« Sie wandte sich an ihre Tochter. »Dich, Solange, erwarte ich auf meinem Zimmer.«

Solange wollte einen trotzigten Einwand machen, aber sie beherrschte sich.

Zehn Minuten später trat sie bei ihrer Mutter ein. George stand am Fenster. Ihr Zorn schien verraucht. Blaß, mit einem Ausdruck ruhiger Entschlossenheit, stand sie und sah in den verdämmernden Herbstabend hinaus. Als Solange eintrat, wandte sie sich nach ihr um und sah ihr ein paar Augenblicke in das halb verlegene, halb trotzigte Gesicht.

»Du scheinst nicht ganz davon überzeugt zu sein, wie unqualifizierbar dein Mann sich benommen hat.«

»Vielleicht wäre ich es, Mama, wenn du ihm eine weniger drastische Antwort gegeben hättest.«

George zuckte die Schultern. »Meine liebe Solange, *ich* mache dich nicht für die Ausschreitung deines Mannes verantwortlich, *du* hast dir kein Urteil über meine Handlungsweise zu erlauben.«

Solange fuhr zusammen und hatte eine heftige Entgegnung auf den Lippen. George ließ sie nicht dazu kommen. »Ich habe dich nicht hergebeten, mein Kind, um mit dir zu streiten. Ich wollte dir nur bedeuten, daß das Gebot, Nohant nicht mehr zu betreten, selbstverständlich nur deinem Mann und nicht dir gilt. Du bist mein Kind. Was immer geschehen möge, Nohant ist und bleibt deine Heimat.«

Sie hatte den Arm um ihre Tochter gelegt und wollte sie an sich ziehen, aber Solange entwand sich ihr mit einer raschen Bewegung und schüttelte sehr energisch den reizenden Kopf.

»Nein, Mama, mein Platz ist an der Seite meines Mannes. So lange du ihm nicht erlaubst, Nohant zu betreten, so lange wirst du auch mich hier nicht wiedersehen.«

George sah ihre Tochter mit sprachlosem Erstaunen an. Dies verwöhnte, geliebte, verhätschelte Kind stellte sich auf die Seite eines Mannes, dessen Namen sie vor einem Jahr noch nicht gekannt, eines Mannes, der das Leben eines Nichtstuers zu führen schien, der zumindest seine Frau nicht ernähren konnte und der vor wenigen Stunden erst den Versuch gemacht, sie, die Mutter, aufs neue in Anspruch zu nehmen. Sah so der Dank für ein Leben voll sorgender Mutterliebe, niemals ermüdender Hingebung aus?

Solange hatte ihr den Rücken gewandt. George nahm ihre Tochter bei den Schultern und drehte sie langsam sich wieder zu. Mit einem Rest von Milde und Weichheit fragte sie:

»Ist das dein letztes Wort, Solange?«

»Mein letztes, ja, Mama. Ich stehe zu meinem Mann.«

Heiß kochten Zorn und Schmerz in George auf, aber sie beherrschte beides mit heroischer Kraft. Dies unselige Kind brauchte nicht zu wissen, wie grenzenlos wehe sie ihr tat.

»Es ist gut, Solange – du mußt ja wissen was du tust.«

George trat ans Fenster zurück und blickte in den sterbenden Tag. Sie wandte sich auch nicht um, als Solange mit einem tränenerstickten »Adieu, Mama« die Türe hinter sich schloß. – – –

Aus Chopins Arbeitszimmer klangen leise, zarte Töne einer schwermütigen Melodie, die in seltsamem Gegensatz zu dem Aufruhr in George' Seele standen. Rasch öffnete sie die Tür und verschloß sie hinter sich.

Mit zorniger Stimme erzählte sie den Vorgang, von dem Geschehnis auf der Treppe an bis zu Solange's Erklärung, Nohant ohne ihren Gatten nicht mehr zu betreten.

Chopin erschrak über diese neuen Wolken, die sich über dem Haupt der geliebten Frau zusammenzogen.

Er versuchte zu trösten, zu beruhigen. Aber George entzog sich ihm zornig.

»Du hast recht gehabt, Chip. Dieser Clésinger ist ein Vaurien. Nicht nur, daß er faul und leichtsinnig ist, nein, er bringt auch Solange gegen mich auf.«

»Das glaube ich nicht, George. Du hast bei der Trepzenszene, die von Clésingers Seite selbstverständlich unentschuldigbar ist, vielleicht eine ein wenig zu rasche Hand gehabt, das ist der Kleinen gegen den Strich gegangen. Sie wird sich sehr bald besinnen und zu dir zurückkommen –«

»Dann wird sie vergebens kommen – jetzt will ich nicht mehr,« gab George hart zurück. »Ich habe es nicht nötig,

meinen Kindern, denen mein ganzes Leben gehört hat, für deren Zukunft ich rastlos gearbeitet habe, mein Herz nachzuwerfen. Ich hoffe, du wirst, trotz deiner Vorliebe für Solange, Korpsgeist zeigen und die Clésingers in Paris ebenso wenig kennen, wie ich sie zu kennen gedenke.«

Chopin streichelte begütigend ihre Hand.

»Auch du wirst wieder anderen Sinnes werden, meine George, wenn der erste Zorn vorüber ist.«

Sie schüttelte abwehrend den Kopf.

»Es war zu viel, Frédéric. Hierher kommen, um meine Güte in Anspruch zu nehmen, meinen Gast zu beleidigen, zuletzt mir einen Schlag ins Gesicht – nein, Schlimmeres – einen Stich ins Herz geben – ich glaube, das genügt.«

»Es war ein schwerer Tag, meine arme George, aber ich fürchte, schlimmere werden folgen, wenn du dich selbst des Kindes beraubst!«

Sie schwieg und ließ, ihm ihre Hand, die steif und kalt in der seinen lag. Nach einer Weile stand sie auf.

»Du brauchst nicht zu fürchten, daß ich sie darben lassen werde, noch weniger sollen sie Schulden machen. Das Geld werde ich ihnen schicken. Aber hören und sehen will ich vorerst nichts von ihnen und du wirst es auch nicht.«

Chopin schüttelte traurig den Kopf. Über sein blasses Gesicht flog ein Zug unendlicher Wehmut. Leise und innig sagte er: »Ich habe das Kind lieb, als wäre es mein eigenes. Ich kann ihm meine Tür nicht verschließen.«

Ein wilder Schmerz, ein ohnmächtiger Zorn brannten bei diesen letzten Worten Chopins in dem Herzen der Frau auf, die äußerlich reglos und kalt wie eine Statue stand. Verschwor sich heute alles gegen sie? Hatte sie ausgespielt?

War niemand mehr ihr zu Willen? Sollte sie, die Herrschende, auf einmal die Beherrschte sein?

Eisig gab sie zurück:

»Tu, was du willst, mein Freund, aber eines sage ich dir. Hier gibt es nichts halbes, kein Lavieren. Wähle zwischen den Clésingers und mir. Du wirst ja wissen, wer dir höher im Preise steht.

Chopin kämpfte einen schweren Kampf. Tagelang schloß er sich in sein Zimmer ein. Alle Schmerzen, alle Leiden, die die geliebte Frau ihn hatte kosten lassen, standen wieder vor ihm auf und mit ihnen alle nun längst entschwundenen Seligkeiten.

Was war ihm am Ende Solange gegen diese Frau, die er allen früheren Vorurteilen zum Trotz angebetet hatte, seit der Stunde, da er sie zuerst gesehen.

Dennoch bäumte sich sein unbeirrbares Gerechtigkeitsgefühl gegen George' harte Willkür auf. Der Gedanke schien ihm unfaßlich, daß er sich zum Mitschuldigen an der Inachterklärung dieses liebenswürdigen Geschöpfes machen sollte, das er als kleines Mädchen auf den Knien gehalten, das wie ein Sonnenstrahl manche schwere, dunkle Stunde seines Lebens erhellt hatte, nur weil sie zu ihrem Manne hielt!

Nein, es konnte George' Ernst nicht sein, daß sie eine so rigorose Für- oder Widererklärung von ihm forderte.

Es war nur eine neue Prüfung, die sie über ihn verhängte – oder? Das Blut stockte ihm in den Adern – ein Vorwand, ihn von sich zu entfernen, wie es vielleicht, trotz all ihrer Gegenwehr, auch die Gestaltung des Fürsten Karol gewesen war.

Mit gerungenen Händen saß er, die Augen feucht und heiß von unvergossenen Tränen.

Oh nein, zur Last fallen wollte er ihr nicht und sollte er darüber zu Grunde gehen. Ein unwillkommener Gast in Nohant, ein Freund, von dem man genug hat, den man lieber heute als morgen über Bord werfen möchte – eine so schmähliche Rolle wollte er denn doch nicht spielen.

Sein Herz zog sich krampfhaft zusammen. Er wußte, sein Elend war besiegelt lebenslang, wenn er George verlor. Aber sein Stolz blieb Herr über ihm. Ein erbetteltes, durch Gesinnungslosigkeit erkaufte Glück, was war es besser als der höhrende Schatten einstiger Seligkeiten.

Vielleicht hatte er schon zu lange gezögert, zu gehen, vielleicht war er zu lange schon schwach und feige gewesen.

Er schrieb einige Zeilen an George, daß er es nicht über sich gewinnen könne, Solange ohne weiteres einem vielleicht traurigen Schicksal zu überlassen. »Hältst du an deiner Forderung fest, werde ich Nohant morgen verlassen.«

Es kam keine Antwort. Er wartete bis zum Mittag. Dann ging er durch den strömenden Herbstregen, über welches Laub, zwischen fahlen Blumenrabatten zur Poststation hinter.

Abgewandten Hauptes bestieg er die kleine geschlossene Chaise, die ihn zur Bahn bringen sollte. Er wußte, er war verbannt für immer.

Er würde die Berry niemals wiedersehen, die ihm so unendlich viel Glück geschenkt hatte.

20. KAPITEL

Unverkennbar hatte der Einfluß des Julikönigtums abgenommen. Mehr und mehr war in den letzten Jahren die Gefahr der inneren Zustände gewachsen. Wer Augen hatte zu sehen, Ohren zu hören, wußte, die Tage Louis Philippes waren gezählt.

Nur der König selbst und das Ministerium Guizot täuschten sich noch über die Lage, trotz der versuchten Attentate im Walde von Fontainebleau und im Tuileriengarten.

Die stetig zunehmenden Staatsschulden, die Lasten, die auf dem Volke lagen, der wirtschaftliche Notstand, den die Jahre 1846 und 1847 gebracht hatten, schürten den Haß der revolutionären Parteien.

Die verderbliche Flamme glimmte noch unter der Asche, aber sie wartete nur auf die Gelegenheit, ihr züngelndes Haupt emporzurecken.

Eine Reihe von Skandalprozessen enthüllte die Blößen des Regierungssystems und die sittliche Korruption der höheren Gesellschaftsklassen.

Die Käuflichkeit der höchsten Ratgeber der Krone, gräßlichster Mißbrauch der Staatsgelder, der Verkauf von Stimmen und hohen Stellungen wurde offenbar.

Was Frankreich und Paris vorher in Atem gehalten, war vergessen. Es gab nur noch eine Frage, die Frage der Wahlreform; sie war die Losung aller Oppositionsparteien geworden.

Da die Kammer sich jeglichen Reformwünschen gegenüber ablehnend verhalten hatte, versuchte man es mit Reformbanketten in allen Provinzen des französischen Reichs.

Als sie nicht den erhofften Erfolg hatten, konzentrierte die Opposition sich in Paris.

Am 22. Februar wurden die ersten Barrikaden errichtet, in der Nacht des 23. fiel der erste Schuß. Es war das Signal zum offenen Straßenkampf. Ganz Paris starrte in Waffen. In den Tuileries hatte man den Kopf verloren. Am Morgen des 24. Februar war der Befehl gegeben worden, das Feuer einzustellen. Als das Volk gegen den Königspalast anrückte, unterschrieb Louis Philippe die Abdankungsurkunde zu Gunsten seines Enkels, des kleinen Grafen von Paris unter der Regentschaft der Herzogin von Orléans, seiner Mutter. Eindringende Massen verhinderten die Proklamation dieser Regentschaft. Die Herzogin mit ihren Kindern mußte fliehen, wie Louis Philippe wenige Stunden vor ihr entflohen war.

Im Saal des Abgeordnetenhauses schloß sich eine neue Gewalt zusammen und verkündete unter dem brüllenden Jubel der Massen die Republik!

George Sand war in Nohant, als die ersten Schüsse der Februarrevolution fielen. Im Herbst, nachdem Chopin sie in stummer Resignation verlassen, war ein fieberhafter Gram, eine entnervende Rastlosigkeit über sie gekommen. Sie wußte nicht mehr, was sie wollte, was sie sollte. Sie war irre an sich und der Welt.

Stundenlang quälte sie sich mit verzweifelten Vorwürfen, daß sie Chopin hatte gehen heißen, in den nächsten atmete sie befreit auf, daß sie endlich zu diesem Entschluß gekommen war.

Sie ängstigte sich um ihn. Aufgeregte Träume suchten sie heim. Sie sah ihn tot, sterbend ohne sie, die ihm ihr Wort gegeben, daß er in ihren Armen sterben solle! Flehentlich bat sie Gutmann, ihr wahrheitsgetreue Berichte über das Befinden des Kranken zu schicken, aber um nichts in der Welt hätte sie sich entschließen können, zu ihm zu fahren oder ihm auch nur zu schreiben. Sie grämte sich, daß kein Lebenszeichen von ihm zu ihr kam, und zitterte gleichzeitig davor, daß es geschehen möge, daß das kaum zerrissene Band sich wieder knüpfen könne.

In der Ausführung eines langgehegten Arbeitsplans hatte sie endlich etwas Ruhe gefunden. Sie hatte begonnen, an ihrer Lebensbeichte¹ zu schreiben.

Das sehr umfangreich geplante Werk sollte eine Sammlung von Erinnerungen, Betrachtungen, sozialen, künstlerischen, wissenschaftlichen und menschlichen Glaubensbekenntnissen werden, ein Spiegelbild ihres bewegten Lebens, ohne daß sie daran dachte, all seine Phasen zu enthüllen.

Die endliche Aufrüttelung des Volkes riß sie von dieser Aufgabe los. Sie wollte sofort nach Paris; aber Maurice, der diesen Winter bei ihr geblieben war, hielt sie auf den Rat der Pariser Freunde zurück. Sie ließ sich halten, allein ihre ganze Seele war bei denen, die für ihre Menschenrechte kämpften.

Endlich schien die träge, traurige Zeit sich besonnen zu haben, wohin sie steuern müsse, um vom Rande des Abgrundes fort in sichere, glückverheißende Bahnen zu gelangen. Endlich brauchte man sich nicht länger zu fragen: Wohin gehen wir? Tragen uns die fallenden oder steigenden

¹»Histoire de ma vie.«

Wellen? Werden wir an die Küsten des gelobten Landes getragen, oder fortgerissen in den Schlund des Chaos?

Leidenschaftlich war George' Anteil an der Entwicklung der Zustände. Mit jubelnder Genugtuung begrüßte sie die neuen Männer der provisorischen Regierung, mit heißem Interesse verfolgte sie die Verteilung der Staatsämter.

Vornehmlich auf Ledru-Rollin und Louis Blanc setzte sie große Hoffnungen. Gerade weil beide Männer sich auf die Seite der terroristischen Gewaltspartei geschlagen hatten, hielt sie sie dafür prädestiniert, der politischen Korruption Frankreichs Herr zu werden, die Verbesserung der arbeitenden Klassen, die Reformen sozialer Einrichtungen durchzusetzen.

»Mein Junge,« rief sie, Maurice an sich reißend, »mein Herz ist voll, mein Kopf ist wie Feuer, all meine physischen und seelischen Schmerzen, all mein persönlicher Kummer ist vergessen. Ich komme mir vor, als sei ich zwanzig Jahre alt.«

Gemeinsam mit Maurice arbeitete sie daran, die Berry aufzurütteln. Als diese Arbeit sich als gänzlich nutzlos erwies, hielt nichts sie mehr in Nohant.

Der März brachte sie nach Paris. Ihr erster Weg war zu Ledru-Rollin, der dem Ministerium des Inneren vorstand; sie stellte ihm ihre Feder zur Verfügung. Der Minister nahm ihr Anerbieten an.

Mit ihrer unermüdlichen Energie, ihrem eisernen Pflichtgefühl, war sie Tag und Nacht bei der Arbeit. Ihre politischen Pamphlete fielen wie Feuergarben in die Massen. Sie gründete ein demokratisch-sozialistisches Wochenblatt, »La cause du peuple«. Sie erweckte mit ihren »Lettres au peuple« die im Einschlafen begriffenen Energien neu. Ihre Einleitung zu

den extremen »Bulletins de la République« ließ die Parteien aufeinanderplatzen.

Für das »Théâtre de la République«, dessen Pforten dem Volk stets geöffnet standen, in denen die Rachel die Marseillaise sang und »Les Horaces« spielte, schrieb sie ein kleines Gelegenheitsspiel »Le Roi attend«, eine neue demokratische Version von Molières »Impromptu de Versailles«. — —

Die gemäßigten Parteien begrüßten die Mitarbeiterschaft George Sands mit sehr geteilten Gefühlen. Wie bei allen Aufgaben, die George Sand sich gestellt, fehlte ihr auch hier die Objektivität. Sie zog das Volk zu dem eigenen irrümlichen und verhängnisvollen Glauben hinüber, daß die Regierung imstande sei, alle Wünsche, gerechte und ungerechte, augenblicks zu erfüllen, sobald sie nur den guten Willen dazu habe. Selbstverständlich mußten den naturgemäßen Enttäuschungen neue Bitterkeiten folgen, die dem gedeihlichen Fortschritt im Wege standen.

Obwohl George in ihrem Pavillon Square Orléans arbeitete, sah und hörte sie nichts von Chopin. Die Türen und Fenster seiner Wohnung blieben geschlossen. Sie erfuhr, daß er den stillen Winkel, der noch so viel frohe Tage gesehen, verlassen hatte und in die Rue Chaillot gezogen war.

Trotz seines persönlichen Kummers, seines immer zunehmenden Leidens, entzog Chopin sich den gewaltigen Eindrücken der Revolutionstage nicht.

Tief erschütterte ihn die Flucht Louis Philippes und der Seinen. Er hatte von der königlichen Familie in den langen Jahren seines Aufenthaltes in Paris nur Güte und Teilnahme erfahren. Bitter beklagte er das Schicksal der Orléans. Gleichzeitig aber schöpfte er aus dieser Revolution, die fast in ganz Europa ihren Widerhall fand, neue Hoffnungen für

sein unglückliches Vaterland, an dem sein Herz in zäher Treue hing. Es schlug so heiß für Polen, wie zu der Zeit, da er als Jüngling in Warschau patriotische Lieder komponierte, die sich niemals an die Öffentlichkeit hatten wagen dürfen.

Bald mußte er einsehen, seine Hoffnungen waren vergebliche gewesen. Die Volkserhebung des Jahres 1848 brachte seinem unglücklichen Vaterlande weder Freiheit noch Selbständigkeit zurück.

Niedergedrückt beschloß Chopin, seinen Plan, nach England zu gehen, auszuführen.

Kurz vor seiner Abreise bat die Comtesse Delmare, in deren Salon er früher öfters gespielt hatte, ihr die Ehre seines Besuches bei ihrem letzten Empfang zu schenken. Zögernd sagte er zu.

Seit er im Herbst, ein gebrochener Mann, von Nohant gekommen war, hatte er keine Gesellschaft mehr besucht. Einzig die Erwartung, bei der Comtesse eine Anzahl seiner Landsleute zu finden, deren Interessen er während der letzten Jahre nur allzusehr vernachlässigt hatte, vermochte ihn dazu, die Einladung anzunehmen. Vielleicht, daß es Gelegenheit gab, Versäumtes wieder gutzumachen!

Kurz bevor Chopin in den Salon der Comtesse trat, war von dem sehnlich Erwarteten die Rede gewesen. Einer seiner treuesten Anhänger, ein junger polnischer Dichter, erzählte, daß er einmal die Gunst erfahren habe, auf ein paar Tage Gast in Nohant zu sein. Er schwärmte von dem gastlichen Hause und von des Meisters zauberischem Spiel auf der mondscheinumflossenen Gartenterrasse.

»Ein Jammer, daß diese Freundschaft ein Ende genommen,« bemerkte eine dem Hause Delmares nahestehende

Dame, »aus den besten Werken der Sand weht Chopinscher Geist!«

»Und ich möchte beschwören,« fuhr der Pole fort, »auch seine Kunst ist durch die Freundschaft dieser seltenen Frau bereichert worden.«

In dem Wintergarten neben dem Salon war das Rascheln eines Frauenkleides hörbar geworden. Ein schönes, bleiches Antlitz mit großen, dunklen Augen beugte sich einen Augenblick aus dem Rahmen der Palmen und blühenden Azaleen. Einen Augenblick nur, dann war es wieder in dem grünen, buntdurchtupften Gewirr exotischer Pflanzen verschwunden. —

Wenige Minuten später betrat Chopin den Salon. Alle Hände streckten sich ihm entgegen, aller Lippen dankten ihm, daß er gekommen war.

In Liebe, Ehrfurcht und Bewunderung scharte man sich um den bleichen Mann, in dessen schwermütigen Augen noch immer das weiche, zärtliche Licht stand, das ihm etwas so unendlich Anmutiges gab.

Unaufgefordert setzte er sich an den Flügel. Es war ihm ein Bedürfnis, ihnen allen zu danken für die Freundschaft, die sie ihm so unverdient bewahrt hatten.

Er spielte zwei der Präludien, die er in Majorca komponiert hatte. Als er mit einem dritten begonnen, brach er plötzlich ab. Es war das Regenpräludium. Unheilvolle Erinnerungen an die noch immer Geliebte stürmten gleich bei den ersten Takten auf ihn ein und erfüllten seine arme Seele mit bitteren Qualen.

Die Zuhörer verharrten in andächtig erwartungsvollem Schweigen. Würde er ihnen noch eine andere Gabe bringen? Als er die Tasten nicht wieder berührte, sondern langsam, beinahe schwerfällig aufstand, zogen sie sich vor dem bleichen Antlitz mit den rätselhaft starren Augen diskret zurück.

Chopin war erschöpft in einen Sessel gesunken. Er bedeckte das Gesicht mit den Händen. Etwas wie Scham und Zorn gegen sich selbst brannte in ihm auf. Wie war es möglich, daß die Erinnerung an eine Frau, die ihn hart und kalt unter einem kleinlichen Vorwand von sich gewiesen, ihn so völlig zu Boden warf!

Leise Schritte in seiner Nähe ließen ihm die Hände von den Augen sinken und eine straffere Haltung annehmen. Sollte er sich zu allem übrigen auch noch bemitleiden lassen?

Ein eisiger Schreck durchfuhr ihn. Er schnellte auf wie von unsichtbaren Mächten emporgerissen. Um Gott, wer hatte ihm das getan?!

Kaum Armeslänge von ihm entfernt stand George, bleich wie er, die schönen Augen mit flehendem, Versöhnung heischendem Blick auf ihn gerichtet. Sie streckte die Hände nach den seinen aus. Eines Gedankens Länge faßten seine eiskalten Finger die ihren. Dann ließ er ihre Hand wieder fallen.

Totenblaß, Tränen in den Augen, schüttelte er sanft das Haupt. Dann verließ er schweigend den Salon.

Ein dem Tode geweihter Mann, kehrte Chopin im Herbst aus England zurück. So sehr er sich auch bemühte, seinen Freunden die Hoffnungslosigkeit seines Zustandes zu verbergen, er vermochte es nicht.

Schweren Herzens sahen sie ihn langsam dahinschwinden, ohne ihn halten zu können.

Schon im September hatte er seine dunkle, unfreundliche Wohnung in der Rue Chaillot mit einem freundlicheren Quartier, Place Vendôme Nr. 12, vertauscht. Er tauschte Gutmann und den anderen Freunden, die ihn kaum noch verließen, lebendiges Interesse an der Einrichtung dieser neuen Wohnung vor. Er gab Anweisungen über das Aufstellen der Möbel, er ließ Handwerker kommen, er probierte wie sein geliebter Pleyel in der neuen Umgebung klang.

Über alledem brach er klaglos zusammen; mit dem Beginn des Oktober konnte er sein Bett nicht mehr verlassen.

Gutmann rief Chopins geliebte Schwester, Louise Jedrzejewicz, zur Pflege herbei, die unverzüglich dem Ruf mit ihrer Tochter folgte.

Es war ein trauriges Wiedersehen. Lange Stunden saß Louise an dem Bett des heißgeliebten Bruders, ihn in ihren Armen aufrecht haltend, damit die Beklemmungen ihn nicht erstickten. Sie mußte ihm von der Heimat erzählen, von dem Tod des Vaters, den die Mutter standhaft trug, von den Brüdern und Schwestern, die er alle, ach wie lange, nicht mehr gesehen, die er erst in einem besseren Jenseits wiederfinden sollte.

Während die Geschwister flüsternd saßen, wartete im Salon, neben dem Schlafzimmer, die Fürstin Czartoryska und Gutmann, um die Schwester abzulösen. Im Hintergrund hielten sich die Freunde, die Schüler und Schülerinnen.

Ab und zu wurde einer oder der andere an Chopins Leidenslager geführt, um noch einen letzten Händedruck, einen stummen Blick von ihm zu empfangen. Zweimal hatte Solange Clésinger vergebens auf diese Gunst gewartet.

Beim dritten Mal drang sie darauf, Chopin zu sehen. Erst nachdem sie Gutmann das Versprechen gegeben, nicht ohne besondere Aufforderung des Kranken von ihrer Mutter zu sprechen, und auch dann so kurz und schonend als möglich, erhielt Solange Zutritt.

Chopins Leidensgesicht verklärte sich, als er seinen Liebling sah. Solange kniete an seinem Bett nieder, sanft streichelte er ihr das lockige Haar.

»Bringst du mir Grüße von deiner Mutter, mignonne?« stieß er mühsam hervor.

Eingedenk des Versprechens, das sie gegeben, wagte Solange nicht, ihm zu sagen, daß die Mutter und sie aufs innigste wieder versöhnt seien. Sie nickte nur stumm und legte die Veilchen, die sie ihm mitgebracht, auf sein Bett.

»Ihr seid wieder versöhnt?«

Wieder nickte sie unter Tränen.

Er suchte nach Worten, die die einsetzenden Beklemmungen verschlangen. Louise, die sich diskret im Hintergrund gehalten, trat hilfreich hinzu.

»Was ist es, Frédéric? Möchtest du Frau Sand sprechen?«

Er machte eine Bewegung mit dem Kopf, die ebensowohl ein Ja, wie ein Nein bedeuten konnte.

»Frau Clésinger soll die Mutter von dir grüßen?«

Er stieß ein heiseres, kaum vernehmbares »Ja« hervor. Gutmann mit dem Arzt erschienen in der Tür. Sie machten Solange ein Zeichen.

Weinend beugte sie sich auf seine blassen, durchsichtigen Hände und küßte sie. Dann verließ sie schluchzend das Zimmer.

Im Salon hörte sie, daß der Arzt dem Kranken nur noch wenige Tage gab.

Auf der Treppe traf sie den Abbé Alexander Jelowicki, einen polnischen Emigranten. Als sie noch ein Kind gewesen, hatte sie ihn öfters bei Chopin gesehen. Hatte Chopin ihn gerufen, damit er ihm die letzte Beichte abnähme? Solange weinte bitterlich.

Oh mein Gott, wie traurig war die Welt geworden, von der sie nur die Sonnenseite gekannt hatte, bis sie Frau Clésinger geworden! Gottlob und Dank, daß; sie wieder eins mit der geliebten Mutter war. —

Von Tag zu Tag lagerten sich die Schatten des Todes dichter um den Kranken.

Während der Anblick des langsam und qualvoll Sterbenden seinen Freunden das Herz zerriß, blieb Chopin selbst ruhig und gefaßt.

Zu lange schon hatte er dem Tode mutig ins Auge gesehen, als daß er ihn plötzlich schrecken sollte, zu unwiderstehlich war er von dem Wunsch überwältigt, ein Leben zu verlassen, das ihn seines heißesten Glückes beraubt hatte.

Sobald die immer häufiger und immer heftiger auftretenden Krisen für kurze Zeit wichen und er die Sprache wieder fand, rief er einen seiner Nächsten an sein Lager.

Mit Gutmann sprach er öfters über George, ohne indes den Wunsch zu äußern, sie noch einmal zu sehen. Er mochte mit der ihm eigenen, zarten Zurückhaltung, die ihm bis zuletzt treu blieb, niemanden an sein Schmerzenslager bemühen.

Er erzählte weniger von George, als daß er sich in liebevollen Worten das märchenhafte Glück zurückrief, das sie ihm einst geschenkt hatte. In abgerissenen Sätzen, oft von qualvollen Beklemmungen unterbrochen, vergegenwärtigte

er sich die verschiedenen Phasen ihres gemeinsamen Lebens.

Dann und wann, in erträglichen Momenten, vertraute er der Schwester und Gutmann seine letzten Wünsche an. Er bat, man möge bei seiner Bestattung das wundervolle Requiem von Mozart spielen. Auf dem Père-Lachaise, zur Seite Bellinis, der ihm während seiner ersten Pariser Jahre sehr nahe gestanden, wollte er begraben sein.

Er bat, ihn polnischer Sitte gemäß, in seinen Kleidern in den Sarg zu betten, in dem Gesellschaftsanzug, in dem er zum letzten Male öffentlich gespielt hatte.

An einem trüben Oktobersonntag traf seine Liebblingsschülerin, die Gräfin Delphine Potocka, ein. Auf die Nachricht der drohenden Gefahr, in der Chopin schwebte, war sie von Nizza nach Paris zurückgeeilt.

Groß, schlank, weißgekleidet wie eine der Seraphgestalten der mittelalterlichen Meister, stand sie an seinem Sterbelager.

Eine große, heilige Freude leuchtete in Chopins Antlitz auf.

»Deshalb hat Gott gezögert, mich abzurufen, damit ich diese Freude noch erleben sollte,« flüsterte er. Dann, nachdem er der ersten Bewegung Herr geworden, bat er die Gräfin, ihn noch einmal ihre Stimme hören zu lassen.

Bestürzt sahen sich Gutmann, die Gräfin, Louise an. Sie glaubten, er phantasie.

Als er seine Bitte wiederholte, wagte niemand, sich ihm zu widersetzen. Das Klavier wurde aus dem Salon bis an die Tür des Krankenzimmers gerollt.

Mit Anfangs schluchzender Stimme und tränenüberströmten Wangen sang die Gräfin Stradellas Hymne an die Jungfrau.

Nach und nach wurde ihr Ton fester.

»Wie schön das ist! Mein Gott, wie schön das ist! Noch einmal, ach, noch einmal!«

Noch einmal setzte die Gräfin ihre fast versagenden Kräfte dafür ein, diesen letzten Wunsch Chopins zu erfüllen. Sie nahm aufs neue am Klavier Platz und sang einen Psalm von Marcello. Sie sollte nicht damit zu Ende kommen. Schweres, rasselndes Röcheln unterbrach ihren Gesang. Betend und weinend sanken die Anwesenden in die Knie. Sie glaubten nicht anders, als daß die letzte Stunde des Geliebten gekommen sei.

Zwei Tage später erst, am 17. Oktober, wurde Chopin erlöst. Als er aus einer krampfhaften Schlafsucht erwachte, fragte er mit kaum vernehmbarer Stimme: »Wer ist bei mir?«

Dann neigte er sein Haupt, das Gutmann gestützt hatte, um die Hand des treuesten Freundes zu küssen. Dank und Liebe spendend, entschlief er.

Ganz Paris weinte um diesen Toten! Wälder von Blumen wurden um ihn angehäuft. Sein Lager, seine Zimmer glichen blühenden Gärten.

Wer irgend Zutritt erhielt, versuchte es, einen letzten Blick auf dieses wundervolle Antlitz zu werfen, dem der schmerzenlösende Tod allen Zauber, alle Anmut jugendlicher Schönheit zurückgegeben hatte.

Mit den Ehren eines Fürsten wurde Chopin am 30. Oktober 1849 bestattet. Die breiten, zur Madeleine führenden

Straßen waren überfüllt. Nur den wenigsten von Chopins Anhängern konnte auf besonderen Karten Einlaß gewährt werden.

Um elf Uhr wurden die Kirchentüren geöffnet, und kaum eine halbe Stunde später war der weite Raum von mehr als dreitausend Personen besetzt, die gekommen waren, Friedrich Chopin die letzte Ehre zu erweisen.

In der Mitte der Kirche, über dem Sarg, war ein hochaufstrebendes Mausoleum errichtet worden, mit schwarzen, silbergestickten Draperien behängt.

Der halbkreisförmige Raum hinter den Altarstufen war durch schwarze Vorhänge verdeckt. Mildes Licht aus hundert von Kerzen in florumhüllten Silberkandelabern durchflutete den feierlichen Raum.

Mit dem Trauermarsch des verklärten Meisters, den Reber für diese Weihestunde instrumentiert hatte, begann die Feier. Die Wandlung begleitete Lefébure-Wely mit Chopins Präludien in H- und E-Moll auf der Orgel.

Die Soli in Mozarts Requiem sangen Pauline Viardot-Garcia, die Castellan und Lablache.¹ Eine kaum zu meistern- de Bewegung weihvoller Trauer erfüllte die Madeleine.

Unter den leise verhallenden Klängen des Requiems ward der Sarg emporgehoben. Meyerbeer und der Fürst Czartoryski leiteten den Trauerzug, der über die ganze Länge der Boulevards zum Friedhof Père-Lachaise geführt wurde. Während des ganzen langen Weges hielten Eugène Delacroix, Gutmann, Franchomme und Pleyel die Zipfel des Bahrtuches.

¹Lablache hatte schon bei der Beerdigung Beethovens im Jahre 1827 das Tuba mirum des Mozartschen Requiems zu ergreifender Wirkung gebracht.

Eine große Menge Leidtragender folgte zu Fuß, eine noch größere Menge von Equipagen bildete den Beschluß des Trauerzuges.

Wie Chopin es gewünscht, war ihm in nächster Nähe von Bellini¹ das Grab bereitet worden. Als der Sarg hinabgesenkt wurde, streuten die Freunde polnische Erde über ihn aus, dieselbe polnische Erde, die Chopin bei seinem Abschied aus dem Heimatdorfe Wola in einem kleinen, kunstvoll gearbeiteten Silbergefäß überreicht worden war. So ward sein Herzenswunsch erfüllt.²

Er ruhte in polnischer Erde.

Als die letzten Erdschollen in die Gruft fielen, brach inmitten des Blumenmeeres, das das offene Grab umgab, eine in schwarze Kleider gehüllte Frau mit stöhnendem Schluchzen zusammen.

Aus dunkeln, vielgeliebten Augen stürzten unter dem schützenden Flor Tränen über ein schönes, bronzefarbenes Antlitz, unaufhaltsame Tränen! Tränen des Jammers! Tränen der Reue!

Die Arme einer jungen, blonden Frau schlossen sich zärtlich um die Niedergesunkene.

»Komm, komm meine arme Mama,« flüsterte eine junge Stimme, die dem Toten unendlich lieb gewesen war.

Um ihren Schmerz jedem neugierigen Blick zu entziehen, führte Solange die Mutter auf Umwegen zu einer kleinen

¹Bellinis sterbliche Reste wurden inzwischen, am 15. September 1876, von seinen Landsleuten nach seiner Vaterstadt Catania in Sizilien überführt.

²Chopins Herz wurde in sein Heimatland zurückgebracht und in der Heiligen Kreuzkirche zu Warschau aufbewahrt.

Seitenpforte des Friedhofes, an die sie fürsorglich den Wagen bestellt hatte.

Sie gab dem Kutscher ein Zeichen. Er verstand, faßte an den Hut, die Pferde zogen an.

George hatte, in die Polster zurückgelehnt, still vor sich hingeweint, ohne auf den Weg zu achten, den sie fuhren. Auch als der Wagen am Bahnhof hielt und Solange sie auf den Perron führte, blickte sie nicht um. Ihre Gedanken waren in dunkle Schleier eingehüllt wie ihr Gesicht.

Erst als der Zug Paris verlassen hatte, fragte sie, aufgeschreckt durch die unerwartete Bewegung und den Lärm der rollenden Räder:

»Wo sind wir, Solange? Wo fahren wir hin?«

Solange umfing sie zärtlich.

»Nach Nohant, liebe Mama. Du hast den Herbst in Nohant ja immer so geliebt.«

Sie nickte wortlos. Dann nach einer Weile, als ob sie sich erst habe besinnen müssen, was sie so lange von Nohant ferngehalten, sagte sie leise, wie zu sich selbst:

»Ah, richtig, ja – er bedarf meiner ja nicht mehr. – Ich hätte gar nicht nach Paris zu kommen brauchen. Er hat mich nicht rufen lassen, obwohl ich ihm einmal versprechen mußte, er solle in meinen Armen sterben.«

»Unser armer Chip wollte dir wohl seinen traurigen Anblick ersparen.«

»Ich werde ihn danach fragen, wenn wir uns drüben wiedersehen. Die Ewigkeit ist lang genug, Seelen zu ergründen. – Im Angesicht der Ewigkeit lügt man nicht.«

Dann sank George in ihren Sitz zurück und verfiel in grübelndes Schweigen.

Vor dem Schloßtor erwartete sie Maurice. Er war von Solange über ihre Ankunft mit der Mutter verständigt worden.

Zum erstenmal schlug George die schwarzen Schleier zurück. Mit einem zärtlich wehmütigen Lächeln sah sie ihrem geliebten Jungen ins Gesicht. Sprechern konnte sie nicht.

Maurice führte sie nicht in den Salon, in dem der Pleyelsche Flügel stand, dessen Tasten Chopins feine blasse Hände so oft berührt hatten. Er geleitete sie die Treppe hinauf in ihr kleines Arbeitszimmer, das er mit Herbstblumen und bunten Zweigen geschmückt hatte, wie zu einem Fest.

George nickte ihm dankbar zu. Solange bettete sie auf die kleine Ottomane dicht an dem geöffneten Fenster, durch das die reine, herbe Luft der Berry drang.

George sprach noch immer kein Wort. Still, mit geschlossenen Augen, lag sie, reglos fast, Tag um Tag.

Unten saßen die Kinder in banger Sorge.

»Es geht so nicht weiter, Maurice; sinn' auf etwas, das sie herausreißt.«

Maurice zuckte die Schultern. »Ich weiß nichts mehr, Kleine. Wenn sie nicht einmal Interesse für ihre Korrespondenz, die glänzenden Kritiken, und mein neues Bild hat, das Delacroix ihr so gelobt — —«

Maurice lief, schwere Sorgenfalten auf der jungen Stirn, im Salon auf und ab. Einen ungeduldigen Blick warf er auf das schöne Pastell seines Ahnen, Moritz von Sachsen.

»Du hattest es leichter,« murmelte er, »Dreinhauen und Schlachtengewinnen ist keine so schwere Aufgabe, als eine gebrochene Frau wieder aufrichten, die nichts mehr vom Leben wissen will.«

Dann wandte er sich an Solange.

»Weißt du, Solange, wovor ich mich am meisten fürchte? Daß Mama wieder in jene unheilvollen Zustände mystischer Verzückungen zurückfallen könnte, die, wie uns Boucoiran erzählt, nach dem Abschied von Musset Besitz von ihr nahmen.«

»Wir müssen sie von den Elementen fernhalten, die sich damals ihrer armen Seele bemächtigt hatten.«

Es klopfte leise an der Tür. George' Kammerfrau stand draußen und bat Frau Clésinger zu Madame Sand.

»Ich glaube,« fügte sie mit einem Lächeln hinzu, das ihr häßliches Gesicht eigentümlich verschönte, »Madame haben den Wunsch, in den Park zu gehen.«

Maurice hätte am liebsten einen Freudensprung riskiert, wenn er mit der Schwester allein gewesen wäre. So bezwang er sich und trieb Solange zur Eile.

»Ich erwarte Euch auf der Terrasse. Mach' gute Arbeit, Schwesterchen.« –

Aus der großen Menge von Briefen und Zeitungen, die sich auf dem Tisch im Salon angehäuft hatte, suchte Maurice einiges heraus, mit dem er die Mutter aus dem Bann ihrer Schwermut herauszureißen hoffte.

Zwei Briefe von ihrem Verleger, einen Brief von Boucoiran, ein paar Zuschriften mit deutschen Poststempeln, die der Mutter immer eine besondere Freude machten, da sie ausnahmslos Beweise ihrer wachsenden Popularität auf deutschem Boden enthielten, steckte er zu sich. Dazu einen großen Stoß Zeitungen, in denen er glänzende Besprechungen über Neuauflagen von »La Mare au diable« und »La petite Fadette« gefunden hatte. Ein spaltenlanger Artikel im »Figaro« beschäftigte sich mit der Frage, weshalb die Sand sich nicht entschlösse, die Literatur mit neuen dramatischen

Werken zu bereichern. Zugegeben, »Cosima« sei seiner Zeit schmählich mißverstanden worden, so habe man doch in »François le Champi« ihrem dramatischen¹ Talent vollstes Verständnis entgegengebracht.

Gerade als Maurice seine Auslese beendet hatte, hörte er das Rauschen eines Seidenkleides und Solange's Stimme, die hell und freudig rief: »Da sind wir, Brüderlein. Gib der Mama den Arm. Sie möchte einmal wieder gründlich geliebte Heimatsluft atmen.«

Solange stand schon neben ihm auf der Terrasse und nickte ihm mit zuversichtlichem Lächeln zu, während die Mutter einen kurzen Augenblick zurückgeblieben war und die Hand wie mit zärtlicher Liebkosung auf den Flügel gelegt hatte. –

Schmeichelnd, wie ein warmer, heller Sommermorgen, legte sich dieser Oktobertag um die langsam Dahinschreitenden. Nichts von Sterben, nichts von Vergehen. Die bunte Herbstpracht der Astern und Georginen, die bronzenen Blätter des Ahorn, die goldbraun leuchtenden der Kastanien, das Rostrot der Eichenzweige, glichen vielmehr einer Farbensymphonie von lebensprühender Kraft.

Eine Weile waren sie schweigend dahingegangen. Dann blieb George vor einer im Vorfrühling neu angelegten Blumenrabatte stehen.

»Oh wie schön! Sie hat aber auch einen bevorzugten Platz an der Sonne.«

»Wie du, liebste Mama.« Er zog sie auf die Bank nieder, die er in der Nähe der Rabatte hatte aufstellen lassen.

¹Das dramatische Meisterwerk der Sand, an dem der junge Dumas mitgearbeitet hat, ist »Le marquis de Villemer«, das im Odeon 1853 seine Erstaufführung erlebte und über alle nennenswerten französischen und deutschen Bühnen gegangen ist.

Sie blickte skeptisch auf ihren Jungen und schüttelte den Kopf.

»Die Zeit ist gekommen, Maurice, da sich mir die Sonne und alles was hell und glänzend ist, in Resignation verwandelt.«

»Aber Mama,« protestierte Maurice lebhaft, »hast du vergessen, was du mir – es ist noch gar nicht lange her – über deine Anschauungen, Resignation betreffend, gesagt hast?«

Da sie nichts erwiderte, fuhr er fort: »Ich muß dir gestehen, mein Junge – so sagtest du wörtlich – daß mich das Wort Resignation empört, denn nach der Vorstellung, die ich mir davon mache, ist es eine dumme Trägheit, die sich der unerbittlichen Logik des Unglücks entziehen will, eine Weichlichkeit der Seele, die uns antreibt, unser Heil in egoistischer Weise zu suchen und in stumpfer Untätigkeit die Dinge hinzunehmen, wie sie kommen.«

George blickte unsicher vor sich hin.

Maurice klopfte sie herzlich auf die Wange. »Du hattest sehr recht, empört zu sein, liebe Mama, denn das Bild, das du selbst von der Resignation entworfen, paßt wirklich herzlich wenig zu dir und dem da.«

Und er leerte seine Taschen und warf ihr die ausgesuchten Briefe und Zeitungen übermütig in den Schoß.

Während die Geschwister Arm in Arm zwischen der bunten Herbstpracht des alten Parkes auf und nieder gingen, las George mit immer gesteigerter Aufmerksamkeit.

Es waren weniger die lobenden Worte, die man den Neuauflagen ihrer Werke in den Blättern und in den Briefen aus Deutschland zollte, als die Hoffnungen, die man auf ihr künftiges Schaffen setzte, welche ihr Antlitz belebten, ihrer matten Seele neuen Schwung gaben.

Sie ließ Korrespondenzen und Zeitungen auf der Bank liegen und erhob sich, zuerst nur schwankenden Schrittes, dann immer kräftiger ausschreitend. Sie stieg zu dem kleinen Hügel an, von dem man über Park, Kirche und Dorf fort in die ernste, stille Landschaft der Berry blickt, auf die weitgestreckten, fruchtbaren Äcker mit ihrer schweren, bräunlichen Scholle, auf die dunklen Berge, die sie rings umsäumen.

Vom Dorf herauf klangen die Hämmer der Schmiede, die schweren Tritte der starken Bauernpferde, die das letzte Stroh in die Scheune führen, das Schleifen der Sensen, die auf den Wiesen und an den Grabenrändern die letzte Mahd schneiden sollten.

Wohin sie sah und hörte, umfaßte Auge und Ohr Bild und Klang grundtüchtiger, segenbringender Arbeit.

Und plötzlich, wie ein sanfter Hauch, der aus dem blauen, wolkenlosen Himmel zu ihr niederstieg, vernahm sie zwischen dem Klang der aufschlagenden Hämmer, dem schweren Tritt der Pferde, dem Schleifen der Sensen, den Klang von Chopins leiser, sanfter Stimme. Er sprach zu ihr, wie er schon einmal zu ihr gesprochen, an der gleichen Stelle fast, nur daß sie damals nicht so aufmerksam auf ihn gehört hatte, daß damals ihre Gedanken von ihm fort zu Solange abgeirrt waren.

»George!« sagte die Stimme. »Meine liebe George, ich habe gefunden, jeder Künstler schöpft sein Bestes aus dem Heimatboden, aus der Heimatliebe. Du liebst die Berry, ihr seid eins geworden, einander fest ans Herz gewachsen. Weshalb lassest du deine Menschen, deine Konflikte, deine Handlungen, deine Gefühle und Stimmungen nicht in dem düster feierlichen Boden der Berry wurzeln?«

Feierlich, wie Glockenton schlug Chopins Mahnung an George' Ohr. Schon einmal, in einem dunklen Unterbewußtsein, war sie dem Rat des Freundes gefolgt. Jetzt fühlte sie, sie würde es mit wachen Sinnen können, so lange es Tag war.

Keinen besseren Dank wußte sie dem Toten und den Lebenden, als die Erfüllung der Hoffnungen, die sie auf ihr Schaffen setzten, keine bessere Erhebung über alles persönliche Leid hinaus, als die Arbeit.